Germ. g. 232 h (1
Kohlrausch

<36620101740015 S

<36620101740015

Bayer. Staatsbibliothek

R

Hist. German.

Die

# Teutsche Geschichte.

---

Für Schulen bearbeitet

von

F. Kohlrausch.

---

1 8 1 6.

Bey H. Büschler in Elberfeld.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorrede.

Mein Zweck bei der vorliegenden Arbeit war ein umfassender und dennoch einfacher. Ich wollte der allgemein aufgeregten Theilnahme an der Geschichte unseres Volkes einen Leitfaden geben, welcher die Kenntniß derselben so allgemein wie möglich verbreitete; und dazu hielt ich eine Darstellung für die zweckmäßigste, die in einfacher, kurzer Erzählung einem jeden Leser ein klares, lebendiges Bild gäbe. Es bedurfte dazu keiner künstlichen Ausschmückung, sondern die Geschichte selbst mußte in ihrer ruhig belebten Gestalt, ohne vieles Beiwerk der Worte, möglichst rein und einfach den Abfluß der Zeitalter, aus denen wir geworden sind, vor unsern Augen vorüberführen; und zwar ohne weitere Absichtlichkeit, als die in ihr selbst liegt, nemlich das Große und Würdige, so wie das Eitle und und Schlechte, als solches hinzustellen.

Und wenn mir eine solche Darstellung auch nur einigermaßen gelungen ist, so kann dieses Buch seinen umfassenden Zweck auf mehrfachem Wege erreichen. Es kann sich, — was mein vorzüglichster Wunsch ist, — zunächst an die Jugendbildung anschließen und sowohl dem Lehrer an allen mittleren und höheren Schulen zum Leitfaden des Unterrichts, als den Schülern zum eigenen Nachlesen dienen. Der Lehrer an den oberen Klassen, welcher einer größeren Ausführlichkeit des Vortrages bedarf, wird die Quellen der Geschichte genugsam kennen, um aus andern einen größeren Vorrath an Einzelnheiten hinzuzufügen; der Lehrer an den unteren und mittleren Klassen aber möge es als eigentliches Lesebuch statt der gewöhnlichen Lesebücher gebrauchen, welche ihren Stoff aus dem Gebiete der sogenannten gemeinnützigen Kenntnisse nehmen. Es ist an der Zeit, daß wir unser Volk von dem Vielerlei zum Einfachen zurückführen, damit sich in ihm wiederum ein einfacher, fester Kern der Gesinnung bilde; und nächst der Religion greift kein Zweig des Unterrichts tiefer in die Gesinnung ein, als die Geschichte. Wiederum hat kein Augenblick unserer Geschichte hierzu so dringend aufgefordert, als der jetzige.

Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit; wir sollen uns in unserer tiefsten Eigenthümlichkeit ernsthaft zusammenfassen und als Volk feststellen, um den Gefahren von Außen eine entschlossene, für des Vaterlandes Ehre glühende Brust entgegenzuhalten; wir sollen ferner mit Besonnenheit und Ruhe unsere innern Verhältnisse zu ordnen anfangen, damit das rege Verlangen nach vernunftgemäßer Bildung des öffentlichen Lebens eine feste Gestalt gewinne, und sich nicht durch leere Rede, und durch die Eitelkeit des Begriffsspieles in sich selbst vernichte. Die tägliche Erfahrung lehrt uns, wie wenig noch die Menge für diese Ruhe unb Klarheit des öffentlichen Bewußtseyns gereift ist, ohne welche auch die beste Form der Freiheit leer bleibt. Und wie soll sie dazu erzogen werden, wenn nicht durch die Geschichte, welche auf jeder Seite die große Lehre predigt, daß das Bewahren des rechten Maaßes in allen Dingen die Lebensweisheit der Völker wie des Einzelnen sey? — Ein Volk, ohne die lebendigste Theilnahme an seiner Geschichte, lebt nur in der Gegenwart und ist den Wellen des Zufalls hingegeben. Die, welche sich länger frei und groß erhielten, bewahrten vor allen Dingen in treuer Brust das Bewußtseyn ihrer Vor-

zeit, bis zu dem dunkeln Ursprunge aus dem Schooße der Götter, auf welchen alle, in dem Gefühle, daß die Erde allein nur Irdisches zu erzeugen vermöge, ihr Geschlecht zurückführten. — Bis jezt sind noch wenige große Namen der Vorzeit in dem Munde des teutschen Volkes; und hat es etwa deren nur wenige, die es mit Stolz nennen könnte? — Die Geschichte selbst legt davon ein anderes Zeugniß ab.

Doch, es bedarf der weitläuftigen Rede hier nicht. Das Bedürfniß, aus welchem auch diese Arbeit entstanden ist, ist allgemein gefühlt, und so mag sie es versuchen, die Liebe der vaterländischen Geschichte in dem Schooße der Schulen fest und innig zu begründen. Sie wird, wenn dieses gelingt, auch weiter in das Leben des Volkes übergehen; mittelbar, durch das heranwachsende Geschlecht, und vielleicht früher und unmittelbarer, wenn das Buch durch die Kinder in die Hände der Aelteren kömmt. Darum auch wünsche ich, daß es als eigentliches Lesebuch den Kindern selbst gegeben werde. Sein Umfang ist nicht zu groß dazu, er wird wenig mehr als um die Hälfte dieser ersten Abtheilung wachsen, und doch in solcher Kürze, wie ich hoffe, ein Ganzes bis auf die neueste

Zeit geben, welchem nichts Wesentliches für seinen Zweck fehlt.

In der Darstellung habe ich mich auf der Höhe des Ausdrucks zu halten gesucht, welche mir dem Gegenstande zu geziemen schien, und an einigen Orten auch die gediegene Darstellung älterer und neuerer Geschichtschreiber in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufgenommen, wenn es eine eitle Mühe gewesen wäre, anders erzählen zu wollen. Man halte dieses nicht für ein Hinderniß des Gebrauchs mit Kindern. Auch der bessere Sinn des Kindes erträgt es nicht, daß man ihm von großen Dingen kleinlich rede; und wo hin und wieder etwas vorkömmt, das über seinem Gesichtskreise liegt, da wird der Lehrer mit geringer Mühe nachhelfen können.

Ich habe, aus leicht begreiflichen Gründen, keine Quellen angeführt. Sollte es aber hie und da scheinen, als habe ich Dinge aufgenommen, deren Aechtheit noch kritischen Zweifeln unterliegt, so erwiedere ich, daß dieses absichtlich geschehen ist, wenn nemlich ein solcher Umstand für den Eindruck des Ganzen wohlthätig, und dem Geiste teutscher Eigenthümlichkeit angemessen war. Denn Geschichte und Sage berühren sich auf so naher Gränze, daß eine Darstellung, welche sich

vorzüglich die Erhebung des Gemüths zum Ziele setzt, nicht so scharf zu sondern braucht, als die wissenschaftliche Bearbeitung. Eben so habe ich keinen Werth auf den, jezt häufig geübten, kritischen Scharfsinn gesetzt, welcher sich bemüht, an den Männern oder Begebenheiten unserer Geschichte, welche in dem Glauben der Zeitalter als groß und herrlich gegolten haben, Flecken aufzufinden. Ein solcher Scharfsinn, welcher das Große klein zu machen sucht, schien mir am wenigsten für die Bildung des jugendlichen Gemüthes geeignet; nnd in diesem Sinne will ich mich gern der Partheilichkeit für das Große unserer Geschichte zeihen lassen.

Da die vorliegende Bearbeitung, ihrem Umfange und ihrer Darstellung nach, nicht geeignet ist, die teutsche Geschichte auch in den Kreis der Volksschuken einzuführen, so wird mein nächstes Bestreben auf diesen, höchst wichtigen Zweck gerichtet seyn, und obgleich diese Arbeit schwieriger, als die gegenwärtige seyn mögte, so werde ich doch all meine Zeit und Kräfte anwenden, um auch diese Aufgabe nach bestem Vermögen zu lösen.

Düsseldorf im April 1816

Der Verfasser.

# Einleitung.

## Das alte Teutschland und seine Bewohner.

### 1. Die Natur des Landes und der Menschen.

Unser Vaterland war in alten Zeiten größtentheils ein rauhes und unwirthbares Land, voll ungeheurer Waldungen, Sümpfe und öder Strecken. Der große Hercynische Wald zog sich von den Alpen 60 Tagereisen weit hindurch; und von ihm sind noch der Rheinwald, Schwarzwald, Odenwald, Westerwald, Spessart, Böhmerwald, Thüringerwald, das Fichtel- und Erzgebirge, der Harz und viele andere die Ueberbleibsel. Der Boden war wenig bearbeitet. An Getraide konnte man nur Gerste und Hafer bauen; die Weiden aber waren grasreich und schön, und das Rindvieh so wie die Pferde, wenn gleich klein

und unansehnlich, doch von sehr guter, dauerhafter Art. Edle Obstbäume konnten nicht wohl gedeihen, es wuchsen nur einige Arten wilder Beeren; und die Römer fanden das ganze Land so unfreundlich, daß sie es für unmöglich hielten, jemand könne Italien verlassen, um in Teutschland zu wohnen.

Unsere Vorfahren aber liebten dieses Land über Alles, weil sie als freie Männer darin geboren waren, und weil des Landes Beschaffenheit ihre Freiheit schützen half. Die Wälder und Sümpfe schreckten den Feind, die rauhe Luft so wie die Jagd der wilden Thiere stärkten die Körper der Männer, und bei einfacher, natürlicher Kost, wuchsen sie zu so hohen Gestalten und solcher Kraft empor, daß die andern Völker sie staunend bewunderten. So hart hatten sie sich von Jugend auf gewöhnt, daß sie selbst im Winter sich draußen, im kalten Flusse, badeten, und an den kältesten Orten nur wenig Kleidung trugen. Felle wilder Thiere, die Siegeszeichen ihrer Jagden, hingen von den Schultern herab, doch so, daß ein großer Theil des Leibes unbedeckt war. Die Kinder aber liefen fast ganz nackend umher, ohne ängstliche Pflege und Wartung, und die verweichlichten Völker, welche ihre Kinder nur mit Mühe durch die früheren Jahre hindurch brachten, wunderten sich, wie die Knaben der Teutschen ohne Ammen und Windeln in solcher Fülle der Gesundheit heranblüheten.

Die Römer nannten dieses Volk, nach seiner kriegerischen und tapferen Sinnesart, G e r m a n e n (d. i. Heermannen;) und hielten es, mit Recht, für ein uraltes, reines, ungemischtes

Stammvolk. Es war nur sich selbst gleich; und wie die gleichartigen Gewächse des Feldes, die aus einfachem, reinem Saamen, nicht in der üppigen Pflege des Gartens, sondern in dem gesunden, freien Boden draußen emporwachsen, durch Ausartung nicht von einander abweichen, so war auch unter den Tausenden des einfachen teutschen Stammes nur Eine, feste, gleiche Gestalt. Ihre Brust war breit und stark, ihre Haare meistentheils gelb und lang herabhängend, ihre Augen blau, ihr Blick durchdringend und kühn. — Zur Kriegesarbeit waren sie unermüdet, für sitzende Gewerbe aber unlustig. Sie litten geduldiger Hunger, als Durst; geduldiger die Kälte, als die Hitze des Tages.

Städte liebten und bauten sie nicht, sie verglichen sie den Gefängnissen; nicht einmahl zusammenhängende Dörfer legten sie gern an; so groß war ihre Lust und Liebe zu uneingeschränkter Freiheit. Die Hütte lag meistentheils in der Mitte der Feldmark, die zu ihr gehörte und mit einem Gehege umschlossen war; und eine Anzahl solcher Höfe zusammen bildete eine Mark oder einen Gau. Ja, sehr oft wählten sie ihre Sitze nicht sowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach ihrer Liebe zur freien und schönen Natur. Wo ein Hain, wo eine Quelle sie lockte, sagt ein Römischer Geschichtschreiber, da bauten sie sich an; auf der Höhe des Berges, am steilen Abhange des Felsens, neben dem rauschenden Bergstrome und im Dunkel des waldigten Thales, schlugen sie am liebsten ihre Wohnung auf. Und auch deshalb mogten sie ihr Vaterland so sehr lieben, weil es eine so große Mannigfal-

tigkeit an Höhe und Thal, an Wald und Wasser und Wiese darbot.

Dieses starke Natur-Gefühl, welches in unsern Vorfahren von Anfang gelebt hat, ist ein Grundzug des teutschen Wesens, und schützt uns, so lange wir es bewahren, vor der Erschlaffung der Sinne und der Sitten, in welche die gebildetsten Völker des Alterthums, durch Ueberverfeinerung und Ueppigkeit, und durch das Zusammendrängen in große Städte, versunken sind.

---

## 2. Lebensart und Sitten.

Der Teutschen Lieblingsbeschäftigung war nächst dem Kriege die Jagd; und sie war selbst ein Krieg; denn die Wälder bargen, außer dem noch jetzt gewöhnlichen Wilde auch Wölfe, Bären, Auerochsen, Elennthiere, und viele Arten der großen Raubvögel. Der Ackerbau und die häusliche Arbeit war den Weibern und Knechten überlassen. Daher wurde der Knabe von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt; und das war sein festlicher Tag, wenn er zuerst mit dem Vater im Walde den reißenden Thieren nachjagen, oder mit ihm in die Schlacht gehen konnte. — Man mogte die Germanen leichter dazu bringen, den Feind herauszufordern und Wunden zu holen, als die Erde zu pflügen und die Erndte zu erwarten; ja es schien ihnen sogar feige, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen könnte.

So ist es bei rohen Völkern häufig; aber daneben ist bei keinem die edle Naturanlage, die Zucht und Ordnung, die Keuschheit, die

Treue, die bei den Teutschen war; keines ist, bei welchem ein Wort so viel galt, als bei ihnen; denn es galt ihnen mehr, als ihren Nachkommen die Eidschwüre. Sie waren ein tapferes, freies, züchtiges, gerechtes und ehrenfestes Volk. Dort lächelte niemand, wie der Römer sagt, über Laster, und verderben oder sich verderben lassen, hieß nicht vornehmer Ton; denn bei ihnen vermogten gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze.

Die Mutter ernährte ihre Kinder an der eigenen Brust; sie wurden nicht Mägden und Ammen zugeschoben. Dafür verehrten sie auch die tugendhaften Frauen sehr hoch; ja, sie glaubten, es sey ihnen etwas Heiliges und Ahndungsvolles eingeboren, so daß sie ihren Aussprüchen oft in entscheidenden Augenblicken folgten.

Zu der Morgengabe der Frau gehörte auch ein Schlachtroß, Schild und Waffe; eine Gabe, die bei einem Volke nicht unnütz war, wo die Frauen oft dem Heere in den Krieg folgten. Die Frau sollte sich nicht außerhalb der Tapferkeit, des Krieges und der Waffen halten, und sie wurde daher durch diese heiligen Zeichen der beginnenden Ehe erinnert, sie komme als Gefährtin der Arbeiten und Gefahren des Mannes, im Kriege wie im Frieden, und so müsse sie leben, und so sterben; sie empfange etwas, das sie unverletzt und würdig ihren Kindern übergeben, und was ihre Schwiegertochter wiederum erhalten solle, um es den Enkeln zu überliefern. Und so war diese Gabe gleichsam die geheime, heilige Weihe, und die Schutzgottheit der Ehe.

Der Frauen einfacher Schmuck bestand im Haarwuchs; man gab den Haaren die blonde Farbe, wenn sie sie nicht von Natur hatten, durch künstliche Mittel. Uebrigens findet sich aber bei den Teutschen nichts von den Entstellungen des Körpers, die bei rohen Völkern überall gefunden werden, durch Einritzen und Brennen wunderlicher Zeichen und Zierrathen in die Haut; und so zeigt sich selbst hierin die edlere Natur des uralten Stammes. — Der Mann kannte keinen Schmuck als seine Waffen; Helm und Schild verzierte er, so gut er konnte, und das Horn des erlegten Wildes, am Rande mit Silber eingefaßt, war das kostbarste Trinkgeschirr.

Kein Volk ehrte die Rechte der Gastfreundschaft höher, als die Teutschen. Einen Fremden, wer er auch sey, von seinem Hause zurückzuweisen, wäre sehr schimpflich gewesen. Ein jeder nahm ihn an seinem Tische auf nach seinem Vermögen; war sein Vorrath aufgezehrt, so wurde der, welcher noch eben Wirth gewesen, der Wegweiser und Begleiter des Gastfreundes, und ungeladen traten beide in das nächste, beste Haus ein. Auch da wurden sie gleich freundlich empfangen. Wenn der Fremde Abschied nahm, so erhielt er als Gastgeschenk, was er nur begehrte; und der Geber forderte seiner Seits eben so frei und offen. Das gutmüthige Volk hatte Freude an Geschenken, aber sie rechneten weder die Gabe hoch an, noch wurden sie durch diejenige verpflichtet, die sie empfangen hatten.

Das Leben unter Freunden war sehr heiter. Gleich nach dem Schlafe, den sie gewöhnlich bis in den Tag hinein verlängerten, badeten sie sich;

darauf aßen sie, jeder auf seinem Sessel am besondern Tische. Dann gingen sie bewaffnet zu Geschäften, nicht minder oft aber auch zu Gastmählern. Und dabei pflegte es dann wohl im Rausche zu geschehen, daß Streit und Schmähung, und sogar Blut und Wunden erfolgten. Nicht selten rathschlagten sie aber auch bei den Gastmählern über die Versöhnung zwischen Feinden, über Bündnisse und Freundschaften, über die Wahl der Fürsten, ja über Krieg und Frieden; als wenn zu keiner Zeit das Herz für einfache Gedanken offener und für große glühender wäre. Dann öffneten sie, die weder hinterlistig, noch verschlagen waren, die Geheimnisse der Brust in der fröhlichen Ausgelassenheit des Mahles. Aber am folgenden Tage wurde das, was so an das Licht gekommen war, in endliche Ueberlegung genommen, so daß das Verhältniß beider Zeiten richtig gestellt war; sie rathschlagten, wenn sie sich nicht verstellen konnten, und faßten den Beschluß, wenn sie nicht irren konnten.

Bei ihren Mahlen hatten sie auch eine Art Schauspiele. Nackte Jünglinge, denen das ein Spiel war, tanzten zwischen bloßen Schwerdtern und aufgerichteten Spießen. Das machte Uebung zur Kunst, und Kunst zur Ehre; nicht aber um Lohn und Gewinnst, sondern der Lohn dieses fast kühnen Muthwillens war das Vergnügen der Zuschauer.

Das Würfelspiel trieben sie, — es ist zu verwundern, — nüchtern, als ein ernstes Werk, und mit solcher Begierde um Gewinn und Verlust, daß sie, wenn Alles verloren war, auf den letzten Wurf ihre Freiheit und sich selbst wagten. Der

Verlierende ging in die freiwillige Knechtschaft; wenn gleich jünger und stärker als der Gegner, ließ er sich geduldig binden und als Knecht verkaufen. So standhaft hielten sie ihr Wort, selbst in einer schlechten Sache; sie nannten das Treue, — sagt der römische Schriftsteller.

Und er zeigt uns, wie neben diesen Fehlern, — die jedoch nur das Kleid und die Hülle des ersten Naturzustandes zu nennen sind, — in unserm Volke so große Tugenden, und ein sehr gesunder Verstand wohnten.

---

## 3. Die bürgerlichen Einrichtungen.

Das ganze Volk bestand aus Freien und Knechten. Die Knechte aber hatten ein besseres Loos, als bei andern Völkern. Sie empfingen Haus und Hof und ein Stück Land von ihrem Herrn, und entrichteten ihm dafür eine bestimmte Abgabe an Korn oder Vieh oder an gewebtem Zeuge, welches in jeder Haushaltung selbst verfertigt wurde. Der Waffen aber wurde der Knecht für unfähig gehalten; sie waren das Vorrecht und die Ehre der freien Männer.

Unter diesen gab es zwei Stände, edle Freie und gemeine Freie, oder Adel und Volk. Aus dem Adel wurden die Könige genommen, wo es deren gab, — denn nicht alle Völkerschaften hatten Könige; — die Anführer aber im Kriege, die Herzöge, (die vor dem Heere herzogen), wählten sie nicht nach der Geburt, sondern nach ihrer Tapferkeit und Mannestugend. Ein jeder Stamm, oder mehrere zusammen, machten einen Bund und eine

Eidgenossenschaft aus; und in Allem, was den allgemeinen Bund anging, waren die Gesetze sehr streng. Jede Treulosigkeit, desgleichen Feigheit, wurde mit dem Tode bestraft.

Es galt der Grundsatz: „Einer für Alle, und Alle für Einen, auf Leben und Tod!“

Jeder freie Mann hatte Antheil an der Kraft des Ganzen, denn er war ein Glied der Volksversammlung, welche in allen wichtigen Dingen die Entscheidung gab. An Neumonden und Vollmonden, (dieses Gestirn war der erste Kalender), kam die Gemeinde zusammen; diese Zeiten hielten sie für die glücklichsten zu irgend einem Geschäft. Sie kamen bewaffnet, — Waffen waren das Merkmal der Freiheit; und lieber setzten sie sich der Gefahr des Mißbrauchs aus, als daß Einer ohne Waffen erschienen wäre. Aber er durfte sie nicht tragen, bis er ihrer würdig befunden war; dann schmückte in der Volksversammlung selbst, entweder einer der Fürsten, oder der Vater, oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Speer. Dieses war bei ihnen das Männerkleid, dieses der Schmuck der Jugend; vorher erschienen sie nur als Glied des Hauses, hinfort des Vaterlandes.

Der Gemeinde standen Priester vor; nur Gott war der allgemein gefürchtete Herr, dem zu gehorchen kein Abbruch der Freiheit war; und unter seinem Ansehn hielten die Priester die Menge in Ordnung. Sie geboten Stillschweigen; der König, der Herzog, die Alten, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Adlichen, die von Voraltern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten sey, die Tapfersten, die durch Kriegsthaten bei Allen

in Achtung standen, redeten einfach, kurz, nachdrücklich, nicht im Tone des Befehlens, sondern durch die Kraft der Gründe. Mißfiel der Vorschlag, so verwarfen sie ihn durch Zischen und Gemurmel; gefiel er, so schlugen sie die Waffen klirrend zusammen; die ehrenvollste Weise des Beifalls war, mit den Waffen zu loben.

Bei wichtigen Angelegenheiten rathschlagten erst der König und die Fürsten, (die Vordersten und Ersten) ehe sie die Sache dem Volke vorlegten; und so geziemt es sich für eine gute Verfassung, weil die Menge nur über eine einfache und klare Sache einen Beschluß fassen kann.

In diesen wenigen, einfachen Zügen uralter germanischer Einrichtungen, ist das Vorbild der ächten teutschen Verfassung gegeben, und alle Staatsweisheit niedergelegt, deren wir zu jeder Zeit bedürfen. Das teutsche Volk, das einen Fürsten aus altem, edlen Stamme hat, zu welchem es ein wohlbegründetes Vertrauen hegen kann; dessen Vorsteher in Krieg und Frieden nicht nach der Geburt, sondern nach dem Verdienste ausgewählt werden; und das eine Volksvertretung besitzt, in welcher alle Stände ihre Fürsprecher haben, denen der Fürst, nach der Berathung mit seinen ersten Dienern, die Angelegenheiten des Vaterlandes vor Augen legt, — ein solches Volk muß gute Gesetze haben und wohl regiert werden, — oder es ist solches Glückes in sich selber nicht würdig.

## 4. Die Kriegsordnung und die Waffen.

Wenn eine große Gefahr dem Volke drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land geschehen sollte, so wurden alle freie Männer zu den Waffen gerufen, und das war der Heerbann. Er zog aus unter dem Panier des Nationalgottes, welches die Priester voran trugen. Die Fürsten und Richter eines jeden Gaues waren auch seine Anführer im Kriege; die Genossen Einer Mark und Eines Geschlechtes fochten zusammen, und wenn der Zug in ein fremdes Land ging, so folgten Weiber und Kinder und Heerden, und alles bewegliche Gut, so daß der Krieg eine Wanderung wurde. Auf solche Weise war Alles vereinigt, was ihre Tapferkeit anfeuren konnte; neben jedem Streiter seine nächsten Verwandten, Genossen und Freunde, und hinter der Schlachtordnung die Weiber und Kinder, deren Zuruf sie hörten. Zu den Müttern und Frauen kehrten sie verwundet zurück, und diese erblaßten nicht, die Wunden zu untersuchen und zu zählen. Man liest, wie die Weiber einige schon weichende Schlachten wieder hergestellt haben durch ihr standhaftes Flehen, durch die Furcht vor ihrer Gefangenschaft, ja, indem sie selbst die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurücktrieben.

Außer dem Heerbann, dem allgemeinen Aufgebot der Volkseidgenossenschaft, gab es noch eine, auf freiwilliges Zusammentreten gegründete Waffenfreundschaft, die man das Gefolge nannte. Kriegslustige Jünglinge sammelten sich um den, bewährten, hochgeachteten Anführer, und

schwuren, vereint mit ihm zu leben und zu sterben. Unter diesem Gefolge war ein großer Wetteifer, wer bei seinem Kriegsfürsten die erste Stelle hätte, denn das Gefolge hatte seine Stufen; die Fürsten aber wetteiferten, welcher die meisten und besten Gefährten hätte. Nicht nur bei seinem Volke, sondern auch bei den Benachbarten war es ihm ein hoher Ruhm, wenn er durch die Zahl und Tapferkeit seines Gefolges glänzte; man rief ihn zu Hülfe, man schickte ihm Gesandtschaften, man ehrte ihn mit Geschenken; oft wehrte er blos durch den Ruf seines Namens einen Krieg ab. Wenn es zur Schlacht kam, so war es dem Führer eine Schande, an Tapferkeit besiegt zu werden, dem Gefolge aber, es der Tapferkeit des Fürsten nicht gleich zu thun; für das ganze Leben aber war es ein Schimpf, seinen Fürsten überlebend aus der Schlacht heimgekommen zu seyn. Die Treue war so groß, daß kaum ein Beispiel der Art gefunden wird. Den Waffenherrn vertheidigen, beschirmen, die eigenen tapferen Thaten seinem Ruhme zulegen, war die heiligste Pflicht. Die Fürsten stritten für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Wenn der Stamm, zu welchem sie gehörten, in langem und trägem Frieden saß, so zogen die meisten kühnen Jünglinge, mit einem solchen Waffenherrn, freiwillig zu den Völkerschaften, die Krieg hatten; Ruhe war ihnen verhaßt, und unter Gefahren war Ruhm und Beute des Tapferen Lohn. Auch forderte das Gefolge von seinem Fürsten jenes kriegerische Roß, jenen blutigen und siegreichen Speer; und so konnte ein großes Gefolge am leichtesten durch Krieg und Beute erhalten werden.

Diese beiden Theile der Kriegsordnung bei den alten Germanen verdienen großes Lob. Zuerst ist Wehr- und Waffenfähigkeit eines jeden Mannes heiligste Pflicht. Das Recht der Waffen muß er sich nicht nehmen lassen, denn mit ihnen gäbe er sein bestes Theil, die Mannhaftigkeit der eigenen Brust, dahin; und in der Meinung, die Tugenden der Tapferkeit und der Todesverachtung dem eigentlichen Kriegerstande übertragen zu haben, dessen alleiniger Beruf sie seyen, würde er bald in feige und knechtische Gesinnung versinken. Daher soll ein jeder Mann auch Krieger seyn, und in der Gefahr des Vaterlandes sich nicht scheuen, aus seiner Werkstatt und hinter seinem Pfluge weg flugs heranzutreten, sein Schwerdt umzuthun, und gegen den Feind zu stehen. Das ist der Heerbann unserer Vorfahren, und das ist Landwehr und Landsturm. Aber es muß daneben auch solche geben, die aus der Waffenkunst ihr eigentliches Geschäft machen, die durch Fleiß und Uebung in allen Fertigkeiten und Kenntnissen, die dazu gehören, es zu der höchsten Vollkommenheit bringen, so daß sie der andern Vorbild und Lehrer seyn können; auch, damit jeder unvorgesehene Anfall des Feindes eine immer bereite Schaar in den Waffen finde. Es werden dazu die kriegerischsten Gemüther aus dem ganzen Volke zusammentreten, und einen Bund der Tapferkeit und Heldentugend schließen. Eine solche Schaar waren die Waffenbrüder bei den alten Germanen und eine solche soll der Kern der neuern Heere seyn. *) —

---

*) Aber dreierlei soll dabei ernstlich in Acht genommen

Die Waffen der alten Teutschen waren Schild und Speer, nach ihrer Benennung Pfriemen, mit einem schmalen und kurzen Eisen, das aber so scharf und zum Gebrauche geschickt war, daß sie mit derselben Waffe, wie es eben Noth that, in der Nähe oder Ferne fochten. Aus Mangel an Eisen trugen nur wenige Panzer, und kaum einer oder der andere einen Helm; selbst Schwerdter waren selten, und die Schilder nur von Holz, oder aus Weidenruthen zusammengeflochten. Und dennoch richteten sie mit so einfachen Waffen so Großes aus, weil der Arm und der Muth mehr thut, als die Waffe. Nur einige Völkerschaften, die an der Ostsee wohnten, mögen aus Schweden Eisen geholt haben, denn die Cimbern z. B. konnten Tausende von gepanzerten Reutern in's Feld stellen.

---

werden: Einmahl, daß ihrer nicht zu viele sind, damit sie nicht den besseren Theil der Staatskraft dahin nehmen; zweitens, daß sie immer in ernster und strenger Thätigkeit erhalten werden, damit der Müßiggang sie nicht erschlaffe und verderbe; und drittens, daß sie sich nicht an ihre Waffenführer enger anschließen, als an ihre Mitbürger, und das Vaterland über jenen vergessen. Die großen Warnungszeichen stehen in der Geschichte aufgerichtet, und auch die Gefolge bei den Teutschen stehen als ein solches da. Es geschah späterhin, daß die Waffengefährten eines Heerfürsten, der sie zu Eroberungen und zu Raub und Beute führte, mehr an ihm, als an ihrem Vaterlande und Volke hingen, und ihm zu der Aufrichtung seiner alleinigen Gewalt halfen. Durch sie allein führte er fortan seine Kriege, und mit ihnen hielt er die Menge des Volks im Gehorsam; sie sonderten sich von den fleißigen und ruhigen Bürgern ab, diese wurden unkriegerisch und knechtisch, die andern aber trotzig und wild und ungerecht; und die alte freie Verfassung ging zu Grunde.

Ihre Pferde waren weder durch Schönheit, noch durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, aber sehr dauerhaft; und die Teutschen wußten sie so gut abzurichten, daß sie oft die vollkommen bewaffnete und berittene römische und gallische Reuterei über den Haufen warfen. Sie achteten diese gering, weil sie Sättel gebrauchten; das schien ihnen unmännlich und weichlich, und sie selbst saßen auf dem bloßen Rücken der Pferde. Doch war die Stärke der Schaaren im Fußvolk, und sie stellten die hurtigsten und kräftigsten ihrer Jünglinge, vermischt mit den Reutern, in's Vordertreffen, um den Reihen derselben Festigkeit zu geben. Die Reuter wählten sich ihre Gefährten selbst unter den Fußkämpfern, und so hatte bei ihnen in der rohen Arbeit des Krieges auch das Gemüth und die wechselseitige Liebe ihre Stimme. Diese nun hielten zusammen im Getümmel der Schlacht, und kamen einander zu Hülfe, wenn der Streit hart war. Sank einer mit schweren Wunden vom Pferde, so umstanden ihn schnell die Fußgänger und beschützten ihn. Wenn man rasch und weit vorwärts oder zurück sollte, so war die Geschwindigkeit derer zu Fuß durch anhaltende Uebung so groß, daß sie, an den Mähnen der Pferde sich haltend, diesen im schnellsten Laufe gleichkamen.

Ihre Schlachtordnung war meistens keilförmig, damit sie die Reihen der Feinde schnell durchbrechen konnten. Vor der Schlacht sangen sie den Schlachtgesang oder Bardit, welcher die Gemüther entflammte, und selbst eine Weissagung von des Treffens Ausgang war. Der Feldherr hoffte, oder fürchtete, je nachdem der Gesang kräftiger oder matter ertönte. Oft hielten sie, um den

Schall fürchterlicher zu machen, die hohlen Schilde vor den Mund.

Den Schild im Stiche zu lassen, war eine unauslöschliche Schande; wer sich so beschimpft hatte, durfte weder dem Gottesdienst beiwohnen, noch in der Volksversammlung erscheinen, und viele, die der Schlacht glücklich entronnen waren, konnten ein so trauriges Leben nicht ertragen, sondern endigten es durch freiwilligen Tod. Für die beste Reuterei wurde die der Tenchterer, eines Volkes in Westphalen, gehalten. Zu Fuß aber that es kein Volk den Katten, das sind die jetzigen Hessen, zuvor. Sie waren mehr als alle andere an Kriegszucht und Ordnung gewöhnt, und wußten befestigte Lager aufzuschlagen; dabei waren sie besonders groß, kraftvoll und unerschrocken, und ihr kriegerischer Blick schreckte. Schlagen konnten sie alle, wie die Römer sagen, nur die Katten wußten Krieg zu führen; und was sehr selten bei barbarischen Völkern ist, sie setzten mehr in den Feldherrn, als in das Heer. Das Glück zählten sie unter die zufälligen, die Tapferkeit unter die gewissen Dinge.

Ihre Jünglinge ließen Haar und Bart lang wachsen, und trugen einen eisernen Ring, das Zeichen der Unfreien, am Arme, bis ein erschlagener Feind ihre Mannhaftigkeit erwies; über seinem Leichnam und der Waffenbeute machten sie das Gesicht wieder frei, und rühmten sich dann erst, den Lohn für das Leben bezahlt zu haben, und des Vaterlandes und der Vorfahren würdig zu seyn. — So sind auch in den Tagen der höchsten Gefahr, als die Zeit gekommen war, da die Schmach von dem Vaterlande genommen werden

sollte, aus vielen teutschen Völkerschaften muthige Jünglinge freiwillig hervorgetreten, und haben sich nicht eher würdig gehalten, Männer zu heißen, und Amt und Ehre unter ihren Mitbürgern zu bekleiden, bevor sie nicht durch tapfere Thaten dem Vaterlande ihre Pflicht entrichtet hätten.

## 5. Die Religion.

Der Teutschen Gottesdienst schloß sich an die Natur an, er war eine Verehrung ihrer großen Kräfte und Erscheinungen; aber er war viel einfacher und erhabener, als der Naturdienst der andern alten Völker, und trug das Gepräge ihres unmittelbaren, tiefen Naturgefühles. Wenn gleich noch roh, fühlten sie doch die Ahndung der unendlichen und ewigen göttlichen Kraft in ihrer Brust; denn sie hielten es der Würde der Gottheit entgegen, sie in Mauern einzuschließen, oder irgend in menschlicher Gestalt nachzubilden. Nicht Tempel baueten sie, sondern Haine und Wälder, denen die Natur die Säulen gebaut hatte, und deren Decke der unendliche Himmel selbst war, weiheten sie zu Heiligthümern, und benannten nach dem Namen der Gottheit das Geheimniß, welches sie allein durch gläubige Andacht schaueten. Und noch mehr unterschieden sie sich von allen alten Völkern durch den festen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, die bei ihnen alle Todesfurcht vertilgte. In der Hofnung eines andern Lebens, gaben sie sich selbst den Tod, wenn das Leben nur durch Knechtschaft erkauft werden konnte.

Diese edle Naturanlage, und diese Reinheit

ihrer Religionsbegriffe, machte die teutschen Völker späterhin besonders geschickt zu der Aufnahme des Christenthums. Sie wurden das Gefäß, welches sich Gott für die reine Bewahrung seiner Lehre auserséhen hatte. Denn Juden und Griechen und Römer waren schon durch Sinnlichkeit und Laster entkräftet; sie konnten die neue Lehre nicht fassen, noch halten, wie, nach dem Bilde der Schrift, der alte Schlauch den neuen Most nicht halten kann.

Die alten Teutschen verehrten, gleich den Persern, Sonne und Feuer; als obersten Gott aber den Wodan (Guodan, den Goden, Guten, Gott). Sie nannten ihn auch mit einem schönen Namen Allvater. — Der Sonne hielten sie, in den heiligen Hainen, weiße Pferde, welche, vor den geweihten Wagen gespannt, von dem Priester, oder dem Fürsten, geführt wurden. Diese achteten sorgfältig auf ihr Wiehern, denn das galt ihnen, wie gleichfalls den Persern, als eine Vorbedeutung der Zukunft.

Als die wohlthätigste Göttin verehrten sie die Mutter Erde; sie nannten sie Hertha, und von ihrer Verehrung wird uns Folgendes erzählt: „Es war auf einer Insel im Meere ein heiliger Hain, und in demselben ein geweihter, mit Teppichen bedeckter Wagen. Bisweilen, (das merkten die Priester), stieg die Göttin von den heiligen Wohnungen herab; dann fuhr der Wagen, mit geweihten Kühen bespannt, vom Priester in tiefster Ehrfurcht begleitet. Dann waren die Tage fröhlich, die Orte festlich, die sie ihrer Gegenwart würdigte; dann zogen sie in keinen Krieg, ergriffen keine Waffen, verschlossen ruhte alles Eisen;

man kannte nur Friede und Ruhe, und liebte sie allein, bis der Priester die, des Umgangs der Sterblichen gesättigte, Göttin in den Tempel zurückführte. Darauf wurde der Wagen und Teppich, und, wenn man es glauben will, die Göttin selbst in einem geheimnißvollen See gebadet; Sklaven verrichteten den Dienst, die sogleich derselbe See verschlang. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das seyn möge, das nur, die sterben mußten, erblickten."

„Jene Insel des heiligen Haines steht noch im Meere, (erzählt ein Jetziger) das lieblichste Eiland der Ostsee. Ihr Name heißt Rügen, und noch wird Germanisch in ihr gesprochen. Ein anderes Geschlecht, und ein anderer Gott haben die alten verdrängt, aber die unsterbliche Sage bleibt lebendig. Noch zeigt der Eingeborne dem Fremdling den heiligen Hain, wo einst freudige und freie Menschen sich zum Frühlingsfest der Mutter Erde versammelten, und der Priester mit dem Wagen den fröhlichen Umgang hielt. Noch ruht der Herthasee mit seinen tiefen Wassern, zirkelrund, von moosigen Hügeln umschlossen, und von dunkeln Bächen beschattet; heilige Schauer wehen um ihn, stille Füße umwandeln ihn: nur das Geläut der Heerden oder eine Ente oder ein Taucher, der aus den Binsen aufrauscht, stören die feierliche Stille. An seinem nördlichen Ende liegt mit hohen Wällen die Burg mit dem Eingange, wo das Bild der Göttin verehrt ward; auch sie jetzt mit Binsen bewachsen; umgestürzte Altäre und Opfersteine erinnern an frühere Zeiten; tausend Schritte davon das offne Meer, und die Schiffe, und die herrliche Stubbenkammer, und

der Königsstuhl mit seinen erhabenen Pfeilern; — auch sie und der Wald umher mit Feuer und Beil von den französischen Fremdlingen geschändet, die alles Heilige entweihten! — Erstehet ihr Rächerseelen der Helden!" — (Sie sind erstanden!)

Seinen Ursprung leitete das Volk gleichfalls von den Göttern her. Der Gott Teut oder Tuiskon (welches Stärke bedeutet) hatte einen Sohn, Man, der war der Stammvater des Volkes; von ihm benannte dasselbe alle seine männlichen Nachkommen.

Auch auf Weissagungen und Vorbedeutungen hielten sie viel, wie schon des Wieherns der heiligen Sonnenpferde gedacht ist. Wenn sie einen Krieg hatten, so nahmen sie oft von dem feindlichen Volke einen Gefangenen und ließen ihn mit einem von ihren Landsleuten, jeden mit seinen vaterländischen Waffen, einen Zweikampf halten; der Sieg des einen oder des andern wurde als eine Vorbedeutung oder als ein Gottesgericht angenommen.

Bei den Begräbnissen war kein Gepränge; nur wurde der Leichnam des Vornehmen wohl mit kostbarem Holze verbrannt, und zugleich mit ihm seine Waffen oder sein Streitroß. Das Grabmahl war ein Hügel von Rasen. Prächtige Denkmähler verschmähten sie, als den Todten lästig. Wehklagen und Thränen legten sie bald, die Traurigkeit aber spät ab. Den Frauen hielten sie die Klage für geziemend, den Männern aber Erinnerung.

## 6. Die teutschen Stämme und Völkerschaften.

Die vielen einzelnen Völkerschaften, die Teutschland bewohnten, vereinigten sich unter drei Hauptstämmen.

1) Im nordwestlichen Teutschland, zwischen Elbe und Rhein, also um die Aller, Leine, Weser, Lippe, Ruhr und Ems wohnte der sächsische Stamm. Mit diesem Namen können wir die dort wohnenden Völker zusammen fassen, denn sie beschäftigten sich vorzüglich mit dem Ackerbau, hatten feste Wohnplätze und waren daher Einsassen, Sassen, statt daß die Völker jenseits der Elbe und im südlichen Teutschland mehr eine unstäte Lebensart führten und daher Sueven, Schweifende, hießen. — Von den Völkern sächsischen Stammes gilt vorzüglich, was oben über die Wohnart der Teutschen gesagt ist; sie hatten sich meistentheils einzeln angebaut, wie ein Platz ihnen gut schien, und wie noch in einem großen Theile von Westphalen und in den Heidegegenden zu sehen ist. Jeder Hof hatte seine Feldmark um sich herum, und das Ganze war gemeiniglich mit Hecke oder Erdwall eingehegt. Jeder Hausvater war Herr in seinem Gehöfte, und durch freiwilligen Bund mit einer Anzahl anderer Hofherren zu einem Gau verbunden. Noch 800 Jahre nach Christi Geburt gehorchten die Sachsen keinem Könige, sondern selbstgewählten Vorstehern ihrer Gaue, aus welchen, zur Zeit des Krieges, oder für gemeinschaftliche Unternehmungen, ein allgemeiner Herzog oder Heermann, oft durchs Loos, gewählt wurde.

Solche Einrichtung mag für die Kraft des ganzen Volkes, gegen Fremde, nicht die günstigste seyn; aber dem einzelnen Manne giebt es einen starken und selbstständigen Sinn, wenn er in seinem Hause und Hofe der alleinige Herr ist, und Frau und Kind durch seine eigene Kraft beschützen muß. In Dörfern oder gar Städten, wo er dicht unter Vielen wohnt, verläßt er sich auf den Schutz der anderen, und wird darüber gar leicht feige und träg. Der einzelne Wohner dagegen lebt in seiner oft trotzigen Einsamkeit, und ist dennoch menschlich und gastlich gesinnt; der Nachbar und Freund, ja sogar der Fremde, findet an seinem Heerde eine immer bereite Stätte. Denn er fühlt es immer, wie der freundliche Anblick des Menschen dem Gemüthe wohl thut, und wie groß das Verlangen nach der Anmuth geselliger Rede ist; dahingegen der Städter, der auf jedem Schritte einer Menge begegnet, sich gewöhnt, an dem menschlichen Antlitze kalt vorüberzugehen. Wenn der Sachse, mit dem Jagdspeer in der Hand, durch Schnee und Sturm über die Haide geschritten war, so lachte ihm, gleich einem glücklichen Eylande auf wüstem Meere, die Hütte des Gastfreundes entgegen.

Die Hauptvölker sächsischen Stammes waren: die Cherusker, am Harz und an der oberen Weser; die Fosen, im Kalenbergischen und Hildesheimischen; die Dulgibiner, im Herzogthum Westphalen; die Usipeter, in der Wetterau; die Tenchterer, ihre Nachbaren; die Sigambrer, zwischen der Sieg, der Lippe und dem Rheine; die Brukterer, an der Ems, Lippe und Ruhr; die Marsen und Amsiba-

rier (Emsfahrer) im Münsterschen; die Friesen, an der Nordsee, bis zur Ems; die Chauken, zwischen der Ems und Elbe, die Weser umschließend, ein großes, gerechtes, und geachtetes Volk. Von denjenigen unter ihnen, die dicht am Meeresufer wohnten, erzählt ein Römer; „der Ocean schwellt täglich zweimahl bei ihnen so hoch an, daß man unschlüssig wird, ob man diese Gegend Land oder Meer nennen soll. Sie haben sich Hügel, so hoch, als das Wasser steigt, aufgeworfen, und auf diesen ihre Hütten gebauet. Die vom Meer herbeigetriebenen Fische fangen sie mit Netzen von Schilf und Seerohr. Sie haben weder Milch noch Vieh, weder Wildpret noch Gesträuche. Die Erde trocknen sie mehr an der Luft, als an der Sonne, um daran ihre Speisen zu kochen. Sie haben kein anderes Getränk, als Regenwasser, das sie vor ihren Hütten in Gruben auffangen.“ Und dennoch däuchte ihnen die Freiheit in diesen Sitzen lieblicher als das herrlichste Land unter fremden Herren.

2.) **Die suevischen Völker** waren schon früh in einem großen, kriegerischen Bunde vereinigt, und umgaben die Völker Sächsischen Stammes vom Rheine bis an die Ostsee, so daß sie an dem rechten Elbufer, an der Havel und Spree und Oder, dann in der Mitte Teutschlands, in Thüringen und Franken, an der Saale, am Mayn, und hinauf bis an den Neckar und die Donau wohnten. Die Catten aber, die auch zum suevischen Stamme, aber nicht immer zum Bunde gehörten, erstreckten sich im westlichen Teutschlande an der Lahn hinab bis an den Rhein.

Die Grundzüge des suevischen Bundes waren durchaus kriegerisch; die Liebe der Waffen sollte in allen lebendig erhalten werden, auf daß sie zu jeder Unternehmung stets bereit seyn möchten. Daher hatten die Einzelnen kein bestimmtes Maaß an Länderei, sondern die Fürsten und Vorsteher theilten den Familien jährlich so viel Land zu, wie und wo es ihnen gut däuchte; auch durften sie nicht einmahl denselben Acker zwei Jahre hinter einander bestellen, sondern mußten mit anderen tauschen, damit keiner sich zu sehr an den Boden gewöhnen, und den festen Wohnplatz lieb gewinnen möchte, und die Lust des Krieges mit dem Ackerbau vertauschte. Wenn der Einzelne ein weites Gebiet erwürbe, so fürchteten sie, möchte der Mächtige den Armen verdrängen, sich zierliche Häuser erbauen, und durch Begierde nach Reichthümern Partheiungen und Spaltungen entstehen. — Außerdem mußten jährlich aus jedem ihrer hundert Gaue tausend Männer in den Krieg ziehen, die übrigen aber, die zu Haus blieben, den Acker für diese mitbestellen. Im folgenden Jahre waren umgekehrt die andern unter den Waffen und jene blieben zu Hause; so daß sowohl der Feldbau als auch die Kunst der Waffen in beständiger Uebung war.

Sie hielten es für einen Ruhm, wenn an ihren Gränzen das Gebiet weit herum wüst lag, zum Zeichen, daß die Nachbar-Völker ihrer Gewalt nicht hatten widerstehen können. Auch mogte es ihnen so sicher erscheinen gegen plötzlichen Ueberfall.

In diesen, wenngleich rohen, Grundzügen des suevischen Bundes, zeigt sich schon ein großer

Gedanke, und beweiset, daß unsere Vorfahren zur Zeit von Christi Geburt keinesweges zu den wilden Völkern gezählt werden dürfen. Was Lykurg durch seine Gesetzgebung bei den Spartanern bewirken wollte, und weshalb auch er seinen Bürgern kein festes und abgesondertes Eigenthum gestattete, das sollte auch die Grundlage und die zusammenhaltende Kraft des suevischen Bundes seyn: Ein so starker, durchgreifender Gemeinsinn, daß der Einzelne sich durchaus dem Ganzen unterordnen, nur in dem Ganzen und für dasselbe leben sollte. Nicht durch Eigennutz, nicht durch Partheisucht, nicht durch Trägheit sollte sich irgend einer von den Uebrigen absondern oder sein eigenes Wohl für wichtiger achten, als das des gesammten Bundes. Welch großes Verständniß der Welt und der menschlichen Dinge, welch klares Bewußtseyn, und welche Ordnung setzt eine solche, durchgreifende Einrichtung voraus!

Gegen die Sachsen bilden die Sueven einen geraden Gegensatz. Bei jenen war die größte Freiheit und Selbstständigkeit des Einzelnen, und wir haben gesehen, wie die Ausbildung seiner menschlichen und männlichen Tüchtigkeit dabei gewinnen mußte; bei den Sueven mußte sich der Einzelne in dem Ganzen verlieren und dieses stand in der vollen Kraft und Blüte der Einheit da.

Einzelne Völkerschaften des suevischen Stammes sind: Die Langobarden, oder Longobarden, gering an Zahl, aber furchtbar durch Tapferkeit. Ihren Namen haben sie entweder von ihren langen Bärten, oder von den langen Hellebarden, die sie trugen, oder von der langen Börde, dem Landstrich an dem rechten Ufer der Elbe,

neben dem Magdeburgischen, wo ein Theil von ihnen wohnte. — Die Reudinger, nördlich von den Langobarden. Die Semnoneu an der Oder, Havel und Spree. Die Avioner, Angeln, Variner, an der Küste oder in der Nähe der Ostsee. Die Marsinger und Burier, in den Marken. Die Hermunduren, in der Mitte Teutschlands, vom Thüringer Walde und dem Fichtelgebirge bis an die Donau. Die Markmänner oder Markomannen, Hüter der Mark oder Gränze, zuerst in der Nähe des Oberrheins, dann, um Christi Geburt, sich von den Römern weg nach Böhmen und Mähren ziehend. Die Narisker in der Oberpfalz; die Quaden an der Niederdonau.

3.) Die Völker des Gothischen, als des dritten teutschen Hauptstammes, wohnten im N. O. der Sueven, an der Oder und Weichsel, in Preußen, an der Bernstein-Küste, in Schlesien und einem Theile von Polen; und außer den Gothen selbst, von denen sie nachher, als ihr großer Bund gestiftet war, alle den Namen erhielten, gehörten noch die Lemovier, Rugier, Heruler, Turcilinger, Vandalen u. a. m. dazu. Von ihren Einrichtungen in älterer Zeit wissen wir am wenigsten; nur wird erzählt, daß sie schon früh von Königen beherrscht wurden; ja über die entferntesten, nordöstlichen Völkerschaften soll, wie die Römer mit großer Verwunderung erzählen, eine Frau geherrscht haben.

Im Westen war der Rhein nicht die Gränze der teutschen Völker, sondern einige derselben waren schon vor Christi Geburt über den Fluß gegangen, und hatten sich an seinem linken Ufer niedergelassen: die Vangionen, im Elsaß; die Nemeter bei Speier; die Tribocker weiter hinab und die Ubier bei Köln. Die Bataver, ein Cattisches Volk, das durch innere Unruhen aus seinen Sitzen vertrieben war, hatte sich nach den Ausflüssen des Rheins gewendet; die Caninefater waren westliche Nachbaren der Bataver. Die Trevirer (Trierer) bei Trier, und die Nervier, zwischen der Maas und Schelde, auch teutscher Abkunft, waren darauf sehr stolz, als wenn der Ruhm ihres Geschlechtes sie von der Aehnlichkeit und Feigheit der Gallier schiede. Ueberhaupt waren die Belgier fast alle teutschen Stammes und schon früh über den Rhein gegangen; und wenn sie sich auch mit den Galliern gemischt hatten, so waren sie doch den Teutschen an Tapferkeit und Ernst mehr gleich geblieben; wie es denn auch noch heutiges Tages in ihnen zu erkennen ist.

Also hat sich von Anfang an in den teutschen Völkern das Streben gezeigt, ihren Stamm und ihre Sprache bis an die Gränze auszubreiten, welche ihnen von der Natur angewiesen war; bis an das Vogesengebirge nemlich und den Ardennerwald.

Im Süden von der Donau wohnten nicht reine, teutsche Völkerschaften, sondern mit Gallischen gemischte, die schon in alter Zeit dahin eingedrungen waren. Sie bewohnten die Reihe der Gebirge und Pässe von der Schweiz, Graubündten, Tyrol, Salzburg, Steyermark, Kärnthen und

Krain. Diese Länder hießen in der alten Zeit: Helvetien, Rhätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien.

Was bis hieher über den ganzen Zustand unserer Vorfahren erzählt ist, gilt ungefähr von der Zeit um Christi Geburt. Wie sie aber schon vorher sich durch Krieg und Tapferkeit bekannt gemacht, und wie sie nachher ihre Feinde erst zurückgeschlagen, dann in ihrem eigenen Lande angegriffen, bezwungen, und neue Reiche gestiftet haben, die bis auf den heutigen Tag stehen, — das wird nun Alles in diesen Geschichten erzählt werden.

# Aeltere teutsche Geschichte.

## Erster Zeitraum.

### Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberungen der Franken unter Klodwig. 486.

Unsere Vorfahren mögen in uralter Zeit aus Asien, der Wiege des Menschengeschlechts, in Teutschland eingewandert seyn, nachdem sie eine Zeitlang ihre Sitze an dem schwarzen Meere und der Donau gehabt hatten; sey es nun, daß sie durch die anwachsende Volksmenge gezwungen wurden, neue Wohnplätze aufzusuchen; oder daß andere Völkerstämme, im Gedränge des Krieges, sie immer weiter fortschoben; oder daß vielleicht ein dunkler, eingeborner Trieb ihrer Natur sie nach dem Norden hinzog, welchen die ältesten Sagen der südlichen Völker, als die Gegend des Paradieses, mit allen schönen Farben der Einbildungskraft ausschmückten, und wo das Eisen mit seiner Kraft in der Natur herrscht, und auch des Menschen Bau und Beschaffenheit stärkt und stählt. Die Geschichte sagt uns nichts von diesen Wanderungen, weil die Naturvölker, vor dem Besitze der Schreibekunst, auch keine Geschichte haben. Eben so giebt sie nur dunkle Spuren einer Verwandtschaft der teutschen Stämme mit den alten Scythen und Geten, und

sogar mit den Persern an: dreien Völkern, deren Verwandtschaft wir uns nicht zu schämen hätten.

Unsere Geschichte fängt erst in der Zeit an, da ein schon gebildetes Volk mit den Teutschen in Berührung kam, und in seiner Geschichte auch Nachrichten über sie mittheilte; das waren die Römer. Ohne diese würden wir über unsere früheren Jahrhunderte noch weniger wissen. Sie standen gleichsam neben dem Knabenalter unseres Volkes, und indem sie nicht unterlassen konnten, es mit stiller Bewunderung zu betrachten, haben sie uns, ohne es zu wollen, ein erhebendes Bild von ihnen zurückgelassen, welches für alle Jahrtausende unseres Stammes ein Spiegel der Ehre und des Stolzes, so wie der Nacheiferung seyn wird. Dieses Bild war es, was in unserer Einleitung aufgestellt wurde. Jetzt fangen wir den Lauf der Geschichte selbst mit der Begebenheit an, wodurch die Römer zuerst unsere Vorfahren kennen lernten.

## 7. Die Cimbern und Teutonen.

### 113 — 101 vor Chr. G.

Es war das hundert und dreizehnte Jahr vor Christi Geburt, als ein wildes und unbekanntes Volk über die Donau herangezogen kam und an den Alpen erschien, da wo die Römer die Zugänge nach Italien bewachten. Noch in diesem Jahre schlugen sie den römischen Consul, Papirius Carbo, der hier das Heer befehligte, bei Noreja, in den Gebirgen des jetzigen Steiermark. Carbo hatte sich treulos gegen sie bewiesen; auf ihr Verlangen, mit ihm Freundschaft zu halten, hatte er ihnen falsche Wegweiser gegeben, die sie auf längerem Wege umführten, während er auf kürzerem heranzog und sie überfiel. Für dieses Unterfangen bestraften sie ihn; und er würde mit allen den Seinigen umgekommen seyn, wenn ihm nicht ein schweres Gewitter zur Flucht behülflich gewesen wäre.

Woher die furchtbaren Schaaren kamen, wußte keiner; nach der Sage aber stammten sie von Norden her, von den Ufern der N. und O. See; ihr Name war Cimbern und Teutonen, und sie mogten entweder durch Ueberschwemmungen des Meeres, oder Kriege, oder durch zu starke Anhäufung der Menschen, aus ihren Wohnsitzen aufgeregt seyn.

Nachdem sie bei Noreja gestritten hatten, weideten sie ihre Heerden einige Jahre in den fruchtbaren Gefilden, welche zwischen der Donau und den Alpen liegen, und mehrere Völker aus Teutschland, Gallien und der Schweiz verstärkten ihren Haufen; besonders die Tiguriner, ein tapferes Volk aus den Alpen. — Bei den Römern hielten sie um ein Land an, wo sie mit ihren Weibern und Kindern und ihrer ganzen Habe wohnen möchten; sie versprachen dafür Hülfe und Zuzug in jedem Kriege. Die Römer aber verweigerten ihr Begehren; da beschlossen sie, mit Schwerdt und Muth zu suchen, was sie durch Vertrag nicht erlangen konnten. Vier römische Heere nach einander wurden von ihnen und ihren Bundesgenossen geschlagen und fast vernichtet; das eine unter dem Consul Junius, das zweite unter dem Cassius Longinus, der selbst in der Schlacht umkam, das dritte unter dem Aurelius Scaurus, welcher gefangen wurde. Als dieser nun in den Kriegsrath der Teutschen geführt wurde, um von der Alpen Uebergange Kunde zu geben, mahnte er sie davon ab, und nannte die Römer unüberwindlich. Im Zorne über dieses Wort stand ein junger teutscher Fürst, Bojorix, auf und erschlug den Scaurus.

Die Römer, die schon den Erdkreis zu erobern dachten, und nun von solchen geschlagen waren, deren Namen sie kaum kannten, brachten ein neues, großes Heer zusammen, und die Feldherren über dasselbe hießen Cnejus Manlius und Servilius Cäpio. Aber es war Neid und Zwietracht zwischen ihnen, und dieses benutzten die Teutschen wohl, und schlugen das große Heer in

solcher Schlacht, daß der gefallenen Römer und Bundesgenossen an diesem Tage 80,000 waren, und der getödteten Knechte, die über den Troß gesetzt waren, 40,000. Dieser Tag wurde hinführo von den Römern zu den unglücklichen gezählt, und die Stadt Rom, so wie das ganze Land, war von Schrecken voll, so daß man in Rom noch lange Zeit nachher eine ungemeine Furcht einen „Cimbrischen Schrecken" nannte. — Die Feinde aber benutzten diesen Augenblick nicht, — die Ursache ist nicht bekannt; — statt nach Italien zu gehen, wandten sie sich nach dem südlichen Frankreich und Spanien, und ließen den Römern Zeit, sich zu erholen.

Diese hatten nur Einen Mann, auf welchen sie jetzt alle ihre Hoffnung setzten; das war Cajus Marius, ein stolzer und rauher Mann, aber ein gewaltiger Kriegsheld. Er war von niedriger Herkunft, und allein durch seine Kraft emporgestiegen; deshalb haßten ihn die von alten, vornehmen Geschlechtern; nun aber mußten sie ihn, gegen die bisherige Ordnung und gegen das Gesetz, mehrere Jahre hinter einander zum Consul machen, damit er sie nur von den furchtbaren teutschen Feinden erlösete.

Marius sammelte sein Heer und führte es über die Alpen nach Gallien, an den Fluß Rhodanus, (Rhone) und schlug ein verschanztes Lager auf. Unter dem Heere stellte er aber die alte Zucht und Ordnung wieder her, die lange Zeit versäumt worden, und wodurch hauptsächlich so großes Unheil über sie gekommen war. Dazu hielt er sich lange ruhig in seinem Lager, um seine Krieger erst an den Anblick der großen, riesigen Leiber der Fremdlinge und an den Ton ihrer furchtbaren Stimme zu gewöhnen. Und wenn er eine günstige Gelegenheit ersah, daß ein kleiner Haufen der Feinde allein war, so that er schnell einen Ausfall auf sie mit Gewalt und Ueberzahl, damit die Seinen nur erst im Kleinen siegen lernten. Solches Zaudern ermüdete die streitlustigen

Teutschen, sie kamen oft an die Wälle des Lagers, und höhnten das Römische Heer, und forderten es zum Kampfe heraus; aber Marius ließ sich das nicht bewegen.

Die Feinde nun hatten sich in zwei Haufen getheilt; die Cimbern zogen an dem Rhodanus hinauf, nach Italien zu, die Teutonen aber lagen vor Marius. Als diese sahen, daß er ihre Herausforderung zur Schlacht nicht annahm, brachen sie auch auf, zogen an seinem Lager vorbei, des Weges nach Italien hin, und riefen spottend denen im Lager zu: „Ob sie etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten?" — Ihre Menge aber war so groß, daß sie sechs Tage lang in ununterbrochener Reihe an dem Lager vorüberzogen.

Marius folgte ihnen zur Seite nach, durch unzugängliche und bergigte Orte ziehend, damit sie ihn nicht unversehens angreifen könnten; dann lagerte er sich ihnen gegenüber bei Aquae Sextiae, (das ist die Stadt Aix im südlichen Frankreich). Seinen Lagerplatz wählte er an einem Orte, wo wenig Wasser war; und als seine Krieger unwillig über den Durst klagten, zeigte er mit der Hand auf einen Fluß, welcher nahe bei des Feindes Lager floß, und sagte: „Dort ist euch ein Trunk für Blut feil." Sie erwiederten: „Warum führst du uns denn nicht gleich gegen sie, so lange unser Blut noch flüssig ist?" Er aber sagte mit gelassener Stimme: „Zuerst muß unser Lager befestigt werden." — Und die Krieger, obwohl unwillig, gehorchten; — so hatte der strenge Feldherr die Kriegszucht herzustellen gewußt.

Von den Troßknechten eilte aber dennoch eine Menge an den Fluß, um für sich und die Lastthiere Wasser zu schöpfen; sie stießen auf einige wenige Feinde, welche sich mit Baden ergötzten, es begann ein Gefecht, und indem auf das Geschrei der Kämpfenden von beiden Seiten immer mehrere zur Hülfe herbeieilten, geschah es, daß sich mit den Ambronen, welche mit den Teutonen gezogen waren, und an dieser Seite ihr Lager

hatten, ein heftiges Treffen entspann. Die Ambronen wurden bis in ihre Wagenburg zurückgeschlagen, und da erst entstand noch ein harter Kampf mit den Weibern, die mit Schwerdtern und Beilen herausstürzten, und zugleich auf die Ihrigen, die da flohen, und auf die verfolgenden Römer hieben. Die Nacht trennte die Fechtenden. Aber diese Nacht war auf mancherlei Weise furchtbar und grauenvoll. Aus dem Lager der Teutschen tönte es im wunderlichen Gemisch der Stimmen herüber, nicht wie Wehklagen und Jammern, sondern gleich einem dumpfen Gebrüll, wie von wilden Thieren, daß die Gebirge umher und die Ufer des Stromes davon wiederhallten. Schrecken ergriff die Römer; sie fürchteten, jene möchten einen nächtlichen Angriff machen, welcher alles leicht in Verwirrung bringt; denn ihr Lager war noch ohne Wall und Graben. Aber die Feinde kamen nicht, und hielten sich auch ruhig beim Anbruch des folgenden Tages. Da traf Marius seine Vorkehrungen zur Schlacht. Das Fußvolk stellte er vor den Wall, die Reuter aber schickte er in die Ebene hinab, und den Claudius Marcellus ließ er mit 3000 Schwerbewaffneten die, mit Wald bewachsenen, Höhen im Rücken der Feinde besetzen, damit er im Augenblicke des Kampfes aus seinem Hinterhalte hervorbräche.

Als die Teutonen die Römer in Schlachtordnung herausrücken sahen, waren sie von solcher Kampfeslust entbrannt, daß sie dieselben nicht in der Ebene erwarteten, sondern gegen sie die Anhöhen hinan rannten. Aber die Römer empfingen sie, da sie athemlos ankamen, herzhaft und in geschlossenen Reihen, und trieben sie wieder in die Ebene hinab. Diesen entscheidenden Augenblick versäumte Marcellus nicht, sondern brach mit seinen Dreitausend im Laufe und mit Geschrei aus dem Gehölze hervor, den Feinden in den Rücken, die, von beiden Seiten gedrängt, bald in Unordnung geriethen und die Flucht nahmen. Die Römer verfolgten sie und fingen oder erschlugen

über Hunderttausend. Es wurde auch bald nachher der Fürst der Teutonen, Teutobod, auf der Flucht in den Gebirgen gefangen, und mußte späterhin des Marius Triumph in Rom zieren; ein Mann, so groß, nach der Römer Erzählung, daß er über alle Siegeszeichen hervorragte, und dabei so gewandt, daß er über vier bis sechs Pferde wegspringen konnte. Von den Waffen aber und der ganzen Beute verbrannte Marius dasjenige, was er nicht als das Seltenste und Kostbarste für den Triumph aufbewahrte, als ein großes und prächtiges Opfer den Göttern. — Diese Schlacht bei Aquae Sextiae war im Jahr 102 vor Christi Geburt, im 11ten Jahre nach der Schlacht bei Noreja.

Des Marius und der Seinigen Freude wurde bald durch die Botschaft getrübt, daß der Consul Catulus in Ober-Italien von den Cimbern zurückgetrieben sey. Diese waren über das Alpengebirge gegangen, und trafen den Römer am Flusse Athesis oder Etsch, hinter welchem er sich gelagert hatte. Er hatte eine Brücke schlagen lassen und Schanzen an beiden Seiten angelegt. Die Feinde, im Gefühle ihrer gewaltigen Obmacht im Kriege, und mehr um ihre Kühnheit und die Abhärtung ihrer Körper zu zeigen, als weil sie es nöthig hatten, ließen sich nackend beschneien, stiegen über Eis und tiefen Schnee auf die Spitzen der Berge, setzten sich dann auf ihre breiten Schilde und fuhren, sich loslassend, auf ihnen von den Gipfeln steiler Felsen und Anhöhen herab. — Als sie darauf näher heranziehend den Fluß besichtigt hatten, fingen sie an, Riesen gleich, Felsen von den herumliegenden Hügeln niederzubrechen, Bäume auszureißen, und diese, nebst Steinen und Erde, in den Fluß zu werfen, um seinen Lauf zu hemmen; und die Brückenpfeiler erschütterten sie mit großen Lasten, welche von den Fluthen krachend dagegen getrieben wurden, solchergestalt, daß die Römer in ihrem Schrecken das große Lager verließen und die Flucht ergriffen.

Nun verbreiteten sich die Cimbern über die reichen und schönen Gefilde von Oberitalien, und versäumten es, geradesweges auf Rom zu gehen; die Anmuth des Landes mochte sie fesseln. Catulus aber hatte sich hinter den Padus (den Po-Fluß) gezogen und blieb hier eine Zeitlang ruhig. Jetzt rückte auch Marius mit seinem siegreichen Heere heran und stieß zu dem andern Consul, und beide rückten über den Fluß vorwärts. Als dieses die Cimbern erfuhren, sammelten sie ihre Haufen, und in Erwartung der Teutonen, deren Unglück sie nicht wußten oder nicht glaubten, schickten sie zum Marius, um noch einmal von den Römern Land für sich und ihre Brüder zu fordern. Als sie ihre Brüder, die Teutonen, nannten, lachten die andern, und Marius verspottete sie und sprach: „Lasset nur die Brüder, die haben ihr Land, und ihr werdet es auch zur Genüge von uns empfangen." — Die Gesandten schalten ihn wegen seines Spottes, und sagten, er werde schon seine Strafe empfangen, von den Cimbern auf der Stelle, von den Teutonen aber, wenn sie herankämen. — „Sie sind da, sagte Marius, und es wäre nicht schön, euch eher ziehen zu lassen, ehe ihr die Brüder gegrüßt habt." Und damit ließ er die gefangenen Fürsten der Teutonen in ihren Fesseln vor sie führen.

Sobald dieses den Cimbern berichtet wurde, brachen sie auf der Stelle gegen den Marius auf, und Bojorix, ihr Fürst, ritt an das Lager, und forderte den Marius mit den Römern zur Schlacht an dem Platze, den sie selbst bestimmen würden. Marius erwiederte: „Die Römer seyen zwar nicht gewohnt, sich bei den Feinden wegen einer Schlacht Raths zu erholen, doch wolle er auch hierin den Cimbern sich gefällig erzeigen; und so bestimmte er zum Platze ihres Kampfes die Ebene bei Vercellae, und zum Tage desselben den dritten von da an gerechnet.

Nachdem diese Zwischenzeit verflossen war, zogen die Cimbern in guter Ordnung aus ihrem

Lager; ihr Fußvolk stellten sie in ein Viereck von gleichen Seiten, ihre Reuterei aber, 15000 Mann stark, wandte sich rechts, und suchte durch diese Wendung die Römer zwischen sich und das Fußvolk zu bringen. Diese Reuter waren auf das Prächtigste gerüstet; sie trugen Helme, die die Gestalt von Rachen fürchterlicher Thiere und sonst schreckliches Ansehen hatten, mit fliegenden Helmbüschen, welche ihre riesige Gestalt noch vergrößerten. Ihre eisernen Harnische und glänzenden Schilde stralten weit hin. Jeder Reuter hatte einen doppelten Wurfspieß und für den Kampf in der Nähe ein großes, gewichtiges Schwerdt. So zogen sie heran. Das Fußvolk aber ergoß sich über die Ebene daher, wie ein unermeßliches, woogendes Meer. Da wusch Marius seine Hände, und hob sie zu seinen Göttern empor, und gelobte ihnen ein großes Opfer, wenn er siegen würde. Auch Catulus that, mit aufgehobenen Handen, dem Glücke dieses Tages ein Gelübde. Und als dem Marius die Eingeweide der Opferthiere von den Priestern gezeigt wurden, rief er mit lauter Stimme, daß die Menge es hörte: „Mein ist der Sieg!“

Nun begann ein harter und schwerer Kampf. Mit den Römern kämpfte die Hitze und die Sonne, welche den Teutschen in die Augen schien. Denn diese, die in kalten und schattigen Gegenden aufgewachsen waren, konnten sehr wohl die Kälte, aber nicht die Hitze ertragen; der Schweiß entkräftete ihre Körper, und sie hielten die Schilde gegen die Sonne vor ihr Gesicht. Es war eben die heißeste Zeit des Sommers, im Augustmonat. Den Cimbern war auch der Staub entgegen, der sie ganz umhüllte, und den Römern ihre Zahl, wie ihren furchtbaren Anblick verdeckte, so daß diese, ohne durch das Anschauen im Voraus erschreckt zu seyn, nur geradezu auf die feindlichen Reihen losgingen. Es kam zu dem schrecklichsten Handgemenge, in welchem die Römer durch ihre kurzen, breiten Schwerdter großen Vortheil über

die Feinde hatten. Auch waren ihre Körper so an Kriegsarbeit gewöhnt, daß man in der erstickenden Hitze doch nicht Einen Römer Schweiß vergießen, oder außer Athem sah.

Also geschah es, daß der größte und streitbarste Theil der Feinde auf dem Platze getödtet wurde; denn die vorderste Reihe hatte sich, um nicht aus einander gerissen zu werden, mit langen Ketten oder Stricken, die an die Wehrgehänge geheftet waren, zusammengebunden; und nun lagen sie wie an einer Schnur hingestreckt. Als die Römer die übrigen Flüchtigen bis in ihre Wagenburg verfolgten, erblickten ihre Augen ein sehr trauriges Schauspiel. Die Weiber der Barbaren standen, schwarz angekleidet, auf den Wagen, und tödteten selbst die Zurückfliehenden, ja ihre eigenen kleinen Kinder, sie unter die Räder der Wagen und die Füße der Lastthiere werfend, damit sie nur nicht den Römern in die Hände fallen sollten; und dann brachten sie sich selbst um. Auch viele der Männer tödteten sich selbst, weil sie die Knechtschaft mehr fürchteten, als den Tod. Dennoch sollen 60,000 gefangen, und noch einmahl so viele an diesem Tage getödtet seyn.

Auf solche Weise endigte der große und schwere Krieg, der den Römern eben so gefährlich däuchte, als damals, wie die Gallier unter Brennus Rom verbrannten; sie nannten den Marius den dritten Stifter der Stadt. — Aber die Knaben und Jünglinge der Cimbern und Teutonen, die in den Schlachten gefangen waren und zu Sclaven weggeführt wurden, rächten nachher das Blut ihrer Väter und Brüder an Tausenden von Römern, die sie in dem Sclavenkriege, unter Spartakus Anführung, erschlugen.

---

## 8. Cäsar und Ariovist.

58 vor Chr. G.

Noch nicht fünfzig Jahre nach der ersten Waffenprobe der Germanen mit den Römern, waren

jene schon wieder im Anrücken gegen die römischen Gränzen; zwar in geringerer Zahl, als das erste Mahl, und wohl nicht mit dem deutlich gedachten Plane, bis nach Italien vorzudringen; allein die Zahl würde der Sieg und die Aussicht der Beute vermehrt haben, und fruchtbare Triften, so wie die vollen Speicher der Landbewohner, hätten sie von einer Provinz zur andern gelockt, bis der Ruf des lachenden Landes jenseits der Alpen ihnen auch den Weg über diese Gränzscheide gezeigt hätte. Aber sie fanden einen Gegner, der den Krieg wenigstens eben so gut verstand, als Marius.

Ariovist (Ehrenfest) ein König über Markomannische und Suevische Gaue zwischen Donau Ursprung und Neckar, war von einem gallischen Volke, den Sequanern, gegen ein anderes, die Aeduer, zu Hülfe gerufen worden; er war an der Spitze eines Heeres über den Rhein gegangen, und hatte den Sequanern den Sieg verschafft; allein die schönen Fluren des jetzigen Burgund gefielen ihm so sehr, daß er sie nicht wieder verlassen wollte. Gleich feindlich gegen Sieger und Besiegte, bemächtigte er sich einer Strecke Landes, und als sich die Gallier gegen ihn verbündeten, schlug er sie in einer Schlacht bei Magetobria in die Flucht. Vielleicht war er Anfangs nur wie ein Herzog mit seinem Waffengefolge zu diesem Abenteuer ausgezogen, nun aber fanden sich, durch den Ruf des schönen Landes gelockt, immer mehr Teutsche bei ihm ein, so daß er bald ein Heer von 120,000 Mann zusammen hatte. Ganz Gallien zitterte vor ihm; schon glaubten sich die Völkerschaften besiegt, oder aus den alten Sitzen vertrieben.

Zu dieser Zeit erschien in dem südlichen Gallien, welches schon den Römern unterworfen und eine ihrer Provinzen war, Julius Cäsar, einer der größten und kühnsten römischen Feldherrn. Ein flammender Ehrgeiz trieb ihn zu großen kriegerischen Unternehmungen, und er war in keiner anderen Absicht in diese Gegenden gekommen, als daß er ganz Gallien den Römern eroberte. An

diesen wandten sich nun die Aeduer und andere gallische Völker, und baten ihn um Hülfe gegen die Teutschen. Cäsar ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, tiefer in Gallien vorzudringen, versprach die Hülfe, und ließ den Ariovist zu einer Unterredung auffodern.

Ariovist antwortete, stolz und klug: „Wenn er etwas vom Cäsar begehrte, so würde er zu ihm kommen; verlange jener daher etwas von ihm, so möge er das Gleiche thun. Es scheine ihm aber wunderbar, was in seinem Gallien, welches er durch der Waffen Gewalt bezwungen, sowohl Cäsar als das römische Volk überhaupt zu thun habe?"

Cäsar ließ ihm erwiedern: „Weil er, der von ihm und dem römischen Volke so große Gunst erfahren habe, und Freund und König genannt sey, sich jetzt so undankbar zeige, daß er seine Einladung zur Unterredung über gemeinsame Angelegenheiten zurückgewiesen, so verlange er kurz von ihm dieses: Zuerst, daß er keine Teutsche weiter über den Rhein führe: dann, daß er den gallischen Völkern ihre Geißeln zurückgebe, und sie auf keine Weise weiter feindlich behandle. Wenn er dieses geleistet, so werde das römische Volk beständig Frieden und Freundschaft mit ihm halten; wenn nicht, so werde Cäsar die Beleidigungen der Aeduer nicht gleichgültig ansehen."

In seiner Antwort hierauf beruft sich Ariovist keck und offenbar auf das Recht der Waffen, nach welchem der Sieger mit dem Besiegten verfahren dürfe, wie es ihm gut dünke. So sey auch das römische Volk gewöhnt zu handeln, und es verstehe es gar wohl, sich seines Rechtes zu bedienen; nun möge man ihm dasselbe gestatten. Und was Cäsar da verkünde, er werde die Beleidigungen der Aeduer nicht ungeahndet lassen, — so habe noch niemand mit ihm, als nur zu seinem Verderben gestritten. Wenn er wolle, so möge er den Streit beginnen; er werde erfahren, was unbesiegte Germanen, in den Waffen aufs Beste geübt, die binnen vierzehn

Jahren unter kein Dach gekommen, vermögten."

Wahrlich, die Sprache eines Helden der Völkerwanderung, dem sein gutes Schwerdt statt Erbrecht und Urkunde gilt, und der mit seinen Waffenbrüdern unter kein Obdach tritt, bis er das schöne Land der neuen Heimath erkämpft hat. Bei einem andern Gegner möchte er mit dieser kühnen Erklärung durchgedrungen seyn; Cäsar aber, welcher selbst in Rom nicht der zweite zu seyn ertragen konnte, wurde um so mehr gereizt, sich mit solchem Gegner zu versuchen. Er rückte gegen ihn an, und besetzte Vesontio (Besançon) die Hauptstadt der Sequaner, welche sehr fest und mit allem Kriegsbedarf reichlich versehen war. Da er hier aber einige Tage verweilt, bemächtigt sich plötzlich seines Heeres eine arge und sehr gefährliche Muthlosigkeit. Die Erzählungen der, oft von den Germanen geschlagenen Gallier, die Schilderungen der Kaufleute, welche ihr Land durchreiset hatten, die Nähe des furchtbaren Feindes selbst, Alles stellt ein solches Bild von der Stärke, der Tapferkeit, der Wildheit der Teutschen, vor deren Blick man nicht einmahl bestehen möge, Anführern sowohl als Soldaten vor die Seele, daß viele, die dem Cäsar freiwillig gefolgt sind, sich nicht scheuen, jeden Vorwand zu erfinden, um nach Hause kehren zu dürfen. Andere, welche die Schaam zurückhält, können sich doch so wenig beherrschen, daß sie oft in Thränen ausbrechen, und traurig in ihren Zelten ihr Unglück beklagen. Im ganzen Lager werden öffentlich Testamente gefertigt; und endlich werden auch die von der Furcht angesteckt, welchen die Gefahren des Krieges doch keinesweges fremd sind. Allgemein aber murrt man gegen den verwegenen Feldherrn, der so gefährlichen Kampf ohne Noth aufsuche.

Diese Stimmung seines Heeres zu überwältigen, bot Cäsar alle Kraft seiner Beredsamkeit auf. Er versammelte die Führer des Heeres und stellte ihnen vor, daß der Krieg mit Ariovist noch

keinesweges entschieden sey; er hoffe vielmehr, dieser werde der Stimme der Billigkeit und des Friedens nachgeben; und sollte er dennoch, aus rasender Lust am Kampfe, diesen durchaus wollen, so möchten sie nur der Besiegung der Cimbern und Teutonen gedenken, und des eben geendigten Sclavenkrieges, so wie der Helvetier, die ihren Waffen nicht zu widerstehen vermogten. — Und wenn alle diese Gründe sie dennoch nicht beruhigen könnten, und niemand ihm folge, so werde er mit der zehnten Legion allein dem Feinde entgegen gehen; an ihre Treue zweifle er nicht."

Diese Rede machte tiefen Eindruck auf die Gemüther. Die zehnte Legion dankte ihm sogleich für sein Zutrauen, und die andern beeiferten sich nun um die Wette, ihre Bereitwilligkeit zu Allem an den Tag zu legen. Sogleich brach Cäsar auf und rückte dem teutschen Heere näher. Eine Unterredung, die er noch mit Ariovist, auf dessen Verlangen, hielt, war eben so fruchtlos, als die früheren Verhandlungen, und nun wünschte Cäsar nichts mehr, als eine Schlacht. Aber Ariovist vermied sie sorgfältig. Er nahm eine Stellung an, in welcher er den Römern die Zufuhr abschnitt, und täglich ließ er seine Reuterei, die den Römern überlegen war, durch die Vermischung mit den leichten Fußgängern, kleine Gefechte liefern; allein die Schlacht, obgleich Cäsar sie täglich anbot, nahm er nicht an.

Da erfuhr Cäsar von den Gefangenen, welches der Grund dieses Zögerns sey, das der Teutschen Sitte sonst nicht war. Die wahrsagenden Frauen nemlich, nach deren Ausspruch sich das Heer richtete, hatten Unglück verkündigt, wenn sie vor dem Neumond stritten. Nun suchte Cäsar noch eifriger, als vorher, die Schlacht, und rückte dicht an der Teutschen Lager. Sie führten die Schaaren heraus, und jede Völkerschaft nahm ihren Platz ein: die Haruder, Markomannen, Tribocker, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueven; ihre Schlachtordnung umringten sie mit Wagen

und Karren, und auf denselben saßen die Weiber, mit fliegenden Haaren, die Vorüberziehenden anflehend, sie nicht in die Knechtschaft der Römer dahin zu geben. Die Schlacht nahm ihren Anfang. Bald war sie allenthalben aufs heftigste entbrannt. Die Teutschen rannten mit solcher Schnelligkeit vor, daß die Römer nicht einmahl Zeit hatten, die Wurfspieße zu schleudern. Wirklich wurde auch ihr linker Flügel in die Flucht getrieben; aber ihr rechter siegte seinerseits, und nun zeigte sich der Vortheil und das Uebergewicht vollkommenerer kriegerischer Ordnung. Der geschlagene Flügel der Römer sammelte sich wieder, als das dritte Treffen zur Hülfe heranrückte; der der Teutschen aber nicht, weil ihr Heer, wenn auch aufs höchste tapfer, doch der strengeren Kriegszucht und Ordnung ermangelte. So wurden sie auf allen Punkten in die Flucht getrieben und eilten dem Rheine zu. Aber die römische Reuterei holte sie größtentheils alle ein, und nur wenige, unter ihnen Ariovist, retteten sich durch Schwimmen oder auf Kähnen über den Fluß. Seine beiden Frauen jedoch kamen auf der Flucht um, und von seinen beiden Töchtern wurde die eine getödtet, die andere gefangen.

## 9. Julius Cäsar am Rheine.

Als Cäsar den Ariovist über den Rhein zurückgetrieben hatte, begann er die Unterwerfung der gallischen Völker, welche den Teutschen an Tapferkeit nicht gleich waren. Er bezwang eines derselben nach dem andern und rückte dem Nieder-Rheine immer näher. Da kam auch Botschaft zu ihm, daß zwei teutsche Völkerschaften aus Westphalen, die Usipeter und Tenchterer, von den Sueven gedrängt, über den Rhein gegangen wären, um sich neue Wohnplätze in Gallien zu suchen. Sie hatten ihre Weiber und Kinder, ihre

Knechte und Heerden, und alle ihre Haabe mit sich, und waren über 30,000 Köpfe stark. Weil Cäsar aber glaubte, Gallien gehöre ihm zu, so wies er sie wieder über den Rhein zurück. Sie antworteten ihm: „Sie seyen von den Sueven gezwungen worden, aus ihrer Heimath auszuwandern; sie verlangten nichts, als ein Land zum Wohnen; er möge ihnen die Felder lassen, die sie mit den Waffen eingenommen hätten, oder ihnen andere zutheilen. Uebrigens sey es nicht germanische Weise, einen Krieg durch Bitten abzuwenden, sondern dem gegenüber zu treten, der den Streit wolle; daher stehe es ihm frey, ihre Freundschaft oder den Krieg zu wählen. Sie wichen niemanden, als den Sueven, denen selbst die unsterblichen Götter im Kampfe nicht gleich wären; sonst sey auf Erden keiner, den sie nicht überwinden könnten.“

Dennoch wurden sie vom Cäsar überwunden; aber durch wälsche Hinterlist. Als ihre Fürsten und Aeltesten zur Unterhandlung zu ihm kamen, nahm er sie plötzlich gefangen, überfiel das feindliche Lager, und schlug und zersprengte das Volk, das ohne Führer war. Einige von ihnen waren über den Rhein, zu den Sigambern entflohen. Da verlangte Cäsar ihre Auslieferung. Die Sigambern aber antworteten: „Wenigstens sey doch der Rhein die Gränze des römischen Reiches; wenn er nicht wolle, daß die Teutschen wider seinen Willen über diesen Fluß gingen, warum er sich denn auf ihrer Rheinseite anmaße, Befehle zu geben?“

Solche Sprache verdroß den stolzen Römer. Auch war es ihm noch in frischem Andenken, daß die Sueven unter Ariovist in Gallien eingefallen waren; daher beschloß er, eine Brücke über den Rhein zu schlagen, und den teutschen Völkern in ihrem eigenen Lande der Römer Macht fühlen zu lassen. Er erbaute in zehn Tagen eine große hölzerne Brücke, mit vieler Kunst, im Lande der Ubier, etwas unterhalb des Ortes, wo die Mosel

in den Rhein fällt. Er wollte den mächtigen Bund der Sueven angreifen; diese aber brachten Habe und Gut, und Weiber und Kinder, in die Wälder zurück, und sammelten alle streitbare Mannschaft in der Mitte ihres Gebietes, um hier den Feind zu erwarten. Sie hatten sich den Kampfplatz klüglich ausgewählt; denn der Römer hielt es nicht für rathsam, ihnen bis dahin zu folgen. Er verweilte nur 18 Tage auf dieser Seite des Rheines, verwüstete die Gegenden an der Sieg, wo die Sigambern wohnten, durch Sengen und Brennen, und kehrte dann über den Fluß zurück. Den Ubiern, die ihm bei dieser Gelegenheit treue Helfer gewesen waren, gab er den Namen Römische Bundesgenossen, und die Römer gründeten nachher in seinem Lande eine Colonie, Colonia Agrippina genannt, aus welcher die große und wichtige Stadt Köln erwachsen ist.

Die Sueven aber waren so wenig vor den Römern in Furcht, daß sie bald nachher den Trevirern gegen sie Hülfe schickten. Daher beschloß Cäsar, zum zweitenmahl über den Rhein zu gehen. Er stellte die Brücke wieder her, setzte aber nur eben den Fuß in Teutschland; denn die Sueven hatten ihre Anstalten eben so klug getroffen, als das erstemal.

Nach dieser Zeit ist Cäsar nicht wieder in Teutschland gekommen, wohl aber hatte er die Teutschen als so starke und tapfere Männer kennen gelernt, daß er aus ihnen Mannschaft für seine Legionen zu werben trachtete. Dieses gelang ihm bei dem muthigen Volke sehr leicht, wo immer kühne Männer für Sold und Beute und Kriegeslust auszuziehen bereit waren. Auch war Cäsar ein Held, der es sehr wohl verstand, die Herzen seiner Krieger zu gewinnen; er führte sie stets zum Siege. Teutsche Hülfsvölker halfen ihm von nun an seine Schlachten gewinnen, und bei Pharsalus, als er gegen Pompejus den letzten Kampf hatte, und entschieden werden sollte, wer von beiden die Welt beherrschen werde, da

leisteten sie ihm den wichtigsten Dienst. Nachdem lange und hart gestritten war, schickte Pompejus seine Reuterschaaren gegen den Feind, damit sie der Schlacht den Ausgang gäben; es waren aber diese Reuter meistens stolze römische Jünglinge, aus vornehmen Geschlechtern, die da glaubten, es könne ihnen nicht fehlen. Da gab Cäsar seinen teutschen Fußvölkern Befehl, gegen diese Schaaren zu fechten, und rief ihnen zu: „Gesellen, hauet nur immer nach dem Gesicht!" Er wußte wohl, daß die eiteln Jünglinge aus der Hauptstadt ihre glatten Gesichter lieber hatten, als Narben, die Zeichen der Tapferkeit. Und die Teutschen, die groß und stark genug waren, liefen gegen die Reuter an, als wären sie die zu Pferde, und die andern zu Fuß, und schreckten sie solchergestalt, daß sie schnell die Flucht ergriffen. Dadurch wurde die Schlacht gewonnen.

---

## 10. Der Anfang der großen teutschen Kriege.

Der römische Kriegsheld, Julius Cäsar, wurde ermordet, als er sich zum Alleinherrscher in Rom machen wollte. Aber die Römer waren nicht mehr würdig, ein freies Volk zu seyn; darum kamen sie dennoch bald unter Herren, welche schlechter waren als Cäsar. Der erste unter ihnen war der Kaiser Augustus, und seine Regierung dauerte von dem Jahre 30 vor Chr. Geburt, bis 14 nach Chr. Geburt.

Zu seiner Zeit hatten die Römer schon einen großen Theil des damahls bekannten Erdbodens unter ihr Joch gebracht; von Europa war ihnen, außer Italien, auch Griechenland und Macedonien, Hispanien und Gallien unterthan. Damit ließen sie sich aber nicht genügen, sondern begehrten auch nach den Ländern, welche jenseits der Alpen und des Rheines liegen: denn wenn ein Volk einmahl gelernt hat, von dem Raube anderer Völker zu

schwelgen, so ist seiner Habgier keine Gränze und kein Ziel. Zuerst griffen sie die Völkerschaften an, welche an der Seite der Alpen nach Teutschland zu, in den Gebirgen von Graubündten, Tyrol, Salzburg und Oestreich wohnten; wilde Völker, die der Uebermacht der Römer nicht widerstehen konnten, aber nicht sowohl bezwungen, als ausgerottet oder zu Sclaven verkauft wurden. — Von nun an wurde auf dieser Seite der Donau-Fluß die Gränze zwischen den Römern und den Teutschen. Auf der andern Seite sollte es aber der Rheinstrom nicht mehr seyn: Augustus schickte seinen Stiefsohn Drusus nach Gallien, um die Teutschen in ihrem eigenen Lande anzugreifen; und er war ein Held, der Großes auszurichten im Stande war.

Drusus hat drei Feldzüge in Teutschland unternommen, in den Jahren 11 bis 9 vor Chr. Geburt. Er hat mit den Sueven, Katten, Sigambren, Usipetern, Tenchterern, Brukterern und Cheruskern gekriegt; er ist vom Niederrheine aus an den Flüssen Lippe und Ems hin, bis an die Weser vorgedrungen, und auf dem dritten Zuge sogar bis an die Elbe, in der Gegend wo Barby liegt. Aber seine Züge waren keine Eroberungen. Die Teutschen verstanden es sehr wohl, wie sie gegen einen solchen Feind Krieg führen mußten: sie wichen zu beiden Seiten von dem Wege, den er nahm, in die Wälder, brachten die Ihrigen in Sicherheit, und harrten bis zum Herbst. Dann mußten die Römer wiederum den Rückweg suchen, weil sie in dem öden Lande, aus Mangel des Unterhalts, nicht überwintern konnten; und das war der Augenblick, welchen die Teutschen mit Ungeduld erwartet hatten. Nun beunruhigten sie den Feind auf jedem seiner Tritte; griffen, an den gefährlichsten Stellen, plötzlich aus den Wäldern hervorbrechend, seine einzelnen Haufen an; erschlugen die Ermüdeten, raubten das Gepäck und den Troß, und gönnten ihm weder Tag noch Nacht

Ruhe; und so kamen die Römer nie ohne beträchtlichen Verlust an de nRhein zurück.

Bei diesen Kriegen war den sächsischen Völkerschaften vor allen Dingen ihre zerstreute Wohnart günstig. Nach Dörfern müssen große Wege führen, durch diese findet sie der Feind leicht, und erhält sich von ihrem Vorrath: der einzelne Wohner aber baut sich nicht an der Heerstraße an, sondern sucht einen verborgenen Platz in Gehölzen. Der Feind darf sich nicht so sehr zerstreuen; und findet er auch ein einzelnes Haus, so ist es leer, und die Bewohner sind mit ihrer Habe in die Wälder gewichen.

So brachten die schnellen und weiten Züge in Teutschland dem Drusus zwar viel Ruhm bei den Römern; den Teutschen aber wenig Schaden. Im Herbst und Winter und Frühjahr wohnten sie ruhig an den Orten, welche die Feinde wiederum verlassen hatten. Doch hätte Drusus wohl endlich das Mittel gefunden, seine Herrschaft in Nieder-Teutschland zu befestigen, wenn er länger gelebt hätte. Einen Anfang dazu hatte er gemacht. Er baute feste Schlösser an den Mündungen der Flüsse, die in den Rhein und in die Nordsee fließen, damit er die Schiffahrt auf denselben in seiner Gewalt hätte; denn auf einer Flotte von vielen kleinen Schiffen brachte er einen Theil des Heeres sicherer in das Land, und führte bequem die Lebensmittel nach. Zu diesem Ende legte er auch einen Kanal an, welcher nach ihm der Drusus-Graben hieß, und von dem Rheine bei Doesburg bis zur Yssel bei Iselort ging. An der Mündung der Ems baute er Emden; am Zusammenfluß der Lippe und Lise das Schloß Lisborn oder Elsen; am Rheine aber legte er wohl 50 solcher Kastelle an, und befestigte vorzüglich Bonn und Maynz, und versah sie mit Brücken und Flotten zu ihrer Vertheidigung. Wäre er nun mit solchen Befestigungen von Jahr zu Jahre immer um ein Weniges in Teutschland vorgerückt, also, daß er im Herbste das besetzte Land nicht

wieder zu verlassen brauchte, so möchte die Herrschaft der Römer, mit ihrer Sprache und ihren Sitten, auch in unser Vaterland eingedrungen seyn. Aber sein Ziel ward ihm schon in dem dritten Jahre seiner stürmischen Züge gesteckt. Als er bis an die Elbe vorgedrungen war, und einsam an ihrem Ufer stand, soll ihm ein wunderbares Weib erschienen seyn, und ihn so angeredet haben:

„Wie weit wirst du noch vorrücken wollen, „unersättlicher Drusus! Dein Wille ist, alle „diese Länder zu sehen, aber nicht der Wille „des Schicksals. Weiche von hinnen!“

Mag nun diese Erscheinung ein Werk seiner Einbildung gewesen seyn, oder vielleicht von einer der weisen, wahrsagenden Frauen unter den Teutschen, welche die Schicksale ihres Volkes in bekümmerter Seele erwog; — Drusus stürzte auf dem Rückwege mit dem Pferde, brach ein Bein, und starb an der Wunde.

Nach ihm befehligte sein Bruder Tiberius die Legionen, welche gegen die Teutschen standen. Dieser, der ein listiges und verschlagenes Gemüth hatte, gebrauchte neben den Waffen noch andere schlimmere Mittel gegen uns; durch List entzweite er die Völker, durch Treulosigkeit führte er sie in's Verderben. Die Sigambren, die eines der stärksten und tapfersten Völker am Rheine waren, mochte er mit den Waffen nicht bezwingen. Da forderte er eine Gesandtschaft von ihnen zu sich, des Friedens halber, wie er sagte; und als nun die Fürsten und Führer in großer Anzahl kamen, ließ er sie gefangen nehmen, und in die gallischen Städte umher vertheilen. Und von dem Volke, welches seiner Führer beraubt war, verpflanzte er gleichfalls 40,000 über den Rhein, in die gallischen Orte. Die Fürsten aber, denen das Leben bei einem fremden Volke eine unerträgliche Last war, tödteten sich selbst.

Durch solche Mittel war es freilich nicht schwer, die nächsten Gegenden am Rheine im Zaume zu

halten; ja, durch die festen Schlösser an den Flüssen schien ein Theil des teutschen Landes schon unterworfen und eine römische Landschaft zu seyn. Aber in so großen Bedrängnissen des Vaterlandes schlief der teutsche Muth nicht; wie er denn zu allen Zeiten wohl einmahl gebeugt, aber niemahls gebrochen worden ist. Die Helfer erstanden aus dem eigenen Volke.

---

## 11. Marbod, König der Markomannen.

Eine Anzahl edler, teutscher Jünglinge waren durch mancherlei Veranlassungen nach Rom gekommen; als Abgesandte, als Geißeln, einige vielleicht aus Ehrgeiz, oder im römischen Kriegsdienste. In der Hauptstadt der Welt aber sahen sie nicht Größe und Freiheit, sondern die Knechtschaft, welche die Sünde mit sich führt; Erniedrigung neben dem Uebermuth, Schmeichelei, Wollust, Erschlaffung und Faulheit. Von solchen Herren beherrscht zu werden, als die damaligen Römer waren, deuchte ihnen das Schimpflichste zu seyn. — Zugleich lernten sie aber auch das römische Kriegswesen, ihre Staatskunst, ihre Listen kennen; und was jene zu ihrer Unterdrückung angewendet hatten, beschlossen sie dagegen zur Befreiung ihres Vaterlandes zu gebrauchen.

Ein solcher Jüngling war Marbod, ein edler Sueve von dem Volke der Markomannen. Von Gestalt beschreiben ihn die Römer groß und adelig, an Muth trotzig, und mehr seiner Geburt, als seinem Geiste nach, ein Barbar; mit welchem Namen sie in ihrem Stolze alle die, welche nicht Römer oder Griechen waren, benannten. Er war früh nach Rom geschickt und dort am Hoflager des Kaiser Augustus vorzüglich geehrt worden. Er aber, als er genug in Rom gesehen hatte, kehrte zu den Seinigen zurück; und weil er einsah, daß sie in ihren jetzigen Sitzen am Neckar und am

Rheine sich gegen die große römische Macht nicht wohl behaupten könnten, beredete er sein Volk, diese Gegend zu verlassen und in andere Wohnplätze nach Osten hin zu ziehen. Alsobald brachen die Markomannen auf, und Marbod führte sie nach Bojohemien oder Böhmen, dem Lande, welches rundumher von Gebirgen wohl beschützt ist; vertrieb das Volk der Bojer, das gallischen Geschlechtes und schon vor Alters dort eingewandert war, unterwarf sich viele Völker umher, und stiftete ein großes, wohlgeordnetes, markomannisches Reich. Zu den römischen Kaisern aber sprach er von nun an nicht demüthig, als ein Schwacher, sondern wie zu seines Gleichen.

So weit hatte er seine Sachen löblich geordnet, und er hätte nun eine Vormauer für die Freiheit des ganzen teutschen Landes seyn können; aber es scheint fast, als hätte er in Rom zu viel gelernt. Er hatte von den römischen Kaisern auch die Herrschsucht gelernt, und ihnen zugleich die Künste abgesehen, wodurch man die Gewalt über sonst freie Menschen befestigen kann. Er hielt sich eine Leibwache, und führte auch im Uebrigen die römischen Ordnungen ein; und noch niemahls war in einem teutschen Volke von einem Einzelnen solche Gewalt geübt worden. Sein Heer war 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde stark, und er übte es in beständigen Kriegen gegen die Nachbaren, so daß man wohl sehen konnte, er bereite es zu noch größeren Zwecken vor. Das aber war der große Unterschied und der Tadel, weshalb man ihn nicht in Wahrheit einen großen Mann nennen kann, weil alles dieses nicht für die Freiheit und das Glück seines Volkes, sondern lediglich für ihn selbst geschah, auf daß er nur groß und mächtig heiße, und geehrt und gefürchtet wäre.

Den Römern schien er schon so gefährlich, daß Tiberius, des Kaisers Sohn, mit einer großen Heeresmacht gegen ihn aufbrach; er wollte ihn mit zwölf Legionen von zweien Seiten angreifen, und schon war er im vollen Anzuge, als plötzlich

Bothschaft zu ihm kam, daß in Ungarn, in Dalmatien und Illyrien ein großer Aufstand ausgebrochen sey, und daß alle Völker vom adriatischen bis an das schwarze Meer, die an der Donau und die in den Gebirgen saßen, sich gegen die Römer verschworen, und 200,000 Mann zu Fuß und 9000 Reuter zusammengebracht hätten, mit denen sie Italien stürmen wollten. Zu Rom war Schrecken und Furcht, und der Kaiser Augustus sagte im Senat: „Den zehnten Tag könne der Feind im Angesichte Roms stehen."

Sogleich schloß Tiberius mit Marbod einen Frieden, der für diesen günstig war, eilte mit dem ganzen Heere gegen die pannonischen Völker, und nach drei Jahren des hartnäckigsten Krieges wandte er die große Gefahr ab, und brachte die Völker wieder unter seines Vaters Herrschaft.

Aber dieser hatte wenig Freude an solchem Glücke; denn auf einer andern Seite seines Reiches hatten ihm die Teutschen den größten Verlust zugefügt, und den schwersten Kummer über ihn gebracht, den er in seinem Leben erfahren hatte.

---

## 12. Arminius oder Hermann.

Des Drusus Kriegszüge und Festungen und des Tiberius listig schleichende Künste, hatten schon so viel in Niederteutschland bewürkt, daß bis über die Weser hinaus kein gerüstetes Volk mehr war, welches offen widerstand. Alles war gebeugt, die Bündnisse der Völkerschaften zerrissen, und mancher Vornehmen Sinn durch die Lockungen der Römer vergiftet. Die Wälder waren durchbrochen, durch die Sümpfe Dämme und Brücken aufgeworfen; drei vollständige Legionen, die besten des römischen Heeres, hielten die Wache in den vielen Kastellen und Lägern, und mitten in unsern hohen Eichenwäldern war eine römische Statthalterschaft eingerichtet, waren

römische Gesetze, Gerichte und Sachwalter. Den Befehl führte jetzt Quinctilius Varus, ein Mann von schwachem Gemüthe, der für die Geschäfte des Friedens geschickter war, als für den Krieg, und überdies dem Geize ergeben. Denn es hieß von ihm, er habe die reiche Provinz Syrien, wo er vorher Statthalter gewesen, arm betreten, habe sie aber so wieder verlassen, daß er reich und sie arm war. Diesem, wenig scharfsichtigen, Manne schienen die Teutschen vollkommen unterworfen, weil sie ruhig waren, und er suchte die Knechtschaft unter ihnen durch jene still wirkenden Mittel zu befestigen, welche verderblicher sind, als die Gewalt des Schwerdtes, weil sie unschuldiges Ansehn haben. Er saß unter den Germanen zu Gericht, als unter Römern, und die römischen Sachwalter suchten statt der geraden und einfachen teutschen Herkommen die feinen und verwirrenden Künste des römischen Rechtsganges einzuführen. Wenn man aber einem Volke einen heimlich fressenden, giftigen Wurm an die Seele setzen will, der es von allen großen Gedanken, von der Liebe des Vaterlandes und der Mitbürger, in ein kleinliches, eigensüchtiges Treiben herabzieht, so muß man ihm die Liebe zu Rechtshändeln und Streitigkeiten einflößen, damit es sich unter einander verbittere, und ein jeder nichts Größeres wisse, als den eigenen Vortheil. Und weil die gerichtlichen Verhandlungen alle in der römischen Sprache geführt wurden, so sollten sie auch das Mittel seyn, diese unter den Teutschen einzuführen. Denn kein wirksameres Mittel giebt es, die Eigenthümlichkeit, die Freiheit und den selbstständigen Sinn eines Volkes zu vernichten, und es in eine fremde Gestalt zu gießen, als wenn man ihm seine Sprache nimmt.

Darin aber hatte sich Varus sehr verrechnet, daß er glaubte, die rohen Teutschen hätten kein Gefühl für solche Kunstgriffe, und merkten sie nicht. Der Verstand der Naturvölker ist gar scharfsichtig gegen den, der sie mit Netzen umgarnen will, und

die Germanen waren von der Natur mit gesundem Sinn und guter Einsicht ausgerüstet. Sehr scharf sahen sie den Quell und den Mittelpunkt des Verderbens, und vor allen Dingen wurden sie mit innerm Grimme erfüllt bei dem Anblick der Ruthen und Beile des römischen Statthalters, welches die Zeichen seines Rechtes waren, körperliche Strafen, und selbst den Tod zu verhängen. Nichts war den freien Teutschen entehrender, als körperliche Züchtigung, die Schande der äußersten Knechtschaft; und das Recht der Todesstrafe räumten sie nicht einmahl ihren Fürsten, sondern nur der Gottheit ein, welche das Urtheil durch den Mund der Priester aussprach.

Allein ihr Grimm durfte nicht laut werden, und blieb lange in der Brust der Einzelnen verborgen, weil keiner war, der mit kühnem Geiste die glimmenden Funken zu einer großen Flamme vereinigte. Da mußte Rom selbst den Retter teutscher Freiheit großziehen. Es war Hermann, den die Römer Arminius nennen, der Sohn des Cherusker-Fürsten Segimer, ein Jüngling tapferes Armes und Herzens, von klarem und schnellem Geiste, aus dessen Gesicht und Auge das Feuer seiner Seele sprach. Er hatte durch ausgezeichneten Kriegsdienst die Würde eines römischen Bürgers und Ritters erlangt, und war, wohlunterrichtet und geübt in allen Künsten des Krieges und Friedens, zu seinem Volke zurückgekehrt. Hier sah er die Schmach und das Verderben, welches dem Vaterlande bereitet wurde; sein Geist sann auf große Dinge. Er fand bald die gleiche Stimmung bei den Edelsten der Cherusker und der benachbarten Völker; sein flammendes Wort fachte ihren Muth noch mehr an; sie entwarfen den großen Rettungs-Anschlag, und um die Römer desto sicherer zu verderben, lockten sie den Varus durch absichtliche Empörungen an den Gränzen immer weiter vom Rheine ab, in die Tiefen des großen Teutoburger Waldes, welcher die Gegenden nach der Weser hin bedeckte.

Varus hätte seinem Schicksale entgehen können, wenn ihm nicht eine blinde Zuversicht den Abgrund verdeckt hätte, der sich vor seinen Füßen öffnete. Unter den Teutschen selbst war ein Verräther, welcher ihn warnte; es war Segest, der eigene Schwiegervater Hermanns, aufgebracht gegen diesen, weil der kühne Jüngling seine Tochter Thusnelda wider seinen Willen entführt hatte, und neidisch auf sein großes Ansehn, weil der viel jüngere Mann durch seines Geistes Kraft und seine Heldentugend die Augen der Völker nur auf sich geheftet hatte. Noch am Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung, als Varus die Fürsten bei einem Gastmahle vereinigt hatte, bat ihn Segest auf das dringendste, den Arminius gefangen zu halten; aber ein böses Geschick hatte ihm die Augen verblendet. Er zog noch tiefer in das mit Wald bedeckte Weser-Land, und die Fürsten entfernten sich, mit dem Versprechen, mit ihren Hülfsvölkern alsbald zu ihm zu kommen. Sie kamen, — der Plan war groß und glucklich angelegt; — in der Gegend zwischen dem heutigen Paderborn und Detmold trafen sie auf ihn, im dichten Walde, wo von allen Seiten Berge und enge Thäler waren. Nirgends ein gebahnter Weg, überall dicht verwachsenes und undurchdringliches Gehölz. Die Bäume mußten umgehauen, Gräben und Moräste ausgefüllt, und Brücken geschlagen werden. Ein starker Regen hatte den Boden schlüpfrich und alle Tritte unsicher gemacht, und der Sturmwind sauste in den Gipfeln der Eichen, aus denen die alten Schutzgötter des Landes zürnend herabzudrohen schienen. Krieger, Lastthiere, Gepäcke und Troß, Alles zog unordentlich unter einander, denn man glaubte in Sicherheit fortzuziehen.

Unter diesen Schrecknissen der Natur erscheinen plötzlich, auf allen Höhen umher, die Teutschen als Feinde, und schleudern auf die zusammengedrängten Haufen der Römer ihre Geschosse herab. Diese können sich wenig vertheidigen, in ihrer schweren Rüstuug, auf schlüpfrigem Boden und

mit Waffen, die durch den anhaltenden Regen schon verdorben waren. Dennoch setzten sie, unter beständigen Anfällen, ihren Zug fort, und gelangten am Abend zu einem Platze, wo ein Lager aufgeschlagen werden konnte. So ermüdet alle waren, boten sie doch die äußersten Kräfte auf, Verschanzungen zu errichten, die den Feind zurückhalten konnten, um sich wenigstens eine ruhige Nacht, vielleicht die letzte, zu verschaffen. So wurde der Tag unter Furcht und Hoffnung erwartet. Am Morgen verbrannte man alles, was an Gepäck entbehrlich war; die Soldaten wurden dadurch leichter zum Kampf, der Troß kleiner; diesen, so wie die Weiber und Kinder, deren eine große Menge bei dem Zuge waren, weil man keinen Krieg erwartet hatte, nahmen sie in die Mitte, und setzten nun ihren Weg, in der Richtung nach dem Rheine zu, fort. Ihr Schicksal schien sich aufzuhellen; sie kamen auf einen freieren Raum, wo sie ihre Reihen ordnen konnten und die Teutschen keinen Angriff wagten; allein ihres Bleibens war hier nicht, sie mußten weiter, und der furchtbare Wald nahm sie wiederum auf. Auch die Feinde erneuerten und verdoppelten ihre Angriffe; das Unwetter dauer fort; die Teutschen riefen: „Siehe, das thut unser Gott, der uns heute an unsern Feinden rächen will." Viele der tapfersten Römer erlagen vor ihren zornigen und immer kühneren Anfällen.

In solcher Noth erschien die Nacht zum zweitenmahl und sie suchten sich wieder zu verschanzen. Aber die mit Siegesgeschrei anstürmenden Feinde ließen ihnen nicht die Zeit. Da, als Himmel und Erde entgegen, und nirgends Rettung zu hoffen war, entfiel auch dem Tapfersten der Muth. Varus, da er Alles verloren sah, und schon mehrere Wunden empfangen hatte, stürzte sich in sein Schwerdt; viele der Anführer folgten seinem Beispiele; das ganze Heer wurde niedergemacht oder gefangen, und nur einzelne, wenige entkamen.

So ward das schönste und tapferste unter allen

römischen Heeren, mit den Hülfsvölkern an 35,000 Mann stark, vernichtet. — Es war die Stunde schwerer Rache, wie von der Wuth eines hartbeleidigten, freiheitsliebenden und noch rohen Volkes an solchem Tage zu erwarten war. Viele der vornehmsten Gefangenen bluteten als Opfer den vaterländischen Göttern auf den Altären; andere, die das Leben behielten, wurden zu den niedrigsten Arbeiten gebraucht, so daß, wie die Römer selbst berichten, mehr als ein vornehmer Mann, dem zu Hause schon der Eingang zum Senate offen stand, und der die Triumphe seiner Vorfahren zählte, als Hüter teutscher Heerden oder Wächter an teutschen Thüren sein trauriges Leben beschloß. Auch wird erzählt, wie die Teutschen sich besonders erbittert gegen die römischen Sachwalter zeigten, gleichsam in dem Gefühle, daß ihnen von da her die größte Gefahr für Freiheit und Selbstständigkeit drohte; und wie ein Teutscher einem solchen Sachwalter im Zorne die Zunge ausriß, mit den empörten Worten:

„Nun höre auf zu zischen, Natter!“

Des Varus Kopf schickte Hermann dem mächtigen Markomannenfürsten Marbod, vielleicht als ein beschämendes Siegeszeichen, weil er an dem Bunde für Teutschlands Freiheit nicht Theil genommen, sondern nur für sich gesorgt hatte.

Diesem Siege verdankt unser Vaterland, nach der Römer eigenem Geständnisse, seine Freiheit; und wir, die Enkel, daß noch ungemischtes, teutsches Blut in unsern Adern fließt, und das reine, teutsche Wort auf unserer Zunge ist. In Rom aber war Bestürzung und Kummer. Während die Teutschen frohlockten, die Festen diesseits Rheines erstürmten, und das ganze Land von der römischen Art säuberten, war der Kaiser Augustus außer sich, rannte in der Betäubung mit dem Kopfe gegen die Wand und rief beständig:

„Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“

Einige Monate lang ließ er Haare und Bart wachsen; die Wache der Stadt wurde verdoppelt, damit nicht etwa ein Aufruhr entstände; die Teutschen wurden aus Rom fortgeschafft, sogar die teutsche Leibwache über's Meer auf die Inseln gebracht. Endlich gelobte August seinem Jupiter große Feste, "wenn sein Reich in eine glücklichere Lage käme.„ So war es auch geschehen im Cimbrischen Kriege.

Um den größeren Unternehmungen der Germanen, die man gewiß erwartete, zu begegnen, mußte Tiberius mit einem schnell zusammengerafften Heere an den Rhein eilen; zu seinem Erstaunen fand er Alles ruhig. Die Teutschen wollten nicht erobern, sondern nur ihre Freiheit schützen; wie denn die Natur eines Bundes meistentheils diese ist, daß, nach abgewendeter Gefahr, jedweder in seine Heimath zurückkehrt. — Tiberius hielt das wankende Gallien in Gehorsam, und ging abermals über den Rhein, doch ohne tief einzudringen; und als er nach wenigen Jahren dem Augustus in der Herrschaft Roms folgte, trug er seinem Neffen Germanikus, des Drusus Sohn, den Krieg gegen die Teutschen auf.

**Germanikus und Hermann.** 14—16 n. Chr. G. — Germanikus, ein junger, feuriger Held, hatte das große Beispiel seines Vaters vor der Seele, und beschloß, des Varus Niederlage zu rächen. Er that drei mächtige Züge in Niederteutschland, immer in denselben Gegenden, wo auch früher der Krieg war: an der Ruhr und Lippe hinauf, und zugleich vom Meere her an der Ems, auf Weser und Elbe zu. Teutschland schwebte in neuer Gefahr; denn Germanikus war ein Kriegsheld, der besseren Zeiten Roms würdig. Aber wie Hermann gegen den schlechteren Feldherrn den vollständigsten Sieg gewonnen hatte, so widerstand er dem besseren, welcher mit großer Heeresmacht herankam, doch mit solcher Klugheit und Tapfer-

keit, daß er, wenn auch nicht immer siegreich in den Schlachten, doch nach jedem Feldzuge den Gegner zwang, sich nach seinen Festungen am Rheine zurückzuziehen. Und so that er in diesen Jahren nicht weniger für des Vaterlandes Freiheit, als in der Vertilgung der Varianischen Legionen.

Im ersten Feldzuge verwüstete Germanikus das Gebiet der Marsen, ohne tief in Niederteutschland einzudringen. Schon diesesmahl war sein Rückzug nicht ohne Beschwerde, und nur durch kluge und feste Ordnung führte er die Legionen glücklich über den Rhein zurück.

Zum zweitenmahle drang er tiefer ein, und befreite den bei den Seinen verhaßten Segest, der ihn um Hülfe angerufen hatte, aus den Händen seiner Gegner. Sie belagerten ihn in seinem Schlosse; Germanikus aber entsetzte ihn. Bei dieser Gelegenheit bekam er Hermanns Gemahlin Thusnelda gefangen und führte sie nach Rom; sie aber vergaß ihres Gemahles und der Hoheit ihres Standes niemahls, und war in ihrer Gesinnung mehr ihm, als ihrem Vater gleich. Segestes aber, der nun einen Beschützer gefunden hatte, redete zu dem Römer in gleichem Sinne wie solche, die zu allen Zeiten das Vaterland verrathen haben.

„Dieses ist nicht der erste Tag meiner Treue und Beständigkeit gegen das römische Volk, — so sprach er. Seit ich von dem göttlichen Augustus mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt bin, habe ich bei der Wahl meiner Freunde und Feinde nur auf euren Vortheil gesehen; nicht etwa aus Haß gegen mein Vaterland, — Verräther sind ja selbst denen verhaßt, zu welchen sie übergehen, — sondern in der Ueberzeugung, daß Römer und Germanen Eins seyn müssen, und weil ich Frieden dem Kriege, das Alte dem Neuen, und das Ruhige dem Stürmischen vorziehe. Zugleich kann ich nun, da ich bei dir bin, dem Volke der Teutschen ein nützlicher Fürsprecher seyn, wenn es lieber Reue als Verderben will."

So redete Segest. Arminius aber fühlte den heftigsten Zorn in seiner Brust, und vor Allem schmerzte es ihn aufs Tiefste, daß das Kind, welches seine Gemahlin unter dem Herzen trug, in der Knechtschaft der Römer das Licht der Welt erblicken sollte. Er flog durch das Land der Cherusker, Krieg gegen Segestes, Krieg gegen die Römer ausrufend. Voll bitterer Kraft sind seine Worte: „Der herrliche Vater! der große Feldherr! das tapfere Heer! deren Aller Hände ein schwaches Weib weggeschleppt haben. Vor mir sind drei Legionen, und eben so viele Feldherrn hingesunken. Ich führe nicht durch Verrath, und nicht gegen schwangere Weiber Krieg, sondern offenbar, gegen Bewaffnete; und noch erblickt man in den teutschen Hainen die römischen Panniere, die ich den heimischen Göttern dort aufgehängt habe. — Mag Segest das unterjochte Rheines-Ufer bewohnen, mag er seinem Sohne dort wieder die Priesterwürde verschaffen; die Germanen werden es ihm niemahls vergessen, daß sie zwischen Rhein und Elbe römische Ruthen und Beile, und die römische Toga gesehen haben. Wenn euch Vaterland und Verwandte, und die alte germanische Sitte lieber sind, als Herren und neue Ankömmlinge, so folgt vielmehr dem Arminius, der euch zu Ruhm und Freiheit, als dem Segest, der zu Schande und Knechtschaft führt!"

Durch solche Rede entflammte er die Cherusker und die andern Völker, und auch sein Oheim Inguimer, wie ihn die Römer nennen, der in großem Ansehn bei dem Volke stand, trat auf seine Seite.

Germanikus aber, um schneller und von mehreren Seiten in das Herz des feindlichen Landes einzudringen, führte, nach seines Vaters Beispiel, einen Theil seines Heeres zur See in die Mündung der Ems; ein anderer zog vom Rheine aus durch das Land, und so stießen Fußvolk, Reuterei und die Flotte mitten in Westphalen zusammen. Leider waren die Römer nicht ohne teutsche Hülfs-

truppen; sie hatten batavische Reuterei mit sich; ferner Männer aus den Gebirgen von Tyrol und Salzburg, und von dem linken Ufer des Rheines. — Was zwischen der Ems und Lippe lag, wurde verheert; die Brukterer, (in Münster und Paderborn), verbrannten selbst ihr Land, auf daß vor den Römern eine Wüste läge; diese aber drangen vor, bis in die Gegend des Teutoburger Waldes, wo Varus umgekommen war. Den Germanikus ergriff die Begierde, dem gefallenen Feldherrn und Heere die letzte Ehre zu erweisen; er schickte den Cäcina voraus, um die Berge und Schluchten zu erforschen, und Brücken und Dämme über die Sümpfe und trügerischen Felder zu legen; dann betraten sie die traurigen, durch Anblick und Erinnerung grausenvollen Orte. Varus erstes Lager konnte man an dem größeren Umfange, für drei volle Legionen, noch erkennen; das zweite war kleiner, der Wall halb eingerissen, der Graben flach; man sah, daß die zusammengeschmolzenen Ueberbleibsel des Heeres sich dort gelagert hatten, bis sie endlich auch überwältigt wurden. In der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie die Haufen geflohen waren, wie sie Widerstand geleistet hatten; jene weiter aus einander liegend, diese auf einen Haufen zusammengedrängt; daneben Lanzensplitter, Pferdeknochen, an Baumstämme geheftete Köpfe. In den benachbarten Hainen standen noch die Altäre, bei welchen die Befehlshaber und Hauptleute den Göttern geopfert waren. Und die, welche die Schlacht überlebt hatten, und aus der Gefangenschaft entkommen waren, erzählten, hier seyen die Anführer gefallen, dort die Adler erobert, da habe Varus die erste Wunde empfangen, und dort mit unseliger Hand sich den Todesstoß gegeben.

Darauf bestattete das römische Heer, im sechsten Jahr nach der Niederlage, die Gebeine der drei Legionen, ohne daß Einer wußte, ob er die der Seinigen oder Fremder mit Erde bedeckte. Den ersten Rasen zu dem Grabhügel legte der Heerführer selbst; und das Heer zog nun, mit vermehr-

tem Grimme, gegen den Feind. Arminius hatte seinen Vortheil wohl verstanden, und sich wieder in die Wälder und Sümpfe gezogen; und als die Römer ihm unvorsichtig dahin nachfolgten, brach er hervor, schlug die feindliche Reuterei und trieb sie auf das Fußvolk. Als aber Germanikus mit den geordneten Legionen heranzog, ließ er ab, und das Treffen blieb unentschieden. Dennoch war der Erfolg, wie der eines Sieges; die Römer traten sofort ihren Rückzug an; Cäcina, einer der Feldherrn, die unter Germanikus dienten, mit vier Legionen queer durch das Land, nach dem Rheine zu; Vitellius, ein anderer, mit zweien an des Meeres Ufer; und Germanikus, mit dem dritten Haufen, auf den Schiffen.

Der Weg des Cäcina hieß Pontes longi, oder die langen Brücken, weil er, wie ein schmaler Damm, durch unabsehliche Moräste lief. Rings umher waren sanft aufsteigende Wälder; diese hatte Arminius besetzt, von ihnen herab griff er die Römer herzhaft an, und wenig fehlte, daß Cäcina das Schicksal des Varus erlitten hätte. Der Damm und die Brücken waren vor Alter zerfallen, sie mußten ausgebessert, zugleich ein Lager aufgeworfen und der Feind abgewehrt werden. Viele der Römer versanken im Sumpf, denn die Cherusker, welche die Gegend genau kannten, trieben sie an die gefährlichsten Stellen, und da jene gewohnt waren, zwischen Sümpfen zu kämpfen, bei der Länge ihrer Leiber, mit ihren ungeheuren Wurfspeeren, die sie selbst aus der Ferne zu schleudern verstanden, brachten sie die Römer in große Noth. Nur die Nacht rettete die schon wankenden Legionen aus der verderblichen Schlacht. Aber auch da nahmen sich die Feinde keine Zeit zur Ruhe, sondern leiteten alle Quellen, welche auf den Bergen entsprangen, auf die unten gelagerten Römer herab.

Es war das vierzigste Jahr, das Cäcina im Dienst gehorcht oder befehligt hatte; ihm war Glück wie Unglück des Krieges gleich wohl bekannt und eben

deshalb sein Geist in allen Lagen unerschrocken. Mit Ruhe ordnete er an, was in der Noth das Zweckmäßigste war. Die Nacht war auf verschiedene Weise unruhig; die Germanen erfüllten mit Freudentaumel und Jauchzen die untenliegenden Thäler, daß die Schluchten davon wiederhallten; bei den Römern nur einzelne, schwache Feuer, abgebrochene Stimmen, sie selbst zerstreut an dem Walle liegend, oder unter den Zelten umherirrend, mehr weil sie schlaflos, als weil sie wachsam waren. Cäcina selbst wurde durch einen bösen Traum geschreckt. Es däuchte ihm, als steige Varus, mit Blut befleckt, aus dem Sumpfe empor, und rufe ihm; er aber folgte ihm nicht, und als er die Hand nach ihm ausstreckte, stieß er sie zurück.

Bei Anbruch des Tages ward der Zug fortgesetzt, wie Cacina ihn geordnet; indem zwei Legionen auf beiden Seiten ihn deckten. Sie verließen aber ihren Platz, als die Teutschen mit neuer Wuth den Angriff machten, geführt von Hermann, der ihnen zurief: „Hier Varus! hier die durch gleiches Geschick besiegten Legionen!" Der Kampf war hart und heftig; Cäcina selbst stürzte mit seinem durchbohrten Pferde; er war verloren, hätte die erste Legion sich nicht vorgeworfen. Gepäck und Troß fielen in Feindes Hand; doch waren sie der Römer Rettung; sie lockten die raubbegierigen Teutschen vom Morden ab zu der Beute, und die Legionen konnten endlich das freie, offne Feld gewinnen, wo sie sich lagerten. Dennoch war ihr Zustand jammervoll, und schon klagten sie laut, daß so viel Tausenden nur noch Ein Tag zum Leben übrig sey; und so groß war die Furcht, daß, als ein Pferd sich losriß, und einige im Wege Stehende umlief, Alles glaubte, die Germanen seyen in's Lager gebrochen, und nach dem hintern Thore desselben floh. Cäcina, sie zum Stehen zu bringen, wandte Bitten, Befehl, Drohungen und Strafen an; vergebens. Da warf er sich mitten im Thore zur Erde nieder, daß die Fliehenden hätten über seinen Körper

wegschreiten müssen; und dieser Anblick des alten, verehrten Feldherrn brachte sie zur Besinnung und hielt die Flucht auf.

Indessen hatten die Teutschen das Lager umzingelt. Hermann, der die Festigkeit römischer Verschanzungen kannte, wollte keinen Sturm wagen, sondern die Feinde durch Mangel bezwingen; sein Oheim Inguiomer dagegen rieth zum schnellen Angriff, und sein Rath, weil er kühner erschien, gefiel den Teutschen besser. Sie stürmten; aber im entscheidenden Augenblicke ließ Cäcina seine Römer hervorbrechen, schlug die Angreifenden zurück und trieb sie in die Flucht. Hermann verließ unverwundet, Inguiomer aber mit schwerer Wunde die Schlacht, und die Legionen, so viel von ihnen übrig geblieben war, gelangten glücklich an den Rhein.

Zu dem dritten Feldzuge hatte Germanikus noch größere Rüstungen gemacht, als zu dem vorigen, und drang bis an die Weser vor. Hermann, an der Spitze des Cheruskischen Bundes, stand ihm entgegen, und es kam zur Schlacht bei Idistavisus, an der Weser, (wahrscheinlich in der Gegend, wo jetzt Preußisch-Minden liegt). Nach langem und heißem Streite mußten die Teutschen den Römern das Feld lassen, nachdem diese die Hügel gewonnen hatten, welche das Schlachtfeld beherrschten. Sie verdankten ihren Sieg aber vorzüglich den teutschen Hülfsvölkern von der Nordsee und von der Donau her, die mit ihnen waren; und so mußte es schon im Anbeginn unserer Geschichte sich ereignen, daß Teutsche den Fremden zur Bezwingung ihrer teutschen Brüder halfen. Doch kann dieses in jenen rohen Zeiten noch nicht so hart getadelt werden, weil die von der Donau vielleicht kaum einmahl den Namen der Cherusker kannten. In dieser Schlacht wurde Hermann selbst verwundet und entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes; und so groß war das Blutvergießen, daß von Mittag an bis in die Nacht

gemordet wurde, und das Land zehntausend Schritte weit mit Leichen und Waffen bedeckt lag.

Schon hatten die teutschen Völker dieser Gegenden beschlossen, ihre Sitze zwischen Weser und Elbe zu verlassen, und über den letzteren Fluß zurückzuweichen; da erblickten sie die Siegeszeichen, welche die Römer nach der Schlacht aufgerichtet hatten; und dieser Anblick entflammte ihren Zorn mehr, als die eigenen Wunden uud die gefallenen Freunde. Das Volk, die Großen, die Jünglinge, die Greise, alle griffen zu den Waffen, und rückten von Neuem gegen die Römer. Eine zweite blutige Schlacht entspann sich, welche bewies, daß des Volkes Kraft noch nicht gebrochen war; denn obgleich die Römer sich wiederum den Sieg zuschrieben, begaben sie sich doch gleich darnach auf den Rückzug, und das Vaterland war gerettet.

Den größten Theil seines Heeres führte Germanikus auf dem Rückwege zu Wasser; er schiffte durch die Ems in die Nordsee. Dort aber überfiel ihn ein schrecklicher Sturm, zerstreute seine Flotte, und zertrümmerte eine Menge der Schiffe an den brittannischen Küsten. Er selbst wurde bald darauf durch den Kaiser Tiberius, der auf seinen Kriegsruhm eifersüchtig war, von dem Oberbefehl des Heeres am Rheine abgerufen und nach Asien geschickt, wo er in der Blüte seiner Jahre durch Gift umkam.

**Hermanns Ende.** 21 n. Chr. G. So sah der teutsche Held, der im Siege wie in zweifelhaften Schlachten gleich groß war, sein Vaterland von der Gefahr des fremden Joches befreit; die Schnelligkeit und die Kraft, mit welcher er sich selbst im Unglück wieder emporraffte, und seinem Volke neuen Muth einzuflößen wußte, hatten es gerettet.

Nachdem er die Gränzen hier gesichert wußte, wandte er sich gegen einen innern Feind, welchem

der Kampf für die teutsche Freiheit gleichgültig gewesen war, und den seine, den römischen Sitten nachgebildete, Herrscherweise bei den Seinigen, wie bei den Nachbaren, verhaßt gemacht hatte; das war Marbod, der Markomannen-König. Er wurde besiegt, weil er die Liebe seines Volkes nicht hatte, und floh zu den Römern; sie gaben ihm einen Jahrgehalt, vielleicht als Lohn dafür, daß er in dem Augenblicke der Entscheidung ruhig geblieben war, und er beschloß sein durch römische Wohlthaten gefristetes Leben nach 18 Jahren unrühmlich zu Ravenna.

Ueber Hermanns letzten Jahre haben wir keine Nachricht, außer daß die Römer mit wenigen Worten erzählen, er sey selbst in den Verdacht der Herrschsucht gekommen; es sey eine Verschwörung gegen ihn entstanden, an welcher sein Schwiegervater Segest und selbst sein Oheim Inguiomer Theil genommen, und er sey im J. 21 nach Chr. Geburt, im 37sten seines Alters und im 12ten seiner Feldhauptmannschaft, ermordet. Allein wir mögen nicht vergessen, daß die Römer diese Erzählung der Sache wahrscheinlich von Hermanns Mördern, selbst vielleicht von ihrem alten Freunde Segest hatten. Denn der Geist und der Gehalt seines Lebens bürgen uns dafür, daß er für sich nicht mehr, als Rechtens war, begehrte; wohl aber mag er gestrebt haben, dem teutschen Bunde, dessen Haupt er im Kriege gewesen war, auch für den Frieden Festigkeit und Dauer zu geben, und die Bande enger zusammenzuziehen, damit ein neuer Feind sie nicht unvorbereitet fände; und als darin seine große Absicht verkannt wurde, benutzte sein alter Feind Segest, und sein Oheim, der des jüngeren Mannes großen Ruhm beneiden mogte, die Stimmung der Gemüther zu seinem Untergange.

Nach seinem Tode aber ehrte ihn sein Volk noch lange in Gesängen, und sein Name begeisterte noch die Nachkommen zu hohen Kriegesthaten, wie

in seinem Leben sein feuriges Heldenauge die Schaaren begeistert hatte.

---

## 13. Fernere Kriege zwischen Teutschen und Römern.

Von dieser Zeit an dachten die Römer nicht mehr daran, Teutschland zu bezwingen, sondern nur daran, wie sie sich der Einfälle der teutschen Völker in ihre Gränzländer erwehren möchten. Sie befestigten daher die Ufer des Rheines und der Donau immer mehr, und hielten ein ansehnliches Heer, welches aus ihren besten Legionen bestand, als Wache an der Gränze. Bisweilen versuchte es wohl ein Kaiser, ob er nicht Kriegesruhm gegen die unbesiegten Nachbaren gewinnen könnte; es gelang aber meistentheils sehr schlecht, und um die Schande zu verdecken, mußten sie manches zum Scheine künstlich aussinnen. Unverschämter und lächerlicher aber hat es wohl keiner begonnen, als der Kaiser Domitianus, der zwischen den Jahren 80 und 90 regierte; er hatte mit den Catten Krieg angefangen, wagte es aber nicht, sie anzugreifen, sondern zog unverrichteter Sache wieder ab; und um nicht mit Schimpf und Schande nach Rom zurückzukehren, kaufte er große und starke Sclaven, ließ sie wie Teutsche kleiden, und ihnen die Haare blond färben und nach teutscher Art zurechtmachen, und führte sie nun als Gefangene im Triumphe in Rom ein, damit das Volk glauben sollte, er habe große Siege erfochten.

**Der Markomannische Krieg.** 167 bis 180. — Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt hatten die Römer einen sehr schweren Krieg gegen die Markomannen zu bestehen, welche sich mit vielen andern Völkern verbunden hatten und über die Donau in das römische Reich eindringen wollten. Der Kaiser Marcus Aure-

lius sah die Größe der Gefahr wohl ein; er ließ die Priester von allen Orten zusammenkommen, große Opfer und Gebete anstellen, und die Orakel befragen wegen Ausgang des Krieges. Es wird auch erzählt, daß ein Wahrsager Alexander aus Aegypten, der sich großen Ruf erworben hatte, wegen des markomannischen Krieges gefragt wurde. Er antwortete, man solle zwei Löwen, mit Spezereien und wohlriechenden Kräutern gesalbt, über die Donau in des Feindes Land schwimmen lassen, dann werde der Sieg nicht ausbleiben. Es geschah auch nach seinen Worten. Die Teutschen aber, die diese Löwen für fremde Hunde hielten, schlugen sie mit Stöcken todt und erfochten bald darauf einen großen Sieg über die Römer.

Der Krieg wurde nun so heftig, daß der Kaiser genöthigt war, Knechte, Fechter und andere Leute in sein Heer aufzunehmen, die sonst für unfähig gehalten wurden, die Waffen zu tragen; sogar eine Bande Räuber aus Dalmatien wurde in Dienste genommen, und der Kaiser verkaufte, um das Geld zu dem schweren Kriege zusammenzubringen, die Kostbarkeiten seines Schatzes, seine Gemählde, und sein Gold- und Silbergeschirr.

Dennoch drangen die Markmänner bis an die Stadt Aquileja vor, welche im nördlichen Italien liegt, und in Rom war Schrecken und Verwirrung, wie zu der Zeit, als die Cimbern über die Alpen gekommen waren. Hätte dasmahl ein schlechter und schwacher Kaiser im römischen Reiche regiert, so wäre es vielleicht schon damahls um dasselbe geschehen gewesen. Aber Markus Aurelius war ein verständiger und tapferer Herr, und rettete Rom noch einmahl aus großer Gefahr. Er führte 13 Jahre lang mit den verbundenen Völkern Krieg, hatte viele und mörderische Schlachten zu bestehen, mußte sogar mit den Jazygen ein hitziges Treffen auf der gefrorenen Donau aushalten; und obwohl er manche der Völkerschaften zu einem besonderen Frieden brachte und dadurch die Feinde schwächte, und obwohl es ihm gelang, teutsche Völkerschaften

gegen Teutsche aufzureizen, so erlebte er doch nicht das Ende des Krieges, sondern starb, von den Anstrengungen der Feldzüge, mitten im Kriege zu Sirmium, im Jahre 180 nach Chr. Geb.

Sein Sohn Commodus sollte nun das Heer gegen die Feinde anführen, und hielt auch eine Rede an die Soldaten, welch große Dinge er auszurichten gedächte, und daß nur der Ocean die Gränze seiner Eroberungen werden sollte; allein in seinem Herzen verlangte er nach den Annehmlichkeiten Italiens und nach den Wollüsten seiner Hauptstadt. Das wußten auch seine Schmeichler und Höflinge wohl, und weil sie selbst der Beschwerlichkeiten des Feldlagers müde waren, so redeten sie also zu ihm: „Wie lange willst du noch Rom gegen die rauhen Ufer der Donau vertauschen, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum und nichts, was das Leben erheitern kann, anzutreffen ist? Wann wirst du aufhören, gefrorenes Donauwasser zu trinken, während andere sich in den warmen Bädern Italiens belustigen?" Solcherlei Reden hörte Commodus gern, und sprach: „Wenn ich mein Leben schone, so kann ich die Macht der Feinde allmählig und sicherer schwächen, als wenn ich es im Kriege gegen sie der Gefahr aussetze." Einige der Feinde waren durch seinen Vater so geschwächt, daß sie selber gern Frieden schlossen, von anderen aber erkaufte er ihn schimpflicher Weise durch große Geschenke, und kehrte eilig nach Rom zurück. So tapfer aber hatten diese Völker gestritten, daß die Quaden allein über 50,000 und die Jazygen 100,000 römische Gefangene beim Frieden zurückgaben; und alles, was von den Römern durch so viel Blut erkauft wurde, war, daß es an diesen Gränzen des römischen Reiches nur eine Zeitlang ruhig blieb.

## 14. Die teutschen Völkervereine.

Der Römer Nachbarschaft am Rheine, an der Donau, am Neckar, hatte in den Sitten der Teutschen manches geändert; mit vielen neuen Dingen waren sie bekannt geworden, guten und schlimmen. Durch die Römer lernten sie Geld und manche Waaren des Luxus kennen, die Römer hatten ihnen am Rheine Weinreben gepflanzt, Landstraßen, Städte, Fabriken, Schauplätze, Schlösser, Tempel und Altäre angelegt; römische Kaufleute brachten ihre Waaren nach Teutschland, und holten dagegen Bernstein, Federn, Pelzwerk, Sclaven, und — die Haare der Teutschen; denn es war jetzt in Rom der Gebrauch, blonde Perücken statt der eigenen Haare zu tragen. Von den Pflanzstädten, die die Römer anlegten, sind noch jetzt manche übrig, als Salzburg, Regensburg, Augsburg, Basel, Strasburg, Baden, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Bonn, u. a. Im innern Teutschland konnten aber weder die Römer, noch ihre Lebensweise Freunde gewinnen, noch auch kamen dort Städte nach römischer Weise zu Stande. Die Teutschen liebten das freie Landleben viel zu sehr, als daß sie sich hätten in Mauern einschließen sollen.

Die wichtigste Veränderung aber, die in diesen Zeiten mit den Teutschen vorging, war ihre Vereinigung in einige große Völkerbündnisse. Das ältere Beispiel der Sueven, die spätere Vereinigung der Markomannen, mehrere glückliche Versuche auch in andern teutschen Gegenden, und vorzüglich der Anblick des großen römischen Reiches, das bei aller Verdorbenheit durch Vereinigung doch so stark war; das Alles, und noch wohl unbekannte Ursachen mehr, brachten, außer dem markomannischen, noch vier andere große Völkerbündnisse hervor, die vielleicht klein entstanden und schon länger vereinigt seyn mochten, aber erst im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt den Römern bekannt und furchtbar wurden. Sie waren:

1) **Die Allemannen**, am Oberrhein und Neckar bis zum Mayn, und späterhin bis an die Lahn; also in Schwaben und einem Theil des oberrheinischen Kreises; ein mächtiger Bund, der hauptsächlich aus suevischen Völkern bestand. Denn von nun an verliert sich der Name der Sueven in den der Allemannen. Aber es waren auch andere hinzugemischt, vorzüglich Gallier, die sich an den Ufern des Rheines, unter dem Schutze der Römer, niedergelassen hatten, nachdem Marbod mit den Markomannen das schwäbische Land verlassen hatte und nach Böhmen gezogen war. Man glaubt, sie hätten davon den Namen Allemannen erhalten, weil sie aus allerlei Männern zusammengesetzt waren. Sie waren sehr kriegerisch, wild und tapfer und machten den Römern nicht wenig zu schaffen; denn bald fielen sie in das unkriegerische Gallien ein, bald über die Donau und sogar über die Alpen in Italien, und brachten jedesmahl reiche Beute in ihre Heimath zurück. — Nördlich von diesen wohnten:

2) **Die Franken**, am Niederrhein und in Westphalen, bis nach den Niederlanden und an die Nordsee hin; gleichfalls ein Völkerbund, aus verschiedenen Völkern des sächsischen Stammes zusammengesetzt, wozu sich die Catten schlugen. Sie wollten franke und freie Leute seyn und erhielten darnach ihren Namen. Auch sie waren sehr stark und kühn und durchstreiften die römischen Länder, besonders Gallien, die Kreuz und die Queere, so oft sie Lust nach Raub und Beute hatten. Sie sind sogar über die Pyrenäen in Spanien eingefallen und haben die Hauptstadt Tarragona erobert. Und dahin war es in diesen Gegenden mit den Römern gekommen, daß die Allemannen und Franken schon an siebenzig angesehene Städte in Gallien inne hatten. Da stand nach langen Zeiten wiederum einmahl ein Held unter den römischen Herrschern auf, der Kaiser Probus;

der jagte die Teutschen über den Rhein zurück, fiel sogar in ihr Land ein, und bezwang so viele von ihnen, daß er, um sie zu schwächen, mehrere Tausende in ganz andere Gegenden seines Reiches verpflanzen konnte. Von den Franken, die an der Nordsee ihre Sitze hatten, brachte er eine Menge, wohl an dreihundert Meilen weit, nach fremden Landen, da wo die Städte Konstantinopel und Hadrianopel liegen, nach Thracien, Macedonien und Griechenland. Er meinte, hier sollten die franken Männer ihr rauhes Vaterland wohl vergessen, wo sie unter dem schönsten, warmen Himmel, in einem köstlichen und anmuthigen Lande, wohnten. Sie aber konnten ihre kalten Küsten an der stürmischen Nordsee nicht aus dem Sinne verlieren, sondern trachteten nur danach, wie sie wieder dahin kämen. Sie bemächtigten sich einiger Schiffe, und fuhren mit ihnen, unter tausend Gefahren, durch unbekannte Gewässer, durch die Meere von Griechenland und Afrika, und welche die Küsten von Italien und Spanien und Frankreich bespühlen, ihrer Heimath zu. Sie mußten oft an das Land steigen und mit den Einwohnern um Lebensmittel kämpfen; sie eroberten sogar die große Stadt Syracus auf Sicilien, welche die mächtigen Athenienser in alten Zeiten drei Jahre lang vergeblich belagert hatten; und kamen endlich durch den großen Ocean in die Nordsee und an die teutschen Küsten zurück, die ihnen lieblicher scheinen wollten, als das schöne Griechenland und Italien. Das Alles aber vollbrachten die Männer, ohne daß sie alle die Meere und Länder kannten; und hatten auch nicht einmahl einen Kompaß, der ihnen die Weltgegenden zeigte. Aber ihr Kompaß war ihre Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande. — Dieses ist geschehen um das Jahr 280.

3) Die Sachsen. Sie waren die Nachbaren der Franken und bestanden aus den übrigen sächsischen Völkerschaften, die sich nicht zu den

Franken geschlagen hatten. Sie nahmen diesen nachher manche ihrer Länder wiederum ab, so daß sie Niedersachsen und den größten Theil von Westphalen inne hatten, an der Elbe, der Weser, der Aller, der Leine, der Ems, der Lippe und Ruhr. Die Franken aber wichen mehr an den Rhein und über denselben in die Niederlande. Die Sachsen theilten sich in drei Kreise, in die Ostfalen, jenseits der Weser in den hannöverschen und braunschweigischen Ländern, die Westphalen, an der Ems und Lippe, in Münster, Osnabrück u. s. w., und die Engern, d. h. die in der Mitte zwischen beiden, in den Wesergegenden. Auch sie verstanden die Schiffahrt sehr wohl, ob sie gleich in den älteren Zeiten nur schlechte, aus Baumzweigen zusammengeflochtene und mit Rindshäuten überzogene Schiffe hatten. Sie machten viele Raubzüge zur See, und wir werden späterhin sehen, wie sie nach England hinübergefahren sind und dort neue Reiche gestiftet haben.

Aber noch mächtiger, als alle diese Völker, wurden

4) **Die Gothen.** Das waren die Völkerschaften, die früher in den nordöstlichen Gegenden gewohnt hatten, wo die Oder und die Weichsel in's Meer fließen. Diese errichteten auch einen großen Bund unter einander, und wie die Allemannen und Franken und Sachsen die Länder der Römer angriffen, die nach Abend zu lagen, so wendeten sie sich vielmehr nach Mittag und nach Sonnenaufgang, und stifteten eine große Herrschaft, welche sich von dem schwarzen Meere, da wo der Donaustrom sich hinein ergießt, über die Moldau, Wallachei, Ungarn, Polen und Preussen bis an die Ostsee erstreckte. Ihr großer Fürst, der sie am weitesten ausgebreitet hatte, war Armanarich oder Hermanrich, und lebte im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung; er hat mehr denn zwei Menschenalter über sie geherrscht, und ist über hunderr Jahre alt geworden.

Sie theilten sich schon früh in zwei Haupttheile, die Ostgothen oder Greuthunger und Westgothen oder Therwinger, von welchen viele die Thüringer ableiten wollen. Ueber die Ostgothen herrschten Könige aus dem Geschlechte der Amaler, über die Westgothen der Königstamm der Balten.

Die Gothen gehörten zu den edelsten und gebildetsten teutschen Völkern, und hatten schon sehr früh das Christenthum angenommen. Schon im vierten Jahrhundert übersetzte ihnen ihr Bischof Ulphilas die Bibel in die gothische Sprache, und so breiteten sich, mit dem Glauben an den Heiland der Welt, mildere Gesinnung und Sitten schnell unter ihnen aus.

Außer diesen Völkervereinen saßen noch in der Mitte und im Osten Teutschlands zwei Völker, die bald mit Kraft und Ansehen unter den übrigen auftreten werden: die Burgunder, an der Weichsel, und die Langobarden, an der Elbe.

## 15. Der Verfall des römischen Reiches.

Zu derselbigen Zeit, als die teutschen Völker in ihrer Jugendkraft also blüheten und ihre Macht in großen Vereinen sammelten, wurde das alternde römische Reich immer schwächer in sich selbst. Zwar war es noch an Umfange sehr groß, aber was helfen Größe und Umfang, wenn der kräftige Geist entwichen ist, der sie beseelen muß? Dann ist die Größe ein Last. — Die meisten römischen Kaiser, vom Jahre 180 an, waren träge und dumm, und in der Dummheit boshaft und argwöhnisch, oder sie waren offenbare Tyrannen, und vergossen das Blut der besten Männer ohne Scheu und Schaam. Und war einmahl ein guter, der auf Recht und Ordnung hielt, so wurde er alsbald von der wilden Rotte der Soldaten ermordet; denn diese waren

es, die Rom regierten. Sie setzten nach ihrem Gefallen die Kaiser ein und wieder ab, und trieben es so schaamlos, daß sie sogar die Kaiserkrone öffentlich feilboten, und demjenigen aufsetzten, der ihnen das meiste Geld gab. Im Laufe von 120 Jahren, von 180 bis 300 nach Chr. Geburt, in welchen im ordentlichen Laufe der Dinge vielleicht sechs Regenten auf einander gefolgt wären, herrschten ihrer 36 im römischen Reiche, von denen 27 ermordet, 3 im Kriege gefallen und nur 6 eines natürlichen Todes gestorben sind. Und nicht allein, daß jeden Augenblick ein Kaiser umgebracht wurde; sondern die Mörder richteten meistentheils seinen ganzen Anhang mit hin, so daß das Blut in Strömen vergossen wurde, und die meisten sich in ihrer Selbstsucht wohl hüteten, ihrem Fürsten treu und ehrlich anzuhangen. In solchen Zeiten mußten die Römer immer mehr ein verdorbenes, ruchloses, faules und nichtswürdiges Volk werden, welches nur darnach trachtete, nicht zu arbeiten und seine Tage in Wollust und Ueppigkeit hinzubringen. Denn wenn der Mensch keine Sicherheit für die Zukunft vor sich sieht, und nicht weiß, ob die Frucht seiner Arbeiten auf seine Kinder kömmt, so denkt er nur daran, wie er den Augenblick genießen will, und wird den Thieren gleich, die auch nicht an eine Zukunft und an ein Recht und eine Vergeltung denken; ihr Antlitz ist der Erde zugekehrt.

Zwar hatte sich die Lehre Jesu im Stillen auch unter den Römern ausgebreitet, und sicherlich Viele aus dem allgemeinen Verderben gerettet; sogar ließ sich der Kaiser Constantin im Jahre 311 selbst zum Christen taufen und verordnete, daß das Christenthum die herrschende Religion seines Reiches seyn sollte; und wirklich ging es auch eine Zeit darnach besser mit den römischen Angelegenheiten; allein, die Besserung war nicht gründlich. Die Römer hatten unter der Herrschaft der Sünde die sittliche Kraft der Seele verloren, in welcher allein das göttliche Wort tiefere Wurzel schlagen kann;

die alte Sündhaftigkeit vermischte sich mit der neuen Lehre, und so verdarb Altes und Neues mit einander; wie in einem stehenden Sumpfe das gute, frische Wasser mit verderben muß.

Dieser Kaiser Constantin hat auch seine Kaiserwohnung von Rom und Italien weg, in einen andern Theil seines Reiches gelegt, nach der Stadt, welche nach ihm Constantinopolis heißt.

Bei diesem Zustande der Welt ist es leicht zu begreifen, daß die Anfälle der teutschen Völker auf das römische Reich immer gewaltiger und immer glücklicher werden mußten; und wie sie gleichsam von einem unwiderstehlichen Naturtriebe gedrängt wurden, so elende Nachbaren zu überwältigen, von denen sie zuerst angegriffen waren, und die sich in ihrer Schlaffheit und Schlechtigkeit doch noch für ein edleres Menschengeschlecht hielten, als die unfeinen Teutschen, welche sie Barbaren nannten. Denn auch in der Natur ist es ein Gesetz, daß da, wo ein leerer Raum geworden ist, die lebendig bewegten Kräfte der Luft und des Wassers sogleich einzudringen streben. Die Römer aber waren leer und ohne Kraft geworden.

## 16. Die Hunnen. Anfang der Völkerwanderung. 375.

Da geschah es, um das Jahr 375, als Kaiser Valens in Konstantinopel regierte, daß ein neues und fast unbekanntes, überaus wildes Volk aus Asien herangezogen kam, welches nicht von teutschem, sondern von mongolischem Ursprunge war, und die Hunnen geheißen wurde. Schrecken und Angst gingen vor ihnen her, und die Menschen, die sie gesehen hatten, beschrieben sie folgendermaßen: „Das Volk der Hunnen überschreitet jedes Maaß von Wildheit. Sie haben gedrungene, feste Glieder und dicke Hälse, und ihre ganze Gestalt ist so ungeschlacht und breit,

daß man sie für zweibeinige Thiere oder für solche Pfosten ansehen möchte, die man grob ausgehauen als Brückengeländer hinstellt. Weil man sogleich nach der Geburt in die Wangen der Kinder tiefe Einschnitte macht, damit das Hervorkeimen der Haare durch die zusammenlaufenden Narben gehindert werde, so bleiben sie bartlos und garstig bis zum Greisenalter. Bei dieser unholden und widerwärtigen Gestalt sind sie so roh, daß sie weder des Feuers bedürfen, noch sich die Speisen zubereiten; sondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleisch des ersten besten Thieres, das sie unter sich auf des Pferdes Rücken legen und so ein wenig mürbe reiten, ist ihre Nahrung. In Häuser gehen sie nur, wenn die äußerste Noth sie treibt; sie scheuen sie, als vom Leben abgeschiedene Gräber; vielmehr Berge und Thäler unstät durchschweifend, lernen sie von der Wiege an Frost, Hunger und Durst ertragen. Sie kleiden sich in leinene Kittel oder in Pelze, von Mäusefellen zusammengenäht; ihren Kopf bedecken sie mit überhängenden Mützen und ihre Beine mit Bockshäuten. Ihre plump gemachten Stiefel hindern sie am freien Gehen; deshalb taugen sie wenig für Fußgefechte; sondern beinahe festgewachsen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber häßlich sind, richten sie auf ihnen alle ihre Geschäfte aus. Auf dem Pferde kauft und verkauft ein jeglicher dieses Volks, auf ihm ißt und trinkt er, und auf den Hals des schnellen Thieres gelehnt, sinkt er in tiefen Schlaf, bis zur Gaukelei der Träume; und ist über ernste Geschäfte eine Rathschlagung, so geschieht auch sie in diesem Aufzuge."

„Sie beginnen die Schlachten mit einem scheußlichen Geheul; mit Blitzesschnelle sind sie da, zerstreuen sich absichtlich in demselben Augenblick, kommen rasch wieder, und schweifen so ohne geordnete Schlachtordnung im unstäten Morden hin und her, und ehe man sie wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit erblickt, stürmen sie schon den Wall oder plündern das feindliche Lager. In

der Ferne fechten sie mit Wurfgeschossen, deren Spitzen mit seltener Kunst sehr sauber mit Knochen besetzt sind, in der Nähe aber mit dem Säbel: und indem die Feinde den Hieben ausweichen, werfen sie ihnen Schlingen über, und schleppen sie mit sich fort."

„Niemand baut bei ihnen den Acker, oder rührt nur den Pflug an: denn alle schweifen umher, ohne feste Sitze, ohne Heimath, ohne Gesetz und stehende Sitte, immer Flüchtlingen gleich; und die Weiber wohnen auf den Wagen, weben dort ihre groben Kleider und ziehen die Kinder groß. Auf die Frage, woher er ist, kann bei ihnen keiner antworten; anderswo entstanden, fernhin geboren, und weiterhin erzogen. — Treue der Verträge kennen sie nicht, und gleich den unvernünftigen Thieren wissen sie kaum etwas von Recht und Unrecht, sondern fahren in ungestümer Wuth ihrer Begierden auf irgend ein Ziel los, und sind bei jeder neu winkenden Hoffnung wieder wankelmüthig; ja, sie sind so veränderlich und jähzornig, daß sie zuweilen an demselben Tage, ohne die geringste Beleidigung, von ihren Bundesgenossen abfallen, und eben so ohne alles Zureden sich wieder aussöhnen."

Diese leichtgerüstete und unbändige Menschenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, und Verheerungen verbreitend, brach am Asovschen Meere hervor, wohin sie schon viel früher durch Kriege und Unruhen aus ihren alten Weideplätzen an den Gränzen Chinas vertrieben waren, und fielen zuerst auf die Alanen. Sie sollen den Geistern ihrer alten Fürsten die ersten gefangenen Europäer geopfert haben. Dann wälzte sich ihr ungeheurer Schwarm auf die Ostgothen. Der mehr als hundertjährige Hermanrich, da er sah, daß er den Hunnen nicht wiederstehen könne, wollte seinen alterworbenen Ruhm nicht überleben und tödtete sich selbst. Die Ostgothen wichen rückwärts aus ihren Sitzen und drängten die Westgothen; und diese, da sie an die Donau kamen,

schickten Bothschaft an den Kaiser Valens nach Constantinopel: „Er solle ihnen Land und Weiden geben jenseits der Donau; sie wollten Hüther der Gränze seyn." Der Kaiser nahm sie auf. Von den Hunnen wurden sie nicht verfolgt; die trieben mehr als 50 Jahre Viehzucht, Jagd und Krieg in den Steppen und Wäldern von Südrußland, Polen und Hungarn, ohne weiter vorzurücken.

Aber den Gothen waren ihre neuen Sitze in Thracien zu enge, und ihre Heerden lieferten ihnen nicht den nöthigen Unterhalt; sie baten um Erlaubniß, sich die fehlenden Bedürfnisse erhandeln zu dürfen. Die römischen Statthalter aber, Lupicinus und Maximus, bedienten sich der Noth der Gothen so schaamlos, daß um ein Brodt und etwa zehn Pfund elendes, manchmahl Hundefleisch, ihnen ein Sclave verkauft werden mußte. Die meisten Heerden waren hin, hin die Sclaven, Hungersnoth bewog viele, um Brod ihre Kinder zu geben. Indeß das Volk unter diesem Jammer seufzte, wurde Fridigern, der gothische Fürst, von dem Lupicinus in Marcianopel zu Gaste gebeten. Er war ein tapferer Jüngling, des Heldenmuths der Balten, seiner Ahnherrn, voll; viele junge Leute, Waffenbrüder und Freunde, begleiteten ihn. Er aß; und es erhob sich das Geschrei seines Gefolges draußen, welches die Römer überfallen hatten und mordeten; er sollte dann auch erschlagen werden, und ohne ihn, so hofften die Römer, würden die Gothen nichts vermögen. Er, mit rachefunkelndem Blick, sein Schwerdt in der Hand, ohne ein Wort zu reden, auf und hinaus, rettet seine Freunde, und sprengt mit ihnen fort. Die Gothen aber, erbittert über der Römer Treulosigkeit, brachen alsbald auf und durchzogen mit Mord und Brand die nächsten Provinzen; von den Mauern Konstantinopels sah man schon die Flammen der Dörfer und Landhäuser.

Kaiser Valens zog ihnen mit einem Heere entgegen; bei Adrianopel kam es zur Schlacht. Es

wurde hart gestritten, aber das gothische Fußvolk warf endlich die römische Reuterei und dann auch die Legionen über den Haufen. Der Kaiser floh verwundet; sein Pferd stürzte; kaum vermochte er sich in eine benachbarte Bauernhütte zu verbergen. Die Gothen, weit entfernt zu glauben, daß unter diesem Strohdach der römische Kaiser sey, steckten diese Hütte, wie die andern, in Brand; Valens fand auf diese Art seinen Tod. 378.

In dieser großen Noth des Reiches sollte der Umsturz noch einmahl abgewendet werden durch den kräftigen und klugen Kaiser, Theodosius, einen Spanier von Geburt. Er wußte die Gothen durch Partheiungen zu schwächen, und brachte Fridigerns Nachfolger, Athanarich, zum Frieden. Er versprach den Gothen eine ansehnliche Lieferung an Lebensmitteln, und diese überließen ihm dafür 40,000 Mann an Hülfsvölkern.

---

## 17. Der Westgothen Einbruch in Italien.

408—410.

Dieser Kaiser starb aber bald, und seine beiden Söhne, Honorius und Arcadius, theilten das Reich unter einander; Arcadius nahm seinen Sitz in Konstantinopel und Honorius in Rom, und des ersteren Antheil wurde das morgenländische, der des andern das abendländische Kaiserthum genannt. Dieses war im Jahr 395.

Die Söhne aber waren dem Vater nicht gleich; zu träge, die Herrschaft selbst zu führen, ließen sie ihre Minister regieren, den Rufinus und Stilicho. Rufinus aber, welcher der Minister in Konstantinopel war, haßte den Stilicho, der in Italien herrschte, und um ihn recht in Noth zu bringen, reizte er den neuen König der Westgothen, Alarich, daß er von der Donau her in

Italien einbräche. Die Gothen hatten große Lust, in neue Länder nach Mittag zu ziehen; auch waren sie aufgebracht, weil man ihnen die Geschenke, die ihnen Theodosius versprochen hatte, nicht zahlte. Sie brachen auf, und zogen an die Alpen. Da wartete ihrer aber Stilicho und trieb ihren Angriff zurück. Zum Dank für diese That, und daß er schon mehr als einmahl Italien gerettet, und noch vor wenig Jahren ein großes Heer teutscher Völkerschaften unter Radagaisus geschlagen hatte, ließ ihn Honorius ermorden; denn seine Feinde hatten den schwachen Kaiser überredet, Stilicho trachte darnach, daß er ihm seine Krone nähme. Sobald Alarich dieses erfuhr, zog er wiederum gegen Italien, drang durch die Pässe der Alpen, durch das Venetianische, über den Po, bis drei Meilen von Ravenna, wo das kaiserliche Hoflager war. Und nun ließ er dem Kaiser also sagen: „Das Volk der Westgothen ist mit Weibern, Kindern und ihren Heerden in diesen Orten angekommen, und bittet dich um ein Land; wenn es dir aber nicht also gut dünkt, so möge ein Tag verabredet werden, wo Gothen und Römer in offener Feldschlacht sich gegen einander messen, damit wir es ausfechten wegen des Landes.“ — Honorius ließ ihm antworten: „Er gebe den Gothen Erlaubniß, in Gallien oder Spanien das ihnen gefällige Land, einzunehmen.“ — Das war keine besondere Gnade, denn diese Länder wurden weit und breit von den Franken und Allemannen verwüstet, und der Kaiser gedachte die Fremden durcheinander aufzureiben.

Alarich aber ließ sich die Antwort gefallen und zog in Frieden wieder um, nach den Gebirgen zu, die Italien von Frankreich trennen. In den piemontesischen Alpen feierten die Gothen das Osterfest, — denn sie hatten schon lange den christlichen Glauben. Während des Gottesdienstes kam Bothschaft, daß der römische Heerführer Sarus gegen sie im Anzuge sey. Plötzlich wurden sie angefallen. Sie aber, im Zorne, nahmen die Waffen

und schlugen ihn. Darnach wandten sie sich gegen Italien, verwüsteten das Land und zogen auf Rom; den Kaiser aber ließen sie in Ravenna sitzen, denn sie verachteten den schwachen Fürsten. In Rom war Verwirrung und Schrecken; die Römer hatten seit 600 Jahren keinen Feind vor ihren Mauern und seit 800 keinen in denselben gesehen, und die Stadt nannte sich die ewige Stadt. Zwar wollten sie den alten Hochmuth noch einmahl laut werden lassen und sprachen zu Alarich: „Das römische Volk ist zahlreich und stark und ist durch beständige Uebung in den Waffen so beherzt worden, daß es sich nicht vor dem Kriege fürchtet.“ Aber Alarich lachte überlaut und sagte nur: „Das dichtstehende Gras ist leichter abzumähen, als das dünne.“ — Darnach fragten die Gesandten nach den Bedingungen des Friedens. Er forderte alles Gold, Silber und Geräth in der Stadt, und alle Sclaven von teutscher Abkunft. Sie fragten: „Was willst du uns denn übrig lassen?“ „Die Seelen“ antwortete er. So sprach ein Mann, in der Insel Peuce, am Ausflusse der Donau, unter einem barbarischen Volke geboren, der auf dem ganzen Erdboden kein Erbe besaß, als seine Tapferkeit, zu der Stadt, welche Jahrhunderte lang den Erdboden beherrscht hatte, und durch deren Thore und Straßen die stolzesten Helden im Triumphe eingezogen waren, mit Sieg über fremde Völker gekrönt und mit Siegesbeute aus Europa und Asien und Afrika beladen.

Darnach erboten sich Tuscische Wahrsager, die in der Stadt waren, sie wollten den Alarich durch Beschwörungen von Rom zurücktreiben, wenn man ihnen erlaubte, den alten Göttern öffentliche Feste und Opfer anzustellen. — Ueber solche ohnmächtige Anschläge mag der tapfere Alarich wohl noch lauter gelacht haben.

Als nun die Römer gar keine Rettung sahen, mußten sie der Feinde Willen erfüllen, und ihnen 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, und außerdem eine Menge kostbarer Waaren versprechen.

Es war aber so viel Gold und Silber bei den Einwohnern der Stadt nicht zu finden; deshalb mußte man die Zierrathen der alten Tempel zu Hülfe nehmen, und da soll es geschehen seyn, daß unter andern Götterbildern auch das Bild der Tapferkeit zusammengeschmolzen wurde, und es war, als wäre damit alles, was noch von Tapferkeit zu Rom übrig war, gleichfalls zusammengeschmolzen.

Der Kaiser Honorius wollte aber den Frieden nicht halten, den die Römer mit Alarich geschlossen hatten; da kehrte dieser das nächste Jahr wieder zurück, setzte in Rom einen andern Kaiser, Namens Attalus, dem Honorius zum Widersacher, ein, und ließ sich von ihm bedienen; als dieser aber auch nichtswürdig war, stieß er ihn nach einem Jahre wieder in den Staub, und die Stadt Rom, die sich widersetzte, nahm er mit Sturm ein. Dieses geschah am 23. August des Jahres 410. Die Gothen kamen in den kaiserlichen Pallast und plünderten ihn, so wie die Häuser der Großen; insofern aber mäßigten sie sich, daß sie die Stadt nicht anzündeten; und es war ein großes Glück für die Römer, daß die Gothen Christen waren. Was sich in die Kirchen flüchtete, wurde nicht angetastet. Ja, ein wunderbarer Zufall, welcher uns erzählt wird, zeigt recht offenbar die fromme Sinnesart des Volkes. Ein Krieger, der bei einer christlichen Frau hineinkam, fand bei ihr silberne und goldene Gefäße. Sie sagte ihm, es gehören dieselben dem heiligen Apostel Petrus, und seyen ihr für die Kirche in Verwahrung gegeben; er möge nun thun, was ihm gutdünke. Da meldete es der Soldat dem Könige. Dieser aber schickte sogleich hin, und ließ die heiligen Gefäße feierlich in die Kirche zurücktragen. Die Römer, begeistert durch solche Großmuth, begleiteten den Zug und stimmten festlichen, feierlichen Gesang an, und die gothischen Krieger, erstaunt über das unerwartete Schauspiel, ließen ab vom Plündern, schlossen sich mit an, und so ward die

Wuth des Krieges durch christliche Rührung in Frieden verwandelt.

Alarich blieb nicht lange in Rom, sondern zog weiter nach Unteritalien, mit großen Entwürfen in der Seele; denn er wollte nach der schönen Insel Sicilien und von da nach Afrika hinüberschiffen; aber der Tod übereilte ihn in Cosenza, da er erst 34 Jahr alt war. Das ganze westgothische Volk betrauerte ihn, und bereitete ihm ein denkwürdiges Grab: Sie gruben dem dortigen Flusse, Busento, ein anderes Bett und leiteten das Wasser dahin ab, und nun begruben sie den König im Grunde des Flusses in voller Rüstung, mit seinem Streitrosse und den Denkmählern seiner Siege; dann leiteten sie den Fluß wieder darüber hin, auf daß nicht römischer Geiz oder Rachsucht den großen Alarich in dem Grabe, wo er von seinen Siegen ruhte, entweihe und störe.

An seiner Stelle erwählten sie den schönsten ihrer Edlen, seinen Vetter, den Jüngling Athaulf oder Adolf, zum Könige. Er zög zurück auf Rom. Der Kaiser Honorius mußte ihm seine Schwester Placidia zur Gemahlin geben; dann erst verließ er Italien, ging mit seinem Volke nach Gallien und Spanien, und er und sein Nachfolger Wallia sind die Stifter des großen westgothischen Reiches, welches fast ganz Spanien und das südliche Frankreich bis zur Loire umfaßte, und dessen Hauptstadt Toulouse am Flusse Garonne war.

---

## 18. Attila, die Gottesgeißel.

451.

In den Gegenden zwischen der Donau und der Theiß in Ungarn, in einem sehr großen, von Pfahlwerk umgebenen Dorfe, erhob sich, mitten in einem geräumigen Hofe, ein hölzernes, mit vielen Gängen umgebenes Gebäude, die Wohnung Attilas oder Etzels, Königs der Hunnen. Er

hatte das, bis dahin unter vielen Oberhäuptern zertheilte, Volk zu Einer Herrschaft vereinigt; alle, von der Wolga bis in Ungarn zerstreuten Stämme der Hunnen und unterworfenen Völker verehrten seine Gebote; er war Herr der Gepiden, Langobarden, Awaren, Ostgothen und vieler Völker im südlichen Teutschland; doch behielten sie ihre eigenen Sitten, Gesetze und Sprache und wurden von eigenen Fürsten regiert, so daß sie mehr als Bundesgenossen, denn als Unterthanen zu betrachten waren; auch wurde an Etzels Hofe neben der hunnischen die gothische Sprache, also Teutsch, geredet.

Er selbst war klein von Wuchs, hatte einen großen Kopf, tiefliegende Augen, die er stolz umherwarf, eine breite Brust, sehr viele Leibeskraft, einen Gang und eine Haltung, die zeigten, daß er in allem den Gebieter darstelle; wie denn sein liebster Name Godegisel, Geißel Gottes zur Bestrafung der Welt, war. Er liebte die Pracht um sich her, nur er selbst lebte auf einfache Weise, als bedürfe seine Größe solches Zusatzes nicht. Sein Sattelzeug war ungeschmückt nnd wenig kostbar; bei den Gastmahlen wurden allen Gästen goldene und silberne Geschirre vorgesetzt; er allein hatte hölzerne und aß nur wenig Gerichte. An seiner Tafel herrschte Freude und Scherz, nur er verlor nie den strengen Ernst.

Dieser mächtige Herrscher, von dem man gesagt hat, daß, wenn er sein Schwerdt in die Erde stieß, hundert Völker erbebten, und Rom und Constantinopel in ihren Grundfesten erzitterten, brach im Jahre 451 auf und wandte sich gegen Abend. Mit 700,000 Mann zog er aus, alle unter ihm, jeder Stamm unter seinem Fürsten; alle Fürsten zitterten vor Attila, das ganze Heer hatte Eine Seele, sein Wink lenkte alle Bewegungen. Sein Weg hieß Vernichtung, was nicht entfliehen konnte oder nicht umkam, mußte ihm folgen. Er zog durch Oestreich und die allemannischen Lande, über den Rhein, erschlug bei Basel den, in

den Pässen des Jura ihn erwartenden, König der Burgunder; — die Burgunder aber waren nicht lange vorher aus ihren alten Sitzen an der Weichsel in diese Gegenden am Rheine und in der westlichen Schweiz und an der Rhone gezogen, welche Hoch- und Nieder-Burgund bis auf den heutigen Tag heißen. — Dann eroberte und plünderte er die Städte Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier und andere, und gelobte, nicht eher still zu stehen, bis am Meere.

Aber auch die Römer und mehrere teutsche Völker hatten sich gerüstet gegen die große Gefahr, die dem Abendlande drohte; denn es war wohl auf dem Spiele, ob Europa germanisch oder mongolisch werden, ob teutsche Stämme auf den Trümmern des wankenden römischen Kaiserthums neue Reiche gründen sollten, oder der große Hunnen-König. Die Römer hatten noch einmahl einen guten Feldherrn zu dieser Zeit, mit Namen Aetius, der rüstete sich in Gallien und sprach auch den westgothischen König Theodorich oder Dietrich, der in Toulouse wohnte, um Hülfe an; denn auch dessen Reich war in großer Gefahr. Da antwortete Dietrich: „Nie hat ein gerechter Krieg einem Könige der Westgothen zu schwer geschienen, und nie hat einer Furcht gekannt, wenn es auf eine glorreiche That ankam; eben so denken die Großen meines Reichs; das ganze Volk der Westgothen greift freudig zu seinen allezeit siegreichen Waffen.“ — So hatten auch die Burgunder Zuzug versprochen, und Sangipan der Alane, welcher an der Loire herrschte, Merwey der Franke, das gemeine Wesen von Paris, selbst die in Westphalen wohnenden Sachsen.

In der weiten Ebene in Frankreich, durch welche die Marne fließt, bei der Stadt Chalons, erhebt sich ein mittelmäßiger Hügel; hier traf das Heer der Abendländer auf die Hunnische Macht, und eine große Schlacht wurde gekämpft; man kann sie eine Völkerschlacht nennen, denn die meisten europäischen Völker standen hier auf beiden Seiten

gegen einander. Den linken römischen Flügel führte Aetius, den rechten Theodorich, in der Mitte stand König Sangipan. Unermeßlich schien andererseits das Hunnenvolk; einen Flügel führte Harderich, der Gepiden-König, den andern Theudmir, Dietrich, Walamir, Fürsten der Ostgothen, Attila die Mitte und das Ganze. Die Menge geringerer Könige achtete, wie Trabanten, auf seinen Wink, und gehorchte stumm und ängstlich seinem Befehl; er allein, der Könige König, dachte für alle. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen sollte, berief er die Anführer und sprach: „Nichts gemeines ziemt mir, euch zu sagen, oder euch, von mir zu hören. Seyd Männer; greift an, brechet ein, werfet alles nieder! Jene machen Schlachtordnung; ihr fallet an! fallet auf die Westgothen und Alanen, in denen ist die Kraft des Feindes. Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr fliehet. Richtet eure Augen auf mich, ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!" —

Beide Heere trachteten, sich des Hügels zu bemächtigen; die Schlacht war ungemein wüthend, und war ein fürchterliches Würgen; indem der westgothische König zu seinem Volk redete, fiel er, aber mit Ruhm, er hatte die Schlacht entschieden. Bei anbrechender Nacht fand Attila nöthig, sich zurückzuziehen. Da er nicht wußte, ob der Feind ihn verfolgen würde, häufte er unzähliche Pferdesättel, um im Nothfall sie anzuzünden und im Rauch zu sterben; zugleich, um die Feinde abzuschrecken, gebot er, mit Waffen, Posaunen, Schlachthörnern und Gesang die ganze Nacht Larm zu unterhalten. Dann, als er nicht weiter angegriffen wurde, zog er in sein Land zurück.

Im folgenden Jahre machte er noch einen Raubzug nach Italien, starb aber bald darnach im Jahre 453. Betrauert und begraben wurde er nach der Sitte des Volkes: Die Hunnen machten Einschnitte in ihre Gesichter und schoren sich die Haare ab, und in einer weiten Ebene unter einem seidenen Gezelte, wurde sein Leichnam gezeigt;

um denselben rannte, seine Thaten singend, die Reuterei; sie priesen das Glück, wie der große Attila, nach unsterblichen Siegen, in der herrlichsten Zeit seines Volkes, ohne Schmerzen, seine Laufbahn beschlossen, und sich hinüber zu den Geistern der alten Helden begeben. In der Nacht wurde Attila in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen und beide in einen eisernen; Pferdezeug, Waffen, Kostbarkeiten, wurden mit ihm begraben, und darauf alle Arbeiter am Grabe umgebracht, damit keiner verrathe, wo der Hunnenheld ruhte.

Als der Schrecken seines Namens die Völker nicht mehr zusammenhielt, entzweiten sie sich; viele versagten den Gehorsam; und nachdem der erstgeborne und liebste seiner Söhne, Ellak, in einer großen Schlacht gefallen war, verschwand die Macht der Hunnen ganz; sie verloren sich weiter nach Osten hin.

## 19. Untergang der römischen Herrschaft. 476.

Das römische Reich neigte sich immer mehr seinem Falle zu. Der Kaiser Valentinianus ermordete den Aetius, der die Stütze des Reiches war, und es noch einmahl in den catalaunischen Feldern gegen Attila gerettet, mit eigener Hand, weil man ihm Verdacht gegen denselben eingeflößt hatte. Valentinian wurde wiederum auf Anstiften des Petronius Maximus ermordet, der nun Kaiser wurde und des Ermordeten Wittwe Eudoxia zwang, ihn zu heirathen. Diese aber, aus Rache, rief den Vandalen-König Geiserich aus Afrika herbei; er kam, eroberte die Stadt Rom, und plünderte und verwüstete sie auf so grausame Weise, vierzehn Tage hinter einander, daß wohl keine Stadt in der Welt größeren Jammer erlitten hat. Darnach zog er mit vielen Schiffen voll

kostbarer Beute und gefangener Menschen aus allen Ständen, die als Sclaven verkauft wurden, wieder nach Afrika.

Nach Valentinian, in Zeit von 20 Jahren, haben noch neun Kaiser den herabgewürdigten Namen der Herren Roms geführt. Endlich stieß Odoaker, Fürst der Heruler und Rugier, welcher den Römern als Anführer teutscher Miethstruppen gedient hatte, den letzten dieser Schattenkaiser, Romulus Momyllus oder Augustulus, der noch ein Knabe war, vom Throne, und nannte sich selbst König von Italien; des jungen Kaisers unschuldiges Alter, da er Purpur, Krone nnd Waffen ablegte, und in Odoakers Lager kam, verschonte er, und schickte ihn in Verwahrung auf ein Schloß in Campanien. Die Heruler und Rugier, Völker aus Pommern, waren von der Ostsee immer weiter nach Mittag gezogen, bis sie an der Donau und der Gränze Italiens Wohnsitze fanden, und den Römern häufig für Sold dienten. Dieser kleine Haufen also hat endlich das große römische Reich niedergeworfen im Jahre unserer Zeitrechnung 476, und im 1230sten Jahre nach Erbauung Roms.

Auf folgende Weise waren um diese Zeit die Länder des abendländischen Kaiserthums unter die fremden Völker vertheilt:

Italien war unter der Herrschaft Odoakers und sein Reich erstreckte sich nach Mitternacht bis an die Donau.

In Ungarn und einem Theile von Oestreich waren die Ostgothen mächtig.

Die Allemannen wohnten in der Schweiz, in Schwaben und längs dem Rheine hinab, bis an die Lahn. Im Norden der Donau hatten sich schon die Langobarden niedergelassen, und in der Mitte Teutschlands wohnten die Thüringer. In Niedersachsen und Westphalen saßen noch immer in den alten Sitzen und in der alten Verfassung die Sachsen, und am Niederrheine bis in die Niederlande hin und im nördlichen Frankreich

die Franken. Sonderbarer Weise aber erhielt sich in Frankreich, im Lande an der Seine, noch zehn Jahre lang, nachdem kein Kaiser in Rom mehr war, ein römischer Statthalter; er hieß Syagrius. Südfrankreich von der Loire an, bis an die Pyrenäen, und ein großer Theil von Spanien war den Westgothen unterthan, das übrige von Spanien den Sueven; das südöstliche Frankreich aber mit Savoyen und der westlichen Schweiz den Burgundern. Die nördliche Küste von Afrika war Vandalisch und nach Britannien waren 449 die Angeln und Sachsen von den Küsten der Nordsee hinübergegangen, unter ihren Anführern Hengist und Horst, und waren daran, es zu erobern.

Der östliche und nordöstliche Theil von Teutschland war durch das Drängen und Ziehen der Völker nach Mittag und Abend hin leer geworden, und es wanderten immer mehr slavische und wendische Völker ein, die aus Polen und Rußland kamen, so daß die Teutschen auf einer Seite verloren und auf der andern gewannen.

# Zweiter Zeitraum.

## Von Klodwigs Eroberungen bis auf Karl den Großen. 486—769.

### 20. Klodwig, der Franken-König.

482—511.

Während der, eben erzählten, großen Völkerbewegungen waren die Franken nicht, wie Gothen, Burgunder, und andere Völker, aus ihren Wohnsitzen ausgewandert, um sich anderswo niederzulassen; sondern sie blieben an ihrem Orte und eroberten von da aus nur den Theil Galliens hinzu, welcher im Norden des Ardennerwaldes liegt; und dieser Wald schützte sie zugleich, daß sie nicht mit in den großen Strom der Völkerwanderung hineingerissen wurden. Auch verhinderte sie ihre Zertheilung in mehrere Stämme, deren jeder seinen eigenen König oder Fürsten hatte, an großen, gemeinsamen Unternehmungen.

Allein auch ihre Zeit kam. Um das Jahr 482 wurde Klodwig, oder, wie wir sagen würden, Ludwig, Fürst der salischen Franken; und bald bereitete er sich, die Entwürfe seines kühnen und weitschauenden Geistes auszuführen, denn sein leidenschaftlicher Sinn stand nach Krieg und

Eroberungen. Darin aber war Klodwig nicht zu loben, daß ihm alle Wege, wenn sie nur zur Herrschaft führten, gleich gut däuchten; er hat den Ruf seiner Kriegsthaten durch die schmählichste Treulosigkeit gegen seine Verwandten und Bundesgenossen geschändet. Zuerst nemlich schloß er mit den andern Fürsten der Franken, die noch neben ihm und größtentheils seine Verwandten waren, Bündnisse zum Kriege gegen andere Völker, und nachdem er diese mit ihrer Hülfe bezwungen hatte, und mächtig geworden war, schaffte er die Freunde durch Gift und Dolch und Verrath aus dem Wege. Auf solche Weise wurde er endlich König aller Franken.

Von den äußeren Feinden griff er zuerst, als er nur einige zwanzig Jahr alt war, den römischen Statthalter Syagrius an, dessen wir oben gedacht haben, schlug ihn bei Sigdunum, (Soissons) aufs Haupt, nahm das Land bis an die Loire ein, und vertheilte es unter seine Franken. Dieser Anfang seiner Eroberungen war im Jahre 486, zehn Jahre nach der Absetzung des Romulus Augustulus.

Darauf zog er mit seinem Heere gegen die Allemannen, welche indeß in das fränkische Land eingefallen waren; denn beide Völker, welche am Lahnflusse ihre Gränze gegen einander hatten, waren von Alters her Feinde. Bei Zülpich im Jülichschen trafen sie zusammen und stritten hart wider einander, und der Sieg neigte sich schon auf die Seite der Allemannen; da, in der Hitze des Schlachtgetümmels, als seine Seele in Angst war, fiel Klodwig nieder und gelobte Christ zu werden; und als der Sieg sich nun wirklich für ihn gewendet hatte, ließ er sich mit 3000 seiner Franken taufen. Dieses war der Anfang des christlichen Glaubens unter den Franken, und Klodwig wurde hinfort der allerchristlichste König genannt. Seine Gemahlin, Klothilde, eine burgundische Fürstentochter, hatte ihn schon lange durch die Gewalt sanfter Ueberredung zu dem

bessern Glauben bekehren wollen; er aber verschmähte ihn, bis ihn die Noth der Schlacht überwältigte; und es war an ihm, wie an den Franken überhaupt, sichtbar, daß ihre Bekehrung ein Werk der Noth gewesen. Denn Klodwig mordete nach wie vor seine Verwandten, und unterjochte ein christliches Volk nach dem andern, und die Franken galten in allen folgenden Jahrhunderten als das treuloseste unter den germanischen Völkern.

Nachdem die Allemannen unterworfen waren, und das fränkische Reich sich am Rheine hinauf bis in Schwaben erstreckte; und nachdem auch die Burgunder Tribut versprechen mußten; wandte Klodwig seine Blicke auf das Reich der Westgothen, welche den schönsten Theil Frankreichs inne hatten. Obgleich er noch vor Kurzem mit ihrem Könige Alarich eine Unterredung gehabt und ihm Freundschaft geschworen hatte, beschloß er dennoch, ihn feindlich anzufallen.

Der weise ostgothische König Theodorich, der kurz vor dieser Zeit seine Herrschaft in Italien gegründet hatte, mahnte den unruhigen Klodwig auf alle Weise von der ungerechten Unternehmung gegen Alarich ab, und zeigte ihm, wie den christlichen Völkern der Friede und die Eintracht zieme; allein Klodwig kannte nur die Sprache des Schwerdtes und der rohen Gewalt. Er griff das westgothische Reich an, gewann im Jahre 507 eine große Schlacht, in welcher Alarich selbst umkam, und nahm die Hauptstädte seines Landes weg; ja, er würde vielleicht das ganze Reich über den Haufen gestoßen haben, wenn nicht der große Theodorich, mit gewaffneter Hand dazwischen tretend, ihn zurückgetrieben hätte. Da mußte er sich mit dem Lande zwischen dem Loire- und Garonneflusse begnügen.

Nachdem Klodwig auf solche Weise ein großes Reich der Franken gestiftet hatte, sah er sich um, ob noch Verwandte da wären, die er ermorden könnte; und um sie herauszuforschen, stellte er sich vor seinen Großen betrübt, daß er keine Verwandten

mehr habe; ob sich vielleicht einer melden würde. Es meldete sich aber keiner.

Klodwig lebte nicht lange mehr darnach und starb zu Paris im Jahr 511, seines Alters im 45sten.

Seine Nachkommen auf dem fränkischen Throne, die man die Merowinger nennt, waren meistentheils ihres Stammvaters würdig. Es war, als wenn Laster und Tyrannei, unerhörte Grausamkeit und wilde Rachbegierde in diesem Geschlechte erblich, und von vorn her ein Fluch über dasselbe ausgegangen wäre. In Zeit von vierzig Jahren kamen sechs merowingische Könige durch Gift oder das Schwerdt um. Das Volk der Franken aber konnte unter solchen Fürsten nicht aus seiner sittlichen Rohheit emporgehoben werden, es mußte vielmehr noch tiefer darin versinken. Ihre Macht jedoch breiteten sie noch weiter aus; sie unterwarfen sich nach und nach auch die Burgunder, und in Teutschland das mächtige Volk der Thüringer; und die Herzöge der Baiern gaben sich in ihren Schutz.

---

## 21. Theodorich, genannt Dietrich von Bern.

490 — 526.

Als, nach König Attila's Tode, sein Reich aus einander fiel, waren die Gothen, unter ihren Amaler-Fürsten, auch wiederum frei geworden und wohnten in Ungarn an der Donau. Sie hatten oft Streit mit den Kaisern in Konstantinopel, und bei solcher Veranlassung war Theodorich oder Dietrich, einer ihrer Fürstensöhne, als Geißel nach jener Stadt geschickt worden, und lernte hier, wie einst Marbod und Hermann in Rom, die Künste der Herrschaft kennen. Nach dem Tode seines Vaters und seiner Oheime wurde er alleiniger König der Ostgothen, und beschloß nun,

gleich andern Herrschern, seinem Volke ein großes und schönes Reich zu stiften; denn sie verlangten in Gegenden geführt zu werden, wo sie freier wohnen könnten. Da wies ihm der Kaiser in Konstantinopel, der sich jetzt als den Herrn des ganzen, alten Reiches der Römer ansah, das Land Italien an, als Lohn für geleistete Dienste und statt der versprochenen Hülfsgelder. Italien war noch unter Odoakers Herrschaft; aber sein Reich war nicht eigentlich als ein teutsches anzusehen, weil seines Volkes, der Heruler und Rugier, nur eine geringe Anzahl war.

Theodorich brach im Jahre 490 mit dem Volke der Ostgothen auf, drang durch die Pässe Italiens, und traf auf Odoaker bei Verona. Es kam zur Schlacht, aber die Italiener stritten mit wenig Eifer für ihren König, und er wurde in die Flucht getrieben. Von dieser Schlacht heißt König Theodorich in Sagen und Liedern, die man viel von ihm sang, der große Held Dietrich von Bern, (welches Verona bedeutet). Darnach wurde Odoaker noch ein anderesmahl geschlagen, nachdem ihm seine eigene Stadt Rom die Thore verschlossen hatte, und drei Jahre lang wurde er in Ravenna belagert, bis er selbst umkam und sein Land in Theodorichs Hände fiel, im Jahre 493, nachdem Odoakers Reich siebenzehn Jahre gestanden hatte. Theodorich wurde Herr von Italien und von den Ländern jenseits der Alpen bis an die Donau, und in Frankreich bis an den Rhone-Fluß; ein großes und sehr schönes Reich, welches noch stehen könnte, wenn seine Nachkommen ihm an Weisheit und Tugend gleich gewesen wären.

Er selbst regierte 36 Jahre, und war nicht nur ein gütiger und milder Herr seiner Gothen, sondern auch der römischen Unterthanen und aller, die in Italien wohnten; so daß dieses Land seit mehreren Jahrhunderten nicht so glückliche Zeit erlebt hatte, als unter ihm, dem fremden Fürsten. Ackerbau und Handel blüheten wieder auf, Kunst

und Wissenschaft fanden an ihm ihren Beschützer, und alte, in Trümmern liegende Städte wurden wiederum aufgebaut.

Seine Weisheit und Gerechtigkeit erhoben ihn über alle Könige seiner Zeit. Wie ein großer Familienvater und Friedensstifter stand er zwischen ihnen, und die fernsten Völkerschaften holten seinen Rath ein und ehrten ihn mit Geschenken. Den andern Königen teutschen Stammes schrieb er wie ein Vater: „Ihr alle habt Proben meines Wohlwollens; ihr seyd junge Helden; mir gebührt, euch zu rathen. Euere Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr euch von den Leidenschaften beherrschen laßt; denn Neid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüberfließen."

Solche Grundsätze stellte er ihnen vor Augen, und es ist offenbar, daß er einen großen Bund aller christlichen Völker teutschen Stammes, die ihre Sitze in Europa genommen hatten, auf Gerechtigkeit und Weisheit gegründet, im Sinne trug; einen Bund, wie ihn die Vernunft allen Zeitaltern als ein erhabenes Bild vorhält, und von Zeit zu Zeit durch den Mund begeisterter Männer kund thut, auf daß Recht und Ordnung und der Geist christlicher Eintracht herrschen, und der Haß und die Raubsucht gebändigt werden, welche, so oft jener Geist fehlte, die Länder Europa's von einem Ende zum andern durchzogen haben. Hätte Theodorich einen solchen großen Bund zu Stande gebracht, so hätte er Größeres gestiftet, als die alten Römer, in deren Hauptstadt er nun saß, und deren Reich er im Geiste und in der Wahrheit, und nicht mit der rohen Waffengewalt herstellen wollte. Allein, wie die milde Gewalt der Wahrheit und des Rechtes immer in der Tücke und Hoffahrt derer ihren Feind findet, welche nur ihren Vortheil und ihre Leidenschaft wollen, so war auch damahls die Welt für die großen

Gedanken Theodorichs nicht reif. Während er mit Ernst und Liebe den Frieden prediate, wüthete Klodwig, der Franke, sein Wort verhöhnend, mit dem Schwerdte, und trachtete nur darnach, recht viele Völker unter seine Herrschaft zu beugen.

Der große Theodorich st. im J. 526, und sein Reich hatte keinen Bestand; denn sein Sohn Athalarich war erst zehn Jahr alt und starb bald nach dem Vater, und die Großen des Reichs waren nicht einig, sondern erhoben und stürzten mehrere Könige nach einander. Da machte sich der griechische Kaiser Justinianus, in Konstantinopel, diese Zwietracht zu Nutze, und sandte seine Feldherrn Belisarius und Narses nach Italien. Es entstand ein langer und schwerer Krieg, der das Land verwüstete, und besonders Rom durch mehrere Belagerungen fast ganz verödete, so daß von ihrem alten Glanze nun keine Spur mehr da war. Das waren wiederum schreckliche Zeiten. — Noch einmahl erhoben sich die Gothen unter dem König Totila, der würdig war, Theodorichs Reich zu beherrschen; allein, als auch er in einer Schlacht umgekommen war, sank dasselbe in solche Vernichtung, 27 Jahre nach Theodorichs Tode, und im Jahre unserer Zeitrechnung 553, daß die Ostgothen nicht sowohl besiegt, als vielmehr gänzlich ausgerottet wurden.

## 22. Die Langobarden in Italien.

### 568.

Fünfzehn Jahre nach der Ostgothen Untergange übte ein anderes, tapferes, teutsches Volk, die Langobarden, welches ihre früheren Wohnsitze in Ungarn eingenommen hatte, für sie die Vergeltung an den Griechen. Der griechische Statthalter Narses selbst, da er bei dem Kaiser in Ungnade gefallen war, rief ihren König Alboin

oder Albwin herbei. Dieser König hatte den Heldenmuth, welcher sich dem Herzen der Völker eingräbt; nicht nur sein Volk, auch Sachsen und Bojoaren oder Baiern, sangen sein Lob Jahrhunderte nach ihm.

An dem zweiten Tage des April im J. 568 brach König Alboin mit allen langobardischen Männern, Weibern, Kindern, von 20,000 Sachsen begleitet, aus Ungarn auf. Es war an einem herrlichen Morgen, als von der Höhe eines Vorberges der Alpen die erstaunenden Fremdlinge auf das neue, schöne Vaterland ihre Blicke warfen. Wo Alboin durchzog, ehrte er die Kirche und suchte die Liebe des Volkes. Durch die Eroberung von Pavia, am Zusammenfluß des Ticino- und des Po-Stromes, gründete er seine Herrschaft in Oberitalien, welches bis auf den heutigen Tag von dem Volke der Longobarden die Lombardei genannt wird, und machte sie zur Hauptstadt dieser Gegenden. Auch in Unteritalien eroberte dieses Volk schöne Länder; Rom aber und die Stadt Ravenna mit ihrem Gebiete blieben in den Händen der Griechen, welche sich durch Geschenke auch die Franken gewannen, um durch sie zu verhindern, daß die Langobarden nicht ganz Italien einnähmen, und es zu einem starken und mächtigen Reiche vereinigten. Und diese Absicht ist ihnen auch zum Unglück des Landes gelungen. Italien ist von jener Zeit an unvereinigt geblieben bis auf diesen Tag, und hat das schwere Geschick eines zertheilten und in sich zerrissenen Volkes getragen. Die Fremden haben sich von jeher um seinen Besitz gestritten, und der Schauplatz der Kriege war das unglückliche Land selbst, dessen Boden mit Strömen von einheimischem und fremdem Blute getränkt wurde.

Die Langobarden übrigens bauten das neuerworbene Land so schön, daß die traurigen Spuren alter Verheerungen immer seltener wurden. Auch der König nährte sich vom Ertrage seiner Güter, zog auf den Meiereien umher, und lebte in der

Einfalt eines Hausvaters, mit der Würde eines Heerführers. Die freien Männer, wie bei den alten Römern, arbeiteten selbst zur Urbarmachung der verödeten Lande und unterschieden sich dadurch sehr von andern teutschen Stämmen. Zumahl blühte der Feldbau um die Klöster. Ihre Geschichtsbücher enthalten die nicht so glänzende, als befriedigende Geschichte, wie man die Natur überwand, oder ihr half, und wie Fluren und lachende Triften die Trümmer des alten Italiens deckten.

## 23. Veränderungen in den Sitten und Einrichtungen der Teutschen.

Die meisten teutschen Völker waren in den Zeiten der Völkerwanderung in neue, von ihren alten gänzlich verschiedene Länder gekommen, und fanden hier Einwohner von anderm Stamme, und mit andern Sprachen, Sitten und Gesetzen. Daher konnten sie selbst nicht bleiben, wie sie in ihren Wäldern waren; und es ist wichtig, daß wir uns die große Verschiedenheit der, als Eroberer in fremde Länder ausgewanderten, von den, im Vaterlande und den alten, einfachen Sitten gebliebenen, Stämmen, in ihren Hauptzügen vor Augen stellen.

Die teutschen Eroberer fanden in Gallien, Spanien, Italien und England Einwohner, aus Römern und Landeseingebornen gemischt. Sie ließen sie zwar in ihren Wohnsitzen, aber größtentheils als Knechte, oder doch als ein unedleres Menschengeschlecht, welches sie der Waffenehre unwerth hielten. Nach den fränkischen Gesetzen brauchte man für einen erschlagenen Römer oder Gallier nur den vierten Theil des Sühngeldes zu bezahlen, wie für einen freien Franken. Das aber wirkt verderblich auf den Sinn des Menschen, wenn er viel mehr Knechte und Leibeigene um sich sieht, als

freie und freigesinnte Männer. Auch konnte es nicht wohl ausbleiben, daß nicht nach und nach die Teutschen sich mit den Landesbewohnern vermischten, und daß manche von diesen, welche an List und Verfeinerung den Teutschen überlegen waren, bald zu hohen Aemtern bei schwachen Königen gelangten, und ihre vorigen Herrn beherrschten. Es entstand ein Gemisch der Völker, der Sitten, der Sprachen und der Begriffe.

Die alte, kräftige Natur der Teutschen aber wurde in den warmen, üppigen Ländern, in die viele von ihnen kamen, durch Weichlichkeit und Sinnenlust geschwächt. So waren die Vandalen in Afrika, die Ostgothen in Italien, die Westgothen in Südfrankreich und Spanien, schon ein paar Jahrzehende nach ihrem Einzuge fast verwandelt und entartet, und erlagen Feinden, welche früherhin kaum ihren Anblick ertragen konnten. Die Stämme dagegen, welche in Teutschland blieben, blieben auch hart und eisern, und wenn sie auch nachher allmählich milder geworden sind, wie ihr Clima, so wurden ihre Wälder doch so langsam ausgerottet, daß die Veränderung ohne schädliche, zu schnelle Uebergänge geschah. Und noch dürfen wir uns rühmen, fester und ausdauernder an Leib und Seele zu seyn, als die südlichen Völker.

Die größte Veränderung bei den ausgewanderten, teutschen Stämmen ging aber mit der Sprache vor. Denn da in den eroberten Ländern hauptsächlich die römische oder lateinische Sprache geredet wurde, und diese damahls um vieles ausgebildeter war, als die teutsche, so konnte sie nicht durch diese verdrängt werden, sondern es entstand eine Mischung von beiden, wodurch sie beide verwandelt wurden; und oft fand sich noch die eigentliche Landessprache, als ein drittes Bestandtheil, dazu. Daher redet man in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und England romanische, das ist, aus dem Römischen gemischte, Sprachen, die zum Theil wohl besser in's Ohr fallen mögen, als die unsrige, welche aus

den alten Wäldern noch manche Rauhigkeit an sich trägt, die aber auch nicht so kräftig, nicht so treu und herzlich, nicht so reich an gemüthlichen Wörtern, und dabei schon lange alt geworden sind. Die unsrige ist noch immer jung und lebendig, und nimmt noch alle Tage an Schönheit und Reichthum zu. Sie ist eine Ursprache, deren Wurzeln bis in den uralten Boden unserer Volkseigenthümlichkeit zurückreichen, und ihre Nahrung aus dem reichen Quell des Lebens ziehen, mit welchem die Natur unser Volk ausgestattet hat. Wir können unsere Sprache ein unmittelbares Geschenk Gottes nennen, wie eine jede Naturgabe und wie das Grundwesen eines Volkes; die, durch Zusammensetzung aus mehreren anderen gebildeten aber sind Menschenwerk, wie das künstliche Gewebe, welches Menschenhände aus den Gewächsen des Feldes bereiten. Zwar kann dieses recht schön und künstlich gearbeitet seyn, aber es ist nun für alle Zeiten fertig, und hat keine innere Kraft des Lebens und Wachsens mehr in sich. Unsere Sprache ist noch das lebendige Gewächs in dem fruchtbaren Boden, und unsere Arbeit an ihr ist nur die des Gärtners, der es pfleget und seiner wartet mit großer Liebe.

Von den Vorzügen, die daraus enspringen, nennen wir vor allen nur Einen. Bei dem Volke, dessen Sprache vollendet und geschlossen ist, ist es auch der Kreis der Gedanken. Ein neuer Gedanke kann nicht festgehalten und ausgebildet werden, weil es kein Wort giebt, um ihn zu bezeichnen; ein altes paßt nicht, und ein neues kann nicht geschaffen werden; er verfliegt wieder. Eine Ursprache aber, welche noch immer wächst und Blüten treibt, bildet ein neues Wort für den neuen Gedanken aus einem alten Stammworte, oder sie setzt mehrere Wörter zusammen, wenn der Begriff ein zusammengesetzter ist. Und so wird durch die Welt der Gedanken und aus ihr die Sprache täglich

reicher, und sie wiederum bildet das Denken der kommenden Geschlechter vollkommner aus.

**Die Verfassung** mußte sich bei den erobernden teutschen Völkern gleichfalls wesentlich verändern. Zu Hause, in dem ursprünglichen Zustande, galt die königliche Gewalt im Frieden nicht viel; die Aeltesten oder Grafen (Grauen), als die bestellten Richter in jedem Gau, verwalteten die gewöhnlichen Angelegenheiten, richteten die Streitigkeiten nach dem Herkommen, und über wichtigere, allgemeine Dinge wurde die Volksversammlung berufen. Aber im Kriege gilt die Gewalt des Anführers über Alles; mit Recht, weil es auf schnelle Entschlüsse ankömmt. Da war also der König oder Fürst fast unumschränkter Gebieter, und ihm wiederum standen seine Getreuen, aus dem Gefolge, am nächsten. Und nun hob in den Zeitn der Völkerwanderung nicht etwa nur ein vorübergehender Krieg seine Gewalt auf kurze Zeit, sondern in den vielen Jahren der Züge, unter steten Kämpfen, konnte sie sich dauernd befestigen. Das ganze Volk wurde zum Heere; es gewöhnte sich an den Gehorsam, der im Kriege nothwendig ist; die Verfassung des Friedens verlor ihre Kraft; und da man im Ziehen kein Vaterland hatte, so mußte sich die ganze Liebe und das ganze Vertrauen auf den Anführer wenden, welcher zu Sieg und Beute und zur Erkämpfung eines neuen Erbes führte. Er war das Heil und die Hoffnung des Volkes, er war statt Heimath und Vaterland, und diejenigen die Beglückten, welche ihm am nächsten standen.

Diesen wies er, wann die Eroberung vollbracht war, von der Beute und dem Lande vor Allen ihr Theil an, wie er ihnen in der alteren Zeit nur das Pferd und die Waffen und den Unterhalt gegeben hatte; er selbst aber nahm sich ohne Zweifel das Meiste und Vorzüglichste; und so war seine Macht durch den Besitz und durch den großen Anhang begründet. Die

vom Gefolge aber hatten vielleicht wieder ihre Gefolge, die sie von ihrem Theile belohnten, oder sie erwarben sich erst solche Getreue durch Hülfe ihres größeren Besitzes; und so entwickelten sich jetzt die Grundzüge der Verfassung, welche man mit dem Namen des Lehnswesens bezeichnet. Die Getreuen des Fürsten und der Großen wurden der Adel der Nation; sie erhielten Güter als Lehen, dafür, daß sie sich zur Kriegspflicht verbindlich machten; sie hießen Vasallen (Gesellen), und hielten sich besser, als die gemeinen Freien, welche nur ein Allode (ein Loos Aller, so viel Alle bekamen) erhalten hatten. Dafür brauchten aber die gemeinen Freien sich nur zu großen Nationalkriegen zu stellen, wenn der Heerbann aufgeboten wurde; der Vasall aber mußte auf jedes Aufgebot des Lehnsherrn, zu welchem Zweck es seyn mochte, bereit seyn; denn dafür hatte er sein Gut. — Anfänglich waren die Lehen nicht erblich, der Lehnsherr konnte sie einziehen und andern verleihen; allein im Laufe der Zeiten, und besonders unter schwachen Regierungen, fanden die Vasallen Mittel, auf eine oder andere Weise den Besitz erblich und fast unabhängig zu machen; und da wurde die königliche Gewalt wiederum durch eben diejenigen eingeschränkt, die sie früher zu ihrer Unterstützung erhoben hatte.

Auch war in sofern die Gewalt der Könige nicht unbeschränkt, und die alte Freiheit vernichtet worden, daß die freien Männer gar keinen Antheil an der Entscheidung der wichtigsten Volksangelegenheiten gehabt hätten; es wurde vielmehr das Volk noch regelmäßig versammelt, und zwar bei den Franken zuerst im März, nachher im May, woher die Benennung der März- und Maifelder kam; — allein, der große Unterschied gegen die alte Zeit war der, daß diese Versammlungen nicht mehr aus der Mehrzahl aller freien Männer, sondern größtentheils aus Lehnsmännern bestanden, so daß der Adel die Entscheidungen gab. Und späterhin wurden die Maifelder gar nicht

mehr gehalten, weil es, bei der Größe des fränkischen Reiches, den meisten zu beschwerlich war, sie zu besuchen.

Die Gesetze der teutschen Völker aus diesem Zeitalter zeigen, daß ihr Zustand noch sehr roh war. Todesstrafe war fast auf kein Verbrechen gesetzt, außer auf Verrath und Treulosigkeit. Jeder Mord konnte mit Geld gesühnt werden. Die Todesstrafe hätte die heftigen, gleich zu den Waffen greifenden, Menschen, welche sehr wenig Furcht vor dem Tode hatten, doch nicht von der Befriedigung des augenblicklichen Rachegefühls abgehalten; die Geldstrafe dagegen war für jene Zeit sehr hoch, und daher empfindlich, und wer sie nicht entrichten konnte, verlor die Freiheit, und mußte des Beleidigten Knecht werden. — Weil ein jeder bewaffnet ging, und sich vertheidigen konnte, so wurde nach dem allemannischen Gesetz der Mord eines Mannes nur halb so schwer bestraft, als einer Frau, die wehrlos war; Diebstahl aber wurde mehr verabscheut, als Mord, weil auch ein Feiger sich an wehrlosen Dingen vergreifen kann. Nach dem sächsischen Gesetz wurde, wer ein Pferd gestohlen hatte, mit dem Tode bestraft; jeder Mord aber, selbst eines Edelmanns, konnte mit Geld gebüßt werden.

Eine jede körperliche Verletzung war sehr genau nach Gelde angeschlagen; die Verstummelung der Hand z. B. kostete 100 Schillinge; des Daumens 45, der Nase ebenfalls 45, des Zeigefingers 35, eines der andern nur 15.

Die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten herauszubringen, schien ihnen, bei ihrem wenig schlauen, und für die Rechtskünste nicht scharf ausgebildeten Wesen, sehr schwer zu seyn. Sie halfen sich daher mit den sogenannten Gottesgerichten. Des Angeklagten Unschuld schien ihnen dadurch erwiesen, wenn er bei Gefahren, die im natürlichen Laufe der Dinge verletzen, unversehrt blieb; wenn z. B. seine Hand oder sein

Fuß, indem er sie in siedendes Wasser, oder an glühendes Eisen hielt, keine Brandmahle bekam, oder wenn er im Zweikampf mit seinem Gegner obsiegte. Man hatte das Vertrauen, Gott werde die Unschuld nicht sinken lassen; und gewiß sehr oft hat, wenigstens im Zweikampfe, das Bewußtseyn der Unschuld den Sieg gegeben.

Hauptvergnügungen waren noch immer die Jagd und der Krieg. Jene liebten sie so sehr, und schätzten Alles, was dazu gehörte, so hoch, daß z. B. bei den Allemannen ein gestohlener Leithund mit 12 Schillingen, ein Pferd nur mit 6, und eine Kuh mit einem ersetzt werden mußte. Ein gemeiner abgerichteter Stoßvogel galt 3, und einer, welcher einen Kranich fing, 6 Schillinge.

Der ganze sittliche und bürgerliche Zustand der teutschen Völkerschaften, in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung, ist in gewisser Hinsicht schlimmer, als das alte, einfache Leben, da sie den unmittelbaren Antrieben ihrer Natur folgten. Sie waren in dem Uebergange aus dem unbewußten Naturleben zu einiger Bildung, und diese Zeit eines Volkes ist die übelste, weil das Bewußtseyn der sittlichen Würde zu erwachen anfängt, ohne daß die Kraft der Selbstbeherrschung schon da ist, um die gewaltigen Triebe und Leidenschaften zu überwinden.

Wir halten aber vor allen Dingen den Gedanken fest, daß die ganze vorliegende Schilderung nur auf die ausgewanderten Völker, und in den Hauptzügen auch auf die Franken paßt, welche, wenn auch nicht wanderndes, doch eroberndes Volk wurden; daß dagegen die Allemannen, Baiern, Thüringer und Sachsen, also die Bewohner des eigentlichen Teutschlands, noch lange in den alten Sitten und Verfassungen geblieben, und die Bewahrer der teutschen Eigenthumlichkeit gewesen sind; ja, daß die Sachsen noch zu Karls des Großen Zeit, also 800 Jahre nach Christi

Geburt, in dem einfachen Zustande gefunden werden, welchen uns die Römer schildern.

---

## 24. Das Christenthum in Teutschland.

Die Gothen, Burgunder, Langobarden und Franken hatten schon früher das Christenthum angenommen, wie wir gehört haben; im eigentlichen Teutschland erschien es ein paar Jahrhunderte später. Denn obwohl die Allemannen, Thüringer und Baiern den Franken unterworfen wurden, so gaben sich diese doch nicht viel Mühe, die heilige Lehre unter ihnen zu verbreiten, durch welches Geschenk sie ihnen für den Verlust der Freiheit einen Ersatz hätten geben können. Es schien, als wenn sie, die das Christenthum durch Noth, und im Getümmel der Schlacht angenommen hatten, es auch nur durch das Schwerdt auszubreiten verständen. Dagegen kamen aus einem fernen Lande die Apostel, welche die milde Lehre in den teutschen Wäldern pflanzten: aus England, Schottland und Irland. Die Angeln und Sachsen waren als Heiden dorthin gekommen, und wurden langsam, nicht durch Gewalt, sondern durch Belehrung und Ueberzeugung von innen heraus zum Christenthum gebracht; und dafür schlug es so tiefe Wurzeln in ihrem Gemüthe, daß bald eine Anzahl begeisterter, christlicher Männer aus diesen Ländern als Lehrer unter die Heiden zogen. Sie hatten nicht reiche Abteien, und nicht Ehre und Lohn bei den Menschen, wohl aber Spott, Verachtung, Mangel und die äußersten Gefahren zu erwarten.

Solche Männer waren der heilige Kilianus, Emmeran, Rupertus und Wilibrod, im siebten und achten Jahrhundert, und endlich der Engländer Winfried, welcher nachher den ehrenvollen Namen Bonifacius (der Wohlthater) erhalten hat. Er arbeitete vom Jahre 718 bis 755 mit

unerschütterlichem Muthe für das Christenthum; in Franken, Thüringen, am Rhein, bei Sachsen und Friesen, pflanzte sein Eifer die göttliche Lehre, und indem er für Jesus und Maria sittenmildernden Gottesdienst stiftete, sammelte er die Gemeinden in Dörfern, den Anfang von Städten. Und zur Befestigung des neuen Glaubens legte er hin und wieder Bißthümer an, wie zu Salzburg, Regensburg, Würzburg, Eichstädt und Erfurth.

Dabei scheute er sich nicht, mit eigener Lebensgefahr den rohen Sinn der Völker durch seines Glaubens Kraft zu bekämpfen. Er stürzte ihnen ihre Altäre und die heiligen Bäume um, unter denen sie ihren Göttern opferten. Einer darunter, zu Geißmar in Hessen, war besonders berühmt; Bonifacius aber ergriff selbst die Axt und half ihn umhauen. Die umherstehenden Heiden glaubten sicherlich, der Gott, der in dem Baume sey, werde alsbald mit Feuer herausfahren und den Frevler mit allen seinen Gefährten verzehren; aber der Baum fiel, ohne daß das Feuer kam, und mit ihm fiel ihre alte Zuversicht zu ihrem Gotte.

Noch mehr, als über die Rohheit der Heiden, klagt aber Bonifacius über die schlechten christlichen Priester selbst, die er bei den Franken fand. Sie lebten in allen Lastern und machten sich kein Gewissen daraus, zugleich den Götzen zu opfern und auch zu taufen, wie es jemand für Geld von ihnen verlangte. Und selbst die Besseren unter ihnen hatten eben so viel Lust an den Waffen und an der Jagd, als an der Sorge für die geistlichen Dinge. „Die Religion liegt seit sechzig bis siebzig Jahren ganz zu Boden," sagt er in einem Schreiben an den Papst Zacharias. „Die Franken haben mehr als achtzig Jahr lang weder eine Kirchenversammlung gehalten, noch einen Erzbischof gehabt; die Bißthümer sind meistens in den Händen geldbegieriger Laien, oder verbrecherischer

Geistlichen, die auf nichts, als den zeitlichen Gewinn sehen." — Daher war eine seiner Hauptsorgen, daß von Neuem Kirchenversammlungen der fränkischen Geistlichkeit gehalten wurden, um gute Sitten und die alte Kirchenzucht herzustellen; und daß die Geistlichen an den Versammlungen des Märzfeldes Theil nahmen, damit in ihnen auch das Wohl der Kirche berathen würde; und Vieles ist ihm rühmlich gelungen.

Im Jahre 745 wurde Bonifacius zum Erzbischofe von Mainz ernannt, und stand an der Spitze der ganzen ostfränkischen Geistlichkeit. Dennoch wollte er nun nicht in Ruhe bleiben und sein Alter genießen, sondern die Bekehrung der Heiden blieb nach wie vor seines Lebens Arbeit und Ziel; und darüber starb er endlich den Märtyrer-Tod. Denn als er wiederum zu den Friesen gezogen war, um einige Neugetaufte feierlich einzusegnen, wurde er von einem bewaffneten Barbarenhaufen angefallen, welche an ihm Beute zu machen gedachten. Seine Diener ergriffen die Waffen; er aber verbot ihnen, Blut zu vergießen, und so wurde er mit allen Gefährten von dem wüthenden Haufen erschlagen.

Die Stifter, Kirchen und Klöster, die Bonifacius und andere in Teutschland anlegten, wurden nicht nur die Funken, von welchen das Licht der Religion und der Geistesbildung ausging, sondern viele von ihnen bildeten auch den Mittelpunkt für neue Städte und Dörfer, welche nach und nach um sie herum entstanden. Nicht nur bauten sich die Leibeigenen der Stifter bei ihnen an, sondern auch andere suchten unter ihren Mauern Schutz, und es fanden sich Kaufleute und Krämer ein, welche von den dort zusammenströmenden Fremden Gewinn hofften.

## 25. Die Großhofmeister bei den Franken.

Das fränkische Reich war in zwei Hauptttheile getheilt, Neustrien und Austrasien, oder das westliche und östliche Reich, und ersteres zerfiel öfters wieder in mehrere Theile; alle aber waren häufig in Krieg und Unfrieden mit einander, und in dem Hause der Merowinger gingen die unerhörtesten Gräuel vor. Verwandte ermordeten ihre Verwandte, Brüder ihre Brüder, Frauen ihre Männer, und es war Haß und Verfolgung, so lange noch einige Kraft in dem Geschlechte war. Als es diese aber verloren, und gleichsam ausgewüthet hatte, da wurde es träge und blöde und ganz elend, und der erste Diener des Königes, den man Major Domus oder Großhofmeister nannte, regierte das Reich. Wenn ein Krieg zu führen war, da traten die Großhofmeister an die Spitze der Schaaren, und zeigten sich rüstig zu jeder That; auch im Frieden übten sie das Gnadenrecht, vergaben die Stellen, vertheilten erledigte Kammergüter, und ließen den Königen nur die Ehre des Namens und der Krone, und die Schwelgerei im Innern des Pallastes. Nur bei der Mayversammlung erschien der König öffentlich vor dem Volke. Dann saß er vor aller Augen auf dem Stuhl seiner Väter, grüßte seine Großen, wurde von ihnen begrüßt, empfing das von der Nation dargebrachte Geschenk und reichte es dem am Thron stehenden Großhofmeister; vertheilte nach dessen Weisung die erledigten Güter, bestätigte die schon vergebenen. Dann stieg er auf den Wagen, der, nach alter Sitte, mit vier Ochsen bespannt war, fuhr wieder nach seinem Pallast und blieb daselbst bis den folgenden Maytag.

So sah es um Klodwigs, des großen Eroberers, Nachkommen aus, noch ehe zweihundert Jahre nach seinem Tode verflossen waren. Um das Jahr 700 nach Chr. Geburt war Großhof-

meister über das ganze Frankenreich, sowohl Neustrien als Austrasien, Pipin von Herstall, (welches bei Lüttich liegt); ein sehr kluger und rechtschaffener Mann, der Ordnung und Gerechtigkeit herstellte, die alten Mayfelder regelmäßig hielt, und die Liebe und das Zutrauen des Volkes gewann. Sein Sohn, Karl Martell, der auch Großhofmeister wurde, hat die ganze Christenheit von einer großen Gefahr errettet.

---

## 26. Karl Martell, gegen die Araber.

### 732.

Es war ein Volk von Mittag herangekommen, und hatte in kurzer Zeit mit Feuer und Schwerdt große Länder durchzogen und verwüstet und seiner Herrschaft unterworfen. Kein Volk konnte ihm eine Gränze setzen, sein Arm war unwiderstehlich und traf wie ein Blitz auf die Widersacher. Dieses Volk waren die Araber; sie kamen aus Asien her, und ihre große Kraft kam aus ihrem neuen Glauben. Denn der, den sie ihren Propheten nannten, Mahomed, hatte ihnen vieles aus der Lehre Mosis und unseres Heilandes verkündigt, und dazu hatte er dem Volke, welches die sinnlichen Freuden über Alles liebte, große Belohnungen und immerwährenden Genuß im Paradiese versprochen, wenn es für den neuen Glauben begeistert kämpfte und ihn über alle Länder verbreitete. Er lebte um das Jahr 622. Nun hatten sie schnell viele Länder in Asien und Afrika erobert, und weniger als hundert Jahre nach Mahomeds Tode, 713, gingen sie schon über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien hinüber. Rodrigo, König der Westgothen, der Spanien beherrschte, stellte sich ihnen bei Xeres entgegen; er stritt für die Krone, für die Freiheit und die Religion der Westgothen; lang und hart war der Kampf; heldenmüthig focht Rodrigo; bis ein verrätherischer Graf, der

die Araber über die Meerenge gerufen hatte, zu dem Feinde überging. Da fiel der König und mit ihm die Blüte des Heeres. Das Reich der Westgothen wurde unter die Araber gebracht, und bald herrschten sie vom Meere bis an das Pyrenäengebirge, so daß nur ein ganz kleiner Fleck des Landes, in den asturischen Gebirgen, den Gothen als freier Besitz übrig blieb.

Nachdem die Araber Spanien bezwungen hatten, warfen sie ihre Augen auf Frankreich, und fielen über die Pyrenäen in das Land ein. Zu gleicher Zeit waren sie auch vor Konstantinopel gezogen, das am andern Ende von Europa, nach Morgen zu liegt, so daß sie das europäische Land von Abend und von Morgen her in ihre Mitte nahmen, um es ganz zu erdrücken und das Christenthum auszurotten. Und hätten sie an beiden Seiten den Sieg erhalten, so zogen sie immer weiter, und beide große Heere wären in Teutschland zusammengetroffen und hätten das Werk vollendet. Aber das Schiksal hatte es anders beschlossen. Die Stadt Konstantinopel widerstand durch ihre starken Mauern und durch das griechische Feuer, welches die Einwohner gegen die feindlichen Schiffe gebrauchten, und welches unter dem Wasser brennet. In Frankreich aber widerstand ihnen der starke Held, Karl Martell, Pipins Sohn; Martell heißt der Hammer, weil er wie ein Hammer auf die Feinde schlug. Er hatte einen Bund gemacht mit dem Langobarden-König Luitprand, der in Italien herrschte, und der auch ein tapferer und weiser König war. Dieser stellte sich zwischen Frankreich und Italien an die Gränze, daß die Araber nicht in sein Land fielen, und Karl mit den Franken ging ihnen entgegen, über den Loirefluß und traf auf sie zwischen den Städten Tours und Poitiers, wo sich weite Gefilde ausbreiten. Hier geschah die Schlacht an einem Samstag im October des Jahres 732. Eng und undurchdringlich, mit einer Vormauer von Schilden bedeckt, unerschütterlich, standen die Franken, und hielten

den ersten ungestümen Angriff der Araber aus; denn diese waren immer am heftigsten bei dem ersten Anrennen. Plötzlich aber brachen die Franken los, stürzten auf die Feinde, warfen sie nieder, und mit ihrem Feldherrn Abderrachman fielen ihrer mehr als 300,000, die das Schwerdt der Franken würgte. Die, welche übrig blieben, flohen nach Spanien zurück, und dieser Tag setzte ihnen von der Seite auf immer eine Gränze.

Karl, der wegen dieser That in allen Landen hoch geehrt wurde, starb im Jahre 741.

# I. Die Karolinger. 752—911.

## 27. Pipin der Kleine. 752.

Sein Sohn hieß Pipin der Kleine oder der Kurze; er war auch Großhofmeister bis zum Jahre 752, und regierte das Reich nach seinem Gefallen, klug und gerecht, während König Childerich III. wie ein Weib, im Pallaste saß und sich um das Reich nicht kümmerte. Da, als Pipin die Gemüther der Franken für sich günstig sah, schickte er eine Bothschaft zu Papst Zacharias nach Rom, und ließ ihn also fragen: „Muß derjenige König genannt werden, der die Königsgewalt in Händen hat, oder derjenige, welcher nur den Namen trägt?“

Der Papst antwortete: „Derjenige muß auch König heißen, der Königs Gewalt hat.“

Der heilige Bonifacius hatte die Franken gewöhnt, bei besonderen Gewissenssachen, den Papst, wie einen geistlichen Vater, um Rath zu fragen, und als Antwort auf solche Frage, als Rath und Gutachten, nicht aber als eine Absetzung des Königs, vermöge einer dem Papste zustehende Gewalt, ist der päpstliche Ausspruch zu betrachten. Die Franken versammelten sich darauf zu Soissons, und nahmen Childerich III, dem letzten Merowingen, die Krone ab, und hießen ihm, seine

Tage in einem Kloster zu beschließen; und Pipin, Sohn Karl Martells, und Enkel Pipins v. Herstall des Alten, wurde als König der Franken von Bonifacius gesalbt, im Jahre 752, und 266 Jahre nachdem Klodwig, der Merowinge, das Reich gegründet.

Er vergrößerte durch Muth und Weisheit die Macht seines Volkes. Dem Papst zog er zu Hülfe nach Italien, als derselbe von den Langobarden bedrängt wurde, eroberte von dem Könige Aistulph die Stadt Ravenna und das Land umher, was vorher den griechischen Kaisern gehört hatte, und schenkte es dem Papste. Das ist der Anfang des Kirchenstaates.

Pipin starb 768 und die Franken trauerten über seinen Tod, als wenn er aus dem alten Königsgeschlechte entsprungen wäre. — Sein Körper war klein, aber sehr stark. Als man einst, — so wird erzählt, — bei einem Thiergefechte über seine Gestalt scherzte, trat er auf den Kampfplatz, zog sein Schwerdt und schlug mit einem Hiebe einem Löwen den Kopf ab. „Nicht groß bin ich, sagte er, aber stark ist mein Arm.“ —

Seine Söhne Karl und Karlmann wurden von dem Volke der Franken in feierlicher Versammlung zu Königen gewählt, und theilten das Reich gleichmäßig unter einander.

Das Mittelalter, bis zu der Reformation.

# Dritter Zeitraum.

## Von Karl dem Großen bis Heinrich I.

768—919.

### 28. Karl der Große.

768—814.

Wie die außerordentlichen Menschen der Weltgeschichte meistentheils sehr verschieden, oft entgegengesetzt, beurtheilt werden, so ist es auch Karl dem Großen geschehen, daß er von einigen unter die erhabensten Helden und Weisen des Menschengeschlechts gerechnet, von andern aber als ein blutdürstiger Tyrann verworfen ist, welchem nichts als Krieg und Zerstörung im Sinne gelegen. Wahr ist, daß er viele Völker mit den Waffen überzogen und seiner Herrschaft unterworfen, daß er seine Schaaren von einem Ende seines großen Reiches bis zum andern in steten Kriegszügen geführt und Europa eine andere Gestalt gegeben hat. Soll die Geschichte ihn segnen, oder ihm fluchen, wegen so außerordentlicher Thaten?

Derjenige wird sicherlich ein falsches Urtheil über die großen Schicksale der Völker fällen, welcher es nicht versteht, sich aus seiner Zeit hinweg in diejenige zu versetzen, deren Bild entworfen werden soll. In Zeiten des Kampfes zwischen Rohheit und Bildung, wenn aus den vorhandenen Bestandtheilen etwas Neues und Größeres aufkeimen will, wozu der ruhige, hergebrachte Ablauf der Dinge nicht hinreicht, schickt die Vorsehung Gewaltige aus, welche ein ganzes Zeitalter in seiner Entwicklung um viele Schritte weiter führen sollen; und sie rüstet dieselben mit desto größerer Kühnheit der Seele, und desto stärkerer Willenskraft aus, je größer das Ziel ist, welches durch sie gewonnen werden soll. Und weil nun solche Geister nicht auf gewöhnlichen Wegen wandeln, weil vielleicht unter ihrem Fuße, während ihr Auge auf den fernen Bergesgipfel gerichtet ist, nach welchem sie streben, manche Blume zertreten wird, und weil sie in dem ungeduldigen Ringen, welches in dem kurzen Raume eines Menschenlebens den Lauf von Jahrhunderten vorbilden soll, manch heiliges Recht der Gewohnheit, unbewußt, verletzen; so wendet sich der ruhige, bürgerliche Sinn, für welchen die Heiligkeit der Rechte die Grundlage des Lebens seyn muß, gegen das Gefäß, in welchem so ungeheure Kraft zusammengedrängt war. Er wird in seinem Urtheile hart und ungerecht. Wer aber will den Bergstrom schelten, daß er nicht fließt wie der Wiesenquell, sondern Steine und Bäume in seinem Laufe mit sich fortwälzt? Er soll vielleicht die faulen, abgestorbenen Stämme mit ihren Wurzeln ausreißen, damit dem jungen, frischen Anwuchse der lichte Himmel frei gemacht werde, und darum muß er anschwellen und über seine Ufer treten.

Damit sey nun keinesweges der Gewaltthätigkeit übermüthiger Herrscher das Wort geredet, deren Thun aus unlauterer Quelle fließt. Der Mensch ist frei, und giebt sich selbst zum Werkzeuge der Vorsehung in ihrem großen Weltplane

hin. Die Weise, wie er sich hingiebt, ist seine eigene und rechtfertigt oder verdammt ihn. Nicht, daß er große Thaten verrichtet, daß unter ihm Tausende in den Schlachten geblutet und andere, im Jubel des Sieges, ihn ihren Gott genannt haben, entscheidet über seinen Werth oder seine Verwerflichkeit; sondern, in welchem Sinne und zu welchem Zwecke er das Außerordentliche verrichtete; ob, von großen Gedanken geleitet, für ein würdiges und großartiges Ziel, oder nur für seinen Stolz, seine Herrschsucht und Eitelkeit; also, um in einem Gleichnisse zu reden, ob in dem Spiegel seines Lebens der unendliche Himmel mit seinen Welten, oder ob nur sein eigenes stolzes Bild darin wiederstrahlt. Es ist dieses aus vielen Zeichen, besonders aber daran zu erkennen, ob er die Würde der Menschheit, als etwas Heiliges, auch in dem Einzelnen, ehrt, oder ob er eine solche Würde nicht sieht und erkennt, sondern, die Menschen verachtend, sie als bloße Werkzeuge zu seinen Zwecken gebraucht.

Dieses soll uns der Maaßstab des Urtheils seyn, damit es sich weder auf der einen Seite verirre und von der bloßen Kraft ohne die Güte hinreißen laße, noch auf der andern gegen alle die Namen im Voraus ungerecht sey, welche im Buche der Geschichte vor andern vorleuchten, und oft mit Blut und Flammen geschrieben sind.

---

## 29. Wie Karl das Reich vorfand.

Die Werke eines großen Mannes erhalten ihr rechtes Licht aus dem Zustande der Welt, in welcher er auftritt; es ist also nöthig, die Lage Europa's kurz in einem Bilde zusammen zu fassen zu der Zeit, als Karl zur Regierung kam.

1) Das oströmische oder griechische Kaiserthum stand noch; aber schon in dem wunderlichen Gemisch von Altem und Neuem, von Glanz und

Dürftigkeit, von Anmaßung und Schwäche, worin es ein Jahrtausend lang, ein Räthsel für die Weltgeschichte, da gestanden hat. Denn kaum ist es zu begreifen, wie sich ein bloßes Schattenbild von einem Alten, Großen und Herrlichen so lange Zeit, ohne inneres Leben, erhalten konnte. Der Wechsel der Herrscher, und die Unbeständigkeit aller Verhältnisse, war so groß, daß für einen Kaiser in Konstantinopel kein Titel schmeichelhafter war, als: „Der kaiserliche Sohn eines im Purpur gebornen Vaters" zu seyn, (porphyrogenitus porphyrogeniti). Für Karl den Großen war dieses entfernte, ausgebreitete, doch schwache Reich kein Gegenstand, weder der Furcht, noch der Ehrfucht. Er hat mit den griechischen Kaisern Freundschaft gehalten, und sie haben sich gegenseitig mit Gesandschaften und Geschenken geehrt; denn auch den Griechen lag daran, mit ihm in gutem Vernehmen zu seyn. Es war ein griechisches Sprüchwort: „Halte den Franken zum Freund, doch wehr' ihn von dir als Nachbar."

2) England war beim Anfange von Karls Regierung noch unter mehrere angelsächsische Könige getheilt, und eine geschlossene Welt für sich, ohne Einfluß auf die Völker des festen Landes. Dennoch wurde Karls Name bald auch in England bekannt und hoch geehrt; einer seiner vertrautesten Freunde, Alcuin, war ein Engländer, und durch ihn ließ er oft an die dortigen Fürsten schreiben, und sie ermahnen, einig zu seyn, und die Angriffe der Dänen tapfer abzuschlagen. Selbst die Thane (kleinen Könige) in Schottland nannten ihn nicht anders als ihren Herrn.

3) Der Norden von Europa war noch wenig bekannt; zwar die Wiege sehr tapferer Männer, welche das Eisen ihres Bodens mit kräftiger Hand zu führen wußten, und die nach Karls des Großen Zeit durch ihre Seezüge und Einfälle an allen europäischen Küsten einen furchtbaren Namen gewannen; jetzt aber waren sie noch ohne Gewicht

für das fränkische Reich. Dennoch sah Karl in seinem weitschauenden Geiste die Gefahr voraus, welche von ihnen drohte. Es wird erzählt, wie er einst in einer Seestadt, (man sagt Narbonne) gewesen, als sich Schiffe der Küste näherten, aber von den Anwesenden nicht erkannt wurden. Karl, mit scharfem Auge, erkannte sie am Bau und der schnellen Bewegung für normännische Seeräuber. Sie wichen eilig zurück, als sie hörten, der große Kaiser sey da; und er trat wehmüthig an's Fenster, vergoß Thränen, und hub endlich an: „Ihr wollt wissen, meine Getreuen, weshalb ich geweint? Nicht aus Furcht, seht ihr; nein, mich betrübt's, daß sie sich bei meinem Leben an dieses Ufer gewagt, und mit Schmerzen erkenne ich das Unheil voraus, das sie über meine Nachfolger bringen werden.“

4) Die spanische Halbinsel war, bis auf einige westgothische Orte in den Gebirgen, den Arabern unterworfen; aber ihr Religionseifer war schon erkaltet, ihre Kraft durch innere Uneinigkeiten gelähmt. Von Europa's Eroberung hatte sie Karls Großvater zurückgeschreckt, und sie dachten nur an ihr eigenes Bestehen in Spanien. Aber Karl konnte die Feinde des christlichen Namens nicht gleichgültig als seine Nachbaren sehen.

5) Italien war unter drei Herrschaften vertheilt; die longobardische in Ober- und einem Theile von Unter-Italien; die griechische in Unteritalien und Sicilien, und die römische in Mittelitalien. Rom war in einer gemischten Verfassung, indem die oberste Gewalt zwischen dem Papst, dem Senat und dem Volke getheilt war; doch gewann der Papst immer mehr an Ansehen. Zwischen Römern und Longobarden bestand ein arger Haß und unversöhnliche Feindschaft, welche die nächste Veranlassung waren, Karln in die Angelegenheiten Italiens hineinzuziehen. Zwar hatte er versucht, die alte Eifersucht, die auch zwischen Franken und Longobarden obwaltete, aus-

zugleichen, indem er die Tochter des Königs Desiderius heirathete; allein bei dieser Gelegenheit schon schrieb ihm der Pabst Stephan: „Welcher Wahnsinn von dem vortrefflichen Sohne eines großen Königs, sein so edles fränkisches Geschlecht durch die Verbindung mit der treulosen und stinkendsten Nation der Longobarden zu beflecken, die nicht einmahl in die Zahl der Völker gerechnet werden darf, und von welcher ohne Zweifel das Geschlecht der Aussätzigen herstammt. Welche Gemeinschaft hat wohl das Licht mit der Finsterniß und ein Gläubiger mit einem Ungläubigen?“ — Die Longobarden erwiederten solchen Haß der Römer reichlich; einer ihrer Bischöfe sagt von ihnen: „Unter dem Namen eines Römers begreifen wir alles, was niederträchtig, furchtsam, geizig und lügenhaft ist, ja alle Laster zusammengenommen.“ — Karls Verbindung mit dem longobardischen Königshause war nicht von Dauer; er schickte dem Desiderius schon im zweiten Jahre die Tochter zurück, sey es, daß der Unwille des Papstes über diese Ehe, oder andere, unbekannte Ursachen ihn dazu vermogten. Und bald werden wir hören, wie noch größere Veranlassung zur Feindschaft zwischen sie kam.

6) Im Südosten von Karls Ländern, in Oestreich und Ungarn, wohnten die Avaren, ein aus Asien gekommenes Volk, welches lange gekriegt und die Provinzen des morgenländischen Kaiserthums ausgeplündert hatte, jezt aber nur die zusammengeraubten Schätze ängstlich bewachte. Diese lagen in besondern, mit Wällen und Gräben umschlossenen Orten, die sie Ring nannten, aufgeschüttet, und schienen gleichsam einen jeden einzuladen, sie ihren Besitzern wieder zu nehmen, welche nicht verstanden, sie zu genießen.

7. Den übrigen Theil der östlichen teutschen Gränzen hatten die verschiedenen Stämme der Slaven inne; ein rohes Volk, von weniger edler

Naturanlage, als die Germanen. Von Teutschland besaßen sie Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, einen Theil Sachsens, die Lausitz, Schlesien und Böhmen.

8. In Teutschland selbst fand Karl beruhigte Gemüther. Die den Franken unterworfenen Stämme, Allemannen, Baiern und Thüringer, hatten sich allmählig an die fremde Herrschaft gewöhnt, welche nicht drückend war, sondern ihnen ihre Sitten, Gesetze und Eigenthümlichkeiten gelassen hatte. Nur wurden sie, außer den Baiern, nicht mehr nach alter Weise durch eigene Herzöge, aus einheimischem Herrscherstamme, sondern, der fränkischen Einrichtung gemäß, durch Grafen, in den einzelnen Gauen, regiert. Daher fehlte ihnen der Vereinigungspunkt, und nur in den Baiern lebte der alte Sinn nach Unabhängigkeit noch am stärksten. Sehr ergeben waren dem neuen, karolingischen Königshause die Bischöfe in allen diesen Provinzen.

Aber an den Gränzen seines Reiches im nördlichen Teutschland wohnten Nachbaren, welche seiner Kraft den ersten Uebungsplatz darboten: die Sachsen nemlich, unbezwungen und frei in ihren Gränzen vom teutschen Meere bis an Thüringen, und von der Elbe bis fast an den Rhein. Sie lebten noch in den alten Sitten ihrer Stammväter, ohne gemeinsames Oberhaupt, ein jeder Gau unter seinen Vorstehern und nur zur Zeit des Krieges unter einem selbstgewählten Heermann. Auch ihre Religion war noch die ihrer Väter, und die Franken achteten sich ihnen durch das Christenthum, so wie durch ihre übrige Ausbildung, so überlegen, daß ihre Geschichtschreiber nicht genug von der Sachsen Rohheit und Wildheit zu erzählen wissen. Sie waren aber nicht sowohl gefährliche als lästige Nachbaren der Franken, weil sie, gleichfalls nach altem germanischen Brauch, nicht Eroberungen, sondern nur Raubzüge in das benachbarte Land machen wollten. Indeß hätte eine wohlbewachte Gränze hinlänglichen Schutz gegen sie

gewährt, wie ebenfalls gegen die Slaven und Avaren; und wir sehen aus der ganzen, eben entworfenen Schilderung, daß Karl, gleich den Merowingen, ruhig im Besitze seines angestammten Erbes bleiben konnte, ohne große auswärtige Kriege zu führen. Das Frankenreich stand in selbstgenügender Kraft, von den Pyrenäen bis an den Niederrhein, und von dem englischen Kanal bis an die Ens in Oestreich, da, und hatte von allen seinen Nachbaren nichts zu fürchten.

Allein solcher Geist, der sich des ruhigen Besitzes erfreut, war dem König Karl nicht zu Theil geworden; die innere Kraft sollte in neue Bildungen ausströmen, und das war das Naturgesetz, seiner Natur eingepflanzt. Der Zustand der Welt forderte große, bildende Kräfte, wenn er nicht noch Jahrhunderte lang wüst und verworren da liegen sollte. — Wir mögen Karln nicht schelten, daß er diesem Triebe seines Wesens folgte; aber die Art und Weise, wie er ihm folgte, und seine neue Schöpfung gestaltete, giebt den Maaßstab zu dem Urtheile über ihn. Hat er nach großen Gedanken gebildet, und ist sein eigener Sinn großartig, oder ist er kleinlich und auf das Eitle gerichtet gewesen? — Darüber muß die Geschichte seines Lebens selbst entscheiden.

## 50. Die Kriege Karls des Großen.

Nachdem Karl und sein Bruder Karlmann einige Jahre gemeinschaftlich regiert hatten, starb der letztere 771; seine Wittwe und Kinder flohen, wir wissen nicht aus welchem Grunde, zu dem Longobarden-König Desiderius; und die Großen in Karlmanns Ländern verlangten den Bruder auch zu ihrem Könige. So war nun Karl Alleinherr der Franken.

Darauf versammelte er zu Worms einen großen Reichstag, 772, und hier wurde der Krieg

gegen die Sachsen von der Nation beschlossen; der erste und der längste Krieg, den Karl geführt hat; denn er hat, mit mehreren Unterbrechungen bis zum Jahre 803, also in's zwei und dreißigste Jahr, gedauert. Karl besiegte in diesen Jahren die Sachsen, im offnen Felde, mit seines Heeres Macht, oft, und zwang sie, Frieden zu schließen; allein, wenn er ihr Land wieder verlassen und an ein anderes Ende seines Reiches ziehen mußte, so brachen sie den Frieden, lehnten sich gegen die verhaßte Herrschaft auf, verjagten die fränkischen Besatzungen, und thaten selbst Einfälle in das Frankenland; bis Karl wieder erschien, und sie von Neuem zur Unterwerfung zwang.

Der erste Zug in ihr Land, 772, war glüklich und kurz; Karl eroberte Ehresburg, (jezt Stadtberg an der Diemel), und zerstörte die berühmte Irminsul, oder Irmensäule, das größte Heiligthum der Sachsen, von welchem wir nicht genau wissen, ob es ein Götterbild, oder vielleicht ein Denkmahl Hermanns gewesen ist, welches göttlich verehrt wurde. — Die Sachsen schlossen an der Weser Friede, und gaben zwölf Geißeln.

Karl war froh, so schnell einen guten Frieden zu schließen, denn schon rief ihn eine andere Angelegenheit nach Italien. Desiderius, der sich durch die Aufnahme der Wittwe Karlmanns schon als Feind gezeigt hatte, verlangte von dem neuen Papste Hadrian, daß er Karlmanns Söhne zu Königen der Franken salbe; und als Hadrian sich weigerte, überzog er ihn mit Krieg. Der Papst forderte Hülfe von Karl, und dieser machte sich auf, zog über die Alpen, umging die Bergpässe, die Clausen genannt, welche die Longobarden besetzt hatten und lagerte sich vor Pavia, im Jahre 774. Desiderius gedachte seine Hauptstadt so lange zu vertheidigen, bis Krankheiten und Mangel die Franken zum Rückzuge nöthigten; allein Karl war nicht der Art, sich leicht ermüden zu lassen; sechs Monate lag er vor Pavia, nahm sie ein, erhielt den Desiderius gefangen und schickte ihn in das

Kloster zu Corbey, wo er nach einiger Zeit starb. Karl nannte sich nun König der Lombarden, und ließ sich zu Mailand krönen; aber ehe er alle Dinge in Italien in Ordnung bringen konnte, kam schon Botschaft aus Teutschland, daß die Sachsen von Neuem den Krieg angefangen hätten. Er eilte zurück (775), stellte die Ruhe her, und da unterdeß ein longobardischer Herzog den Augenblick zu benutzen trachtete, und sich empörte, war Karl schon wieder in Italien (776) und strafte die Abgefallenen, ehe sie ihn einmahl benachrichtigt glaubten.

Diesesmal wollte er auch nach Rom ziehen; da kömmt der Bote, die Sachsen seyen von Neuem in Aufruhr, hätten die Ehresburg wiedergenommen und belagerten Sigburg. Er, schnell zurück, dringt durch alle ihre Verhaue, bis nach Lippspring, und hier ergeben sich die Sachsen wiederum und viele geloben sogar, Christen zu werden, und lassen sich taufen.

Im folgenden Jahre, 777, konnte Karl schon einen Reichstag im sächsischen Lande, zu Paderborn, halten, wo das Volk, zum großen Theile, Treue schwur. Ihr kühnster Anführer aber, Wittekind oder Wedekind, hatte sich zu dem normännischen Könige Siegfried geflüchtet. Auf diesem Landtage war es, als vor ihm die Gesandten der arabischen Statthalter von Saragossa und Huesca in Spanien erschienen, und seine Hülfe gegen den König Abderrachman anfleheten. Er hielt es seines Namens würdig, die, welche sich in seinen Schutz begaben, nicht vergeblich bitten zu lassen; auch waren ihm die Ungläubigen, welche in Europa eingedungen waren, die verhaßtesten Feinde. Er zog gleich im folgenden Jahre, 778, nach Spanien, eroberte Pampeluna, Saragossa, Barzellona und Girona, und das Land bis an den Ebro huldigte ihm; es gehörte von nun an zu seinem Reiche und wurde die spanische Mark genannt.

Auf dem Rückzuge aber, als sich, wie es

beschrieben wird, sein Heer zwischen den rauhen Felsen der Pyrenäen, auf walddunkelm, schmalen Wege, wie eine lange, eherne Schlange hinwinden mußte, gerieth sein Nachtrab, in den Bergschluchten von Roncesvalles, in den Hinterhalt der Bergbewohner, die ihnen auflauerten; die Franken konnten in ihren schweren Waffen nicht fechten, und fielen mit ihrem Anführer Roland. Das ist der berühmte Ritter Roland, von welchem späterhin, so wie von seinem Könige Karl, in Sagen und Liedern so vieles gesungen ist.

Indessen hatten die Sachsen, ihrer Gewohnheit gemäß, als der König so weit entfernt war, wieder zu den Waffen gegriffen; sie fielen unter Wittekind in das Land der Franken, und verheerten es mit Feuer und Schwerdt bis nach Duitz, Köln gegenüber. Karl kehrte wieder, jagte sie tief in ihr Land zurück, und baute 780 schon Festungen an der Elbe, ihnen einen scharfen Zaum anzulegen. Und nun glaubte er ihrer so gewiß seyn zu können, daß er 781 eine Reise nach Rom machte, um seinen Sohn Pipin zum König über Italien, und Ludwig über Aquitanien (Süd-Frankreich) salben zu lassen.

Die Sachsen hatte er unterdeß mit einem fränkischen Heere gegen die Slaven beordert, welche an der sächsischen Gränze nach Morgen zu wohnten. Aber in den Sachsen wollte das Andenken der alten Freiheit nicht ersterben; und das Christenthum, welches ihnen von den verhaßten Nachbaren, mit dem Schwerdte, gebracht war, konnte noch keine Gewalt über ihre Herzen gewinnen. Es kam ihnen unerträglich vor, daß der Mann einen Schimpf nicht selber rächen, und daß ein Held nicht seinen besondern Himmel haben sollte, (wogegen das Christenthum stritt). Sie glaubten jetzt den besten Augenblick gewonnen zu haben, das Joch abzuschütteln, und wie sie einst den Varus im teutoburger Walde überfallen hatten, so umringten sie jetzt auf dem Berge Suntel, an der Weser, die fränkischen Heerführer Geil

und Adalgis, mit welchen sie gegen die Slaven ziehen sollten, und machten sie nebst einem großen Theile ihres Heeres nieder; es war im Jahre 782.

Diese That indeß entflammte den Zorn des Königs, der über ihre beständige Empörung schon im höchsten Grade unmuthig war, so sehr, daß er in ihr Land brach, es weit und breit verheerte, und an fünftehalb Tausend gefangene Sachsen, als ein schreckendes Beispiel für die übrigen, und als Sühnopfer für sein, durch Verrath erschlagenes, Heer, — so erschien ihm die That der Sachsen, — bei Verden an der Aller enthaupten ließ. Ein Flecken in seiner Geschichte, welcher nicht gerechtfertigt, sondern höchstens mit der raschen und wilderen Art jener Zeiten, und des Kaisers gewaltigen Leidenschaften entschuldigt werden mag.

Als Folge seiner harten That mußte auch Karl 783 das ganze Volk der Sachsen, unter Wittekind und Albion, in solchem Zorne und solcher Einigkeit aufstehen sehen, als nie zuvor. Es kam zu zwei harten Schlachten, bei Detmold, und an dem Flusse Hase im Osnabrückischen; die erste unentschieden, die zweite aber so unglücklich für die Sachsen, daß Karl bis an die Elbe vordrang und sich in ihrem Lande immer mehr befestigte. Da sahen Wittekind und Albion, daß der Himmel ihres Volkes Schicksal entschieden habe, und daß ein fernerer Widerstand es ganz vernichten werde; sie gelobten dem gewaltigen Könige Unterwerfung, und versprachen eidlich, selbst nach Frankreich zu kommen und sich zu Christen taufen zu lassen. Und sie hielten Wort. Im Jahre 785 kamen sie nach Attigny, und Karl selbst war Taufzeuge bei der Sachsen Herzoge Wittekind und seiner Gemahlin Geva.

Von dieser Zeit an war das Sachsenland beruhigter und ließ sich die fränkischen Einrichtungen, so wie die christlichen, besser gefallen; auch hatte Karl zur Befestigung des Christenthums unter ihnen mehrere Bißthümer und Stifter gegründet, und die Kirchen zu Bardewick, Seligenstadt,

Elze und Verden und andere verbreiteten das Licht immer weiter umher. Dennoch war der Same der Unruhen noch nicht ganz ausgerottet; kleinere Zwistigkeiten entstanden noch oft, und auch von einigen größeren werden wir bald hören.

Karls nächster Streit war mit dem Herzoge Thassilo von Baiern, aus dem alten Geschlechte der Agilolfinger. Thassilo hatte noch alte Schulden auf sich, da er Pipin und Karl keine Heeresfolge geleistet hatte: und jetzt wurde er hart angeklagt, daß er die Avaren aus Ungarn zum Kriege gegen den König aufgereizt habe. Seine Gemahlin Luitberga, eine Tochter des longobardischen Königs Desiderius, mochte Antheil an diesem Anschlage haben. Auf dem Reichstage zu Ingelheim, 788, wurde Thassilo von den versammelten Großen zum Tode verurtheilt, von Karl aber begnadigt, und auf seinen Wunsch, mit seinem Sohne Theodo, in ein Kloster verwiesen. Baiern wurde nun, gleich den andern fränkischen Ländern, durch königliche Sendgrafen verwaltet.

Im Jahr 787 unterwarf sich auch Arichis, longobardischer Herzog von Benevent, in Unteritalien, Karls Ober-Lehnshoheit. Er beherrschte das schöne Land bis Neapel und Brindisi. Zur Bedingung hatte er gemacht, daß er nicht selbst nach Teutschland zu kommen und vor Karl zu erscheinen brauche, und es wurde ihm gestattet. Zu Salerno empfing der Herzog die Gesandten des Königs; sein Heer umringte den Pallast; junge Edle, die Falken auf der Faust, bildeten Reihen auf der großen Burgtreppe, es füllten den Saal Vorsteher der Städte, und die Räthe in festlichem Aufzuge; der Herzog saß auf dem vergoldeten Stuhl, stand auf und schwur, dem König treu zu seyn, Friede zu halten, und bis auf eine Stunde jenseits der beneventanischen Gränze Lehnspflicht zu leisten.

Darnach faßte König Karl den Entschluß, die Avaren in Oestreich und Ungarn für frühere

Raubzüge heimzusuchen. Im Jahr 791 brach er gegen sie auf; die Franken zogen auf der Mittagsseite der Donau, die Sachsen mit den Friesen, die beide jetzt im Heerbann mitziehen mußten, am mitternächtlichen Ufer, und auf dem Flusse selbst kam eine Flotte, mit einem andern Theile des Heeres. Dieser Anblick trieb die Avaren schon durch den bloßen Schrecken zurück; sie ließen dem Feinde ihre Schätze als eine unermeßliche Beute, und Karl unterwarf das Land bis an die Raab seiner Herrschaft.

In den zwei folgenden Jahren rüstete er sich von Neuem gegen sie, und ließ indeß sein Heer in Südteutschland stehen; und um es zu beschäftigen, mußten seine Krieger einen Kanal zwischen dem Mayn, der Altmühl und Rednitz anfangen, der, wäre er vollendet, die Nordsee, durch den Rhein, mit der Donau und so mit dem schwarzen Meere in Verbindung gebracht haben würde; ein wichtiges, weit aussehendes Werk für den Handel! Aber ungünstige Witterung und Hindernisse des Bodens machten, daß die Arbeit unvollendet blieb. Und daß er nicht die Avaren von Neuem angriff, und sich den Weg nach Konstantinopel öffnete, daran war ein neuer Aufstand der Sachsen Schuld. Diesen, die nicht lange Kriegszüge, sondern nur schnelle Streifereien kannten und liebten, war die beschwerliche Heeresfolge in so entfernte Gegenden überaus lästig. Sie weigerten sich derselben und hinderten auch die Friesen daran. Daher mußte der König noch ein paar Streifzüge in ihr Land thun, auf denen er 797 bis an den Ocean zwischen Elb= und Wesermündung kam.

Endlich, im Jahre 803, wurde der Friede mit den Sachsen zu Salz fest und auf immer geschlossen. Sie entsagten dem Götzendienst, vereinigten sich ganz mit dem fränkischen Reiche, und erhielten dafür, daß sie frei seyn, und nach ihren Gesetzen durch Grafen und königliche Sendbothen regiert werden sollten, wie Allemannen und Baiern. Es ist dieses also eher ein Vertrag des

sächsischen Stammes mit König Karl, als eine Unterwerfung zu nennen; und sie hatten solchen ehrenvollen Ausgang ihres langen Freiheitskampfes durch die Standhaftigkeit, mit der sie ihn geführt, wohl verdient. Aber auch Karls Beharrlichkeit ist zu bewundern; denn, wenn er auch die größere Zahl und die Ueberlegenheit der Kriegskunst auf seiner Seite hatte, so hatten sie dagegen die Vortheile des Bodens und der Wälder und Sümpfe, wie ehemals in ihrem Kampfe gegen die Römer. — Karl, um die Ruhe bei ihnen auf immer zu befestigen, verpflanzte noch etwa 10,000 der Widerspänstigsten von jenseits der Elbe in das fränkische Land, als Anbauer auf die Königshöfe, und von dieser Verpflanzung haben wahrscheinlich noch Sachsenhausen bei Frankfurt, und Sachsenheim und Sachsenflur in Franken, ihre Namen.

## 31. Das Reich Karls des Großen.

Wenn wir auf diese, mit Kriegen erfüllten, ersten dreißig Jahre von Karls Regierung einen Blick zurückwerfen, so ist vor allem die Blitzesschnelle zu bewundern, mit welcher er von Sachsen nach Italien, von da zurück an die Weser, darnach zweimahl denselbigen Weg; dann nach Spanien, an den Ebro, und zurück an die Elbe; von dort nach Ungarn an die Raab und wiederum in sein Land, eilt; und wohin er kömmt, entscheidet seine Gegenwart auf der Stelle den Kampf. Das ist das Merkmahl des Helden: diese Kühnheit und Schnelligkeit des Gedankens, des Entschlusses, der That; dieser Eindruck seiner persönlichen Größe, welchem nichts widersteht; und solche Größe hat niemand ihm abzusprechen gewagt. Allein, — was mehr ist, als dieses, — es war auch nicht einzig die Lust an Krieg und Eroberung, und an der Ehre seines Namens, welche seine Völker so athemlos

durch die Länder Europa's getrieben, sondern ein großer, bildender Gedanke waltete in seinen Entwürfen, für welchen er solche Opfer zu bringen erlaubt hielt.

Was schon der große ostgothische König Theodorich in seinem Sinne getragen hatte, gleichsam als eine Vorbildung künftiger Zeiten, was ihm aber nicht gestattet war, auszuführen, theils, weil seine Mittel zu klein, theils sein Sinn zu menschlich milde, und die Welt noch nicht reif war, aus Gründen der Vernunft und Ueberredung die Ungerechtigkeit und Thorheit von sich abzuthun, nemlich: eine Vereinigung der christlich-germanischen Völker zu Einem Ganzen, das hat Karl der Große ausgeführt. Freilich nicht auf Theodorichs Weise, durch die sanfte Gewalt des Wortes und der Ueberzeugung, — auf dem Wege war das Ziel nicht zu erreichen, — sondern nach der Weise seines Volkes und seines Zeitalters, durch die Furcht der Waffen. Doch kann ihm nicht Schuld gegeben werden, daß er den Krieg muthwillig gesucht habe, und mehr, als zur Erreichung seines Zweckes nöthig war.

Der Mittelpunkt dieses großen, germanischen Reiches sollten die schönen Rheingegenden seyn, und deshalb legte er seine Königssitze nach Ingelheim bei Mainz, nach Aachen und Nimwegen. Er war kein französischer König, wie man ihn oft hat darstellen wollen, sondern gehörte dem austrasischen Franken an, welches eben das Rheinland ist, wo die Franken am meisten mit den ächten Germanen in Berührung, und selbst ächter geblieben waren. Dieses Land sollte die Mitte des Reiches bleiben, und der herrliche, vaterländische Strom gleichsam die Lebensader seyn, um die verschiedenen Theile desselben zu verbinden. Darauf wenigstens deutet der Kanal hin, durch welchen er den Rhein mit der Donau in Zusammenhang bringen wollte.

Wenn nun aber der Niederrhein, und namentlich Aachen, der Mittelpunkt und Sitz seiner

Herrschaft seyn sollte, so fällt es in die Augen, daß sein Hauptkampf gegen die Sachsen seyn mußte, welche diesem seinem Sitze zu nahe, und viel zu unruhige Nachbaren waren, um sie da zu dulden. Er mußte die Gränzen seines Reiches weiter nach Norden und Nordosten ausdehnen. Allein sein Krieg mit den Sachsen hatte noch eine andere, eben so ernsthafte Seite; er war recht eigentlich ein Religionskrieg, für die Ehre und Ausbreitung des christlichen Glaubens. Zwar kann das Christenthum nicht durch Feuer und Schwerdt verbreitet werden, und Karl hat selbst genugsam erfahren, welch wenig dauerhafte Bekehrung es war, wenn er ihrer Hunderte zu gleicher Zeit in einen Fluß treten, und als Zeichen der Taufe Wasser über sie alle ausgießen ließ; allein auch hierbei verfuhr er weniger in seiner eigenen, als in der Weise seines Volkes, welches sich selbst rasch, aus äußerem Antriebe, im Schlachtgetümmel, der Bekehrung hingegeben hatte. Ihm selbst aber gehört der Ruhm, daß er auch die rechten Mittel, das Licht des Glaubens anzuzünden, kannte und ehrte. Außer, daß er Klöster und Kirchen in Sachsen anlegte, welche die, als äußere Gabe gebrachte, Lehre von Innen heraus entwickeln und befestigen sollten, ließ er auch die, unter den Geißeln empfangenen, jungen Sachsen mit anderen eifrig unterrichten, damit sie als Lehrer ihr Volk aufklären könnten.

Karl war ein eigentlicher Krieger der Kirche, und auch dadurch ein Vorbild der ritterlichen Zeit des Mittelalters. Der Zug seines Heeres wurde durch Bischöfe, Aebte und Geistliche eröffnet, mit denen er unter feierlichem Kirchengesang in eroberte Städte einzog; und zu Schlachten und Stürmen bereitete er sich gleichfalls mit seinem Heere durch Gebet und Gesang. Denn er war in rechter Weise ein frommer König.

So sehen wir als den großen Zweck aus allen seinen Arbeiten hervorleuchten: Einheit der teutschen Völker zu Einem Reiche und Einem

Glauben. Und diesem Werke fügte seine Kaiserkrönung in Rom den Schlußstein hinzu.

**Karl, römischer Kaiser, 800.** — Der vertraute und geliebte Freund des Königs, Papst Hadrian, war 796 gestorben; Karl trauerte über ihn, wie über einen Vater, und ließ ihm eine Grabschrift setzen, welche den Ausdruck seiner Verehrung enthält. Der Nachfolger, Papst Leo III, wurde in einem Aufruhre der Römer mißhandelt, und suchte bei König Karl Schutz. Dieser empfing ihn zu Paderborn, bis wohin der Papst kam, unter einem fast unglaublichen Zulaufe des ehrerbietigen Volkes, auf das feierlichste, und versprach ihm, selbst nach Rom zu kommen, um die Uebelthäter zu bestrafen. Und dieses geschah auch im Jahre 800. Am Weihnachtsfeste dieses Jahres wohnte Karl dem Gottesdienste in der Sanct Peterskirche in Rom bei. Menschen von allen unterwürfigen oder in der Hauptstadt der christlichen Kirche des Abendlandes anwesenden Völkern, erfüllten den Tempel. Nach dem Hochamt, als Karl vor dem Altare kniete, brachte Papst Leo plötzlich eine Kaiserkrone hervor, und setzte sie ihm auf, und alles Volk schrie laut: „Karolus Augustus, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiser der Römer! ihm langes Leben und Sieg! — Zugleich fiel der Papst vor ihm nieder.

So wurde im 324sten Jahre, nachdem Romulus Augustulus die römische Kaiserwürde verloren hatte, dieselbe von Karl dem Großen erneuert. Ueber Italien, Frankreich, Catalonien, die Balearen, an die Nordsee, die Elbe, den Böhmerwald, die Raab und an die Gebirge Kroatiens, also über den größten Theil des alten Römerreiches in Europa, erstreckte sich seine Gewalt.

Durch diese feierliche Handlung war Karls großes Werk der äußeren Gestalt nach vollendet. Die ganze germanische Christenheit war zu Einem großen Körper vereinigt, und Karl zu ihrem welt-

lichen Oberhaupt, unter dem alterthümlichen Namen der römischen Kaiser, gekrönt worden. Er war als solcher der oberste Schirmherr der Kirche, so wie der Vorsteher des Rechts und des Friedens in Europa, unter dessen mächtigem Schutze sich der eben gepflanzte Keim neues Lebens und neuer Weltbildung sicher entfalten konnte, ohne durch den zerstörenden Zwist und die Zertrümmerung der Völker, wie in den abgelaufenen Jahrhunderten, zertreten zu werden. Dieses ist der große Sinn der, durch die Germanen erneuerten, römischen Kaiserwürde, wie sie Theodorich geahndet, Karl durch seine Kraft in's Daseyn gerufen, und die edelsten und herrlichsten der teutschen Kaiser in ihrer Brust getragen haben.

Karls Reich war also nicht, wie man es mit einem neueren Namen hat benennen wollen, eine Universalmonarchie; nicht ein Reich, in welchem alle Völker und Länder, die er erreichen konnte, nur seinem, des Einzelnen, Willen unterthan, und alle durch einerlei Gesetze, Sitten und Sprache zu einem einförmigen, traurigen Ganzen verbunden seyn sollten. Ein solches hat Karl nicht gewollt. Er ehrte die Eigenthümlichkeit der Völker, ließ ihnen ihre Gesetze, welche auf ihren uralten Herkommen und Lebensgewohnheiten beruhten; er ließ ihnen Sitte und Sprache, welche nicht ohne die schmerzlichste Verwundung seines Grundwesens einem Volke entrissen werden können. Ja, so weit war er von dem Gedanken eines einförmigen, durch den Willen eines Einzelnen streng und herrisch bewegten Reiches, daß er vielmehr noch während seines Lebens, im J. 806 zu Dietenhofen, seine Länder unter seine drei Söhne theilte, so daß Pipin über Italien, Ludwig in Aquitanien, und Karl in den übrigen, meistens teutschen, Ländern herrschen sollte. Sie und ihre Nachkommen sollten sich aber als Glieder Eines Geschlechtes betrachten, und brüderlich zusammenstehen, und ihre Völker an gleiche

Einigkeit gewöhnen, auf daß Gerechtigkeit, Friede und Eintracht in dem großen Erbe herrschte, das er ihnen hinterließ.

So treuer und guter Gedanken war seine Seele voll, und Europa hätte sehr früh aufblühen mögen, wenn seines Geistes nur ein Theil auf seinen Nachkommen geruht hätte.

---

## 32. Kaiser Karls Ende.

### 814.

Aber Karl sah die Vereitlung seines Planes zum Theil schon mit eigenen Augen. Seine beiden tüchtigsten Söhne, Karl und Pipin, starben kurz nach einander, noch vor dem Vater, und der schwächste, Ludwig, blieb übrig. Der älteste, Karl, hatte einige glückliche Feldzüge gegen die Sorben, jenseits der Elbe, gemacht, und zur Huth der Gränze gegen sie hatten die Franken Magdeburg und Halle angelegt. Der Vater hoffte am meisten von diesem Sohne; er mußte seine Hoffnung zu Grabe tragen.

Da Karl sein eigenes Ende immer näher fühlte, ließ er seinen Sohn Ludwig zu sich nach Aachen kommen, und ermahnte ihn an einem Sonntage in der Kirche zu allen Pflichten eines guten Herrschers; dann mußte sich Ludwig selbst die goldene Krone aufs Haupt setzen, die auf dem Altare lag, und war so zum Könige aller Franken gekrönt.

Doch war der alte Kaiser noch immer unermüdet thätig, hielt Reichs- und Kirchenversammlungen, und ordnete die Geschäfte.

Im Januar des Jahres 814 wurde er von einem Fieber befallen, wozu Seitenstechen kam. Karl, der bis zu seinen letzten Lebensjahren nie krank gewesen und ein Feind von Arznei war, wollte sich durch sein gewöhnliches Mittel, durch

Fasten, heilen; aber sein Körper war schon zu schwach. Am Morgen des achten Tages, es war der 28ste Januar, um die fünfte Stunde, fühlte er die Nähe des Todes, hob die rechte Hand kräftig auf, und drückte auf Stirn und Brust und Füße das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann streckte er die Hände noch einmahl aus, faltete sie über der Brust, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — und verschied, im 72sten Jahre seines Alters und im 46sten seiner Regierung.

Noch am Sterbetage wurde der Leichnam des verehrten Kaisers feierlich gewaschen, geschmückt, gesalbt und unter großer Trauer des ganzen Volkes zur Gruft getragen in der von ihm erbauten Kirche. Dort setzte man ihn im vollen Kaiserschmucke, einem goldnen Evangelienbuch auf den Knieen, einem Stück des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte, und der goldenen Pilgertasche um die Hüfte, in aufrechter Stellung auf einen goldenen Stuhl, füllte die Gruft mit Weihrauch, Specereien, Balsam, und vielen Schätzen, und verschloß und versiegelte sie.

So große Ehrfurcht vor dem Kaiser erfüllte seine Länder, und so sehr waren Aller Blicke nur auf ihn gerichtet, daß bald Alles, was in den letzten Jahren wunderbares und unerwartetes geschah, auf seinen Tod gedeutet wurde. Sein Lebensbeschreiber Eginhard nennt uns viele Zeichen. Drei Jahre hinter einander vor seinem Tode waren häufige Finsternisse an Sonne und Mond gesehen worden; der Säulengang, den Karl zwischen dem Münster und dem kaiserlichen Pallast durch mühsamen Bau aufgeführt, sank am Himmelfahrtstage durch einen plötzlichen Einsturz bis auf die Grundlagen zusammen. Ferner wurde die Rheinbrücke bei Mainz, die er binnen zehn Jahren mit wunderwürdiger Kunst aus Holz gebaut, so daß sie ewig dauern zu können schien, in drei Stunden durch Feuer ganz und gar verzehrt. Er selber, als er den letzten Heereszug nach Sachsen gegen

Godfried, König der Dänen, führte und eines Tages noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen war, sah plötzlich ein feurig leuchtendes Luftzeichen vom Himmel herabfahren und queer von der Rechten zur Linken durch die heitere Luft vorüberfliegen. In diesem Augenblicke stürzte sein Pferd gewaltsam nieder und warf ihn so hart zu Boden, daß die Spange seines Mantels zerbrach, sein Wehrgehenk zerriß, und er von den herbeieilenden Dienern ohne Mantel und Waffen aufgehoben wurde. — Hiezu kam ein häufiges Wanken der Aachener Burg und ein unaufhörliches Knarren des Täfelwerks in den Zimmern, worin er gewohnt; und viel anderer Zeichen mehr, welche seine Getreuen mit Angst und Sorge erfüllten; er selbst aber achtete das alles so wenig, sagt Eginhard, als ob nichts davon ihn irgend anginge.

## 53. Das Bild Karls des Großen.

Um ein außerordentliches Wesen, welches wir bewundern müssen, recht zu fassen, wünschen wir auch die äußere Gestalt zu kennen, in welche der gewaltige Geist gehüllt war; wir wissen gern, wie das Auge die innere Gesinnung nach Außen wiederspiegelte, wie Stirn und Miene ein Bild der Hoheit und Ruhe, oder der heftigen Bewegung des Geistes war; und ob sich eben so die Würde und Kraft des Gemüthes in der ganzen körperlichen Bildung ausdrückte? — Von Karl giebt uns sein genauer Freund und Geschichtschreiber, Eginhard, den er als Pflegesohn in seinem Hause erzogen hatte, eine schöne, mit Liebe entworfene, Schilderung.

„Von Körper war er voll und stark, sagt derselbe, und hohes Wuchses; seine Länge betrug sieben seiner Füße. *) Sein Scheitel war rund,

*) Es hat sich noch ein Stab oder eine Lanze von Eisen erhalten, die gerade das Maaß von Karls Größe seyn soll; darnach wäre er 6 Fuß und 3 Zoll unseres rheinländischen Maaßes gewesen.

die Augen gar groß und lebhaft; die Nase überschritt in etwas das Mittelmaaß; sein greises Haar war schön anzuschauen; sein Angesicht fröhlich und heiter, wodurch seine Gestalt besondere Würde und Anmuth erhielt. Er hatte einen festen Gang und eine durchaus männliche Körperhaltung. Er übte sich unabläßig im Reiten und Jagen, der angestammten Volkssitte gemäß; denn kaum wird irgend ein Volk auf Erden gefunden, welches den Franken in dieser Kunst gleichkäme. Im Schwimmen aber war er so geschickt, daß ihm hierin keiner mit Recht vorgezogen werden mogte."

„Er genoß steter Gesundheit, außer daß er in den vier letzten Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern befallen wurde, so daß er zuletzt sogar auf einem Fuße hinkte. Und bei diesen Anfällen that er denn mehr nach seinem Gutdünken, als nach dem Rath der Aerzte, denen er fast gram war, weil sie ihm riethen, unter den Speisen das Gebratene, welches er für das zuträglichste hielt, wegzulassen. Uebrigens war er in Speise und Trank mäßig, doch im Trinken am mäßigsten, weil er die Trunkenheit an jedermann, — geschweige denn an sich und den Seinigen, — höchlich verabscheute. Die tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Gerichter, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten, und den er lieber als jede andere Speise aß. Während des Mahles hörte er gern Saitenspiel und Gesang oder einen Vorleser; und zwar über die Geschichten und Thaten alter Helden. Auch erfreute er sich an den Büchern des heiligen Augustin, besonders denen vom Staate Gottes."

„Im Sommer pflegte er nach dem Mittagsessen etwas Obst zu genießen und einmahl zu trinken; sodann Kleider und Schuhe abzulegen, wie er des Nachts gewohnt war, und zwei oder drei Stunden zu ruhen. Die Nächte schlief er dagegen unruhig, so daß er vier oder fünfmahl nicht allein erwachte, sondern sogar aufstand und so den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens ließ

er nicht blos seine Freunde vor, sondern auch wenn der Pfalzgraf ihm irgend eine Rechtsstreitigkeit anzeigte, die ohne sein Wort nicht entschieden werden konnte, ließ er die Streitenden selbst hereinführen, untersuchte den Handel und fällte das Urtheil."

„Seine Kleidung war die vaterländische Tracht: am Leibe trug er ein leinenes Hemde; darüber einen Rock, mit seidener Borte eingefaßt, und lange Beinkleider; die Füße waren in Schuhe eingeschnürt; und im Winter verwahrte er Schultern und Brust noch durch eine Weste aus Otterfellen. Als Ueberkleid trug er einen Mantel, und stets war er mit dem Schwerdt umgürtet, dessen Griff und Wehrgehenk von Gold oder Silber war; bisweilen trug er auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen, doch nur bei besondern Festlichkeiten, oder wenn je zuweilen Gesandte fremder Völker da waren. Ausländische Kleidung, selbst die schönste, verschmähte er, und wollte nie mit solcher angethan seyn; außer daß er zu Rom, einmahl auf den Wunsch des Papstes Adrian, und das andremahl auf Bitten seines Nachfolgers Leo, ein langes Schleppkleid und weiten Mantel angelegt, und Schuhe nach der römischen Weise getragen. Bei Festlichkeiten ging er in einem golddurchwirkten Kleide, in Schuhen, mit Edelsteinen besetzt, in einem Mantel, den eine goldene Spange zusammenhielt, und mit einem Diadem mit Gold und Edelsteinen geschmückt einher; an andern Tagen hingegen war seine Kleidung wenig von der Tracht des gemeinen Volkes unterschieden."

„Er besaß eine reiche und überströmende Beredsamkeit, und jegliches, was er nur wollte, vermochte er aufs deutlichste auszudrücken. Und er begnügte sich nicht bloß mit der Muttersprache, sondern verwandte auch Fleiß auf Erlernung fremder Sprachen, unter denen er die lateinische so vollkommen kannte, daß er sie eben so gut als die Muttersprache redete; die griechische aber vermogte er besser zu verstehen, als zu sprechen.

Gewiß ist er so beredt gewesen, daß er selbst darin hätte Lehrmeister seyn können. — Die freien Künste trieb er sehr eifrig, und ehrte und belohnte die Lehrer derselben außerordentlich. Bei Erlernung der Grammatik hörte er den greisen Diakonus, Peter von Pisa; in den übrigen Wissenschaften war sein Lehrer Albin, mit Zunamen Alcuin, der aus Britannien, von sächsischem Stamme, und ein in allewege gelehrter Mann war, bei dem er auch auf Erlernung der Sternkunde viel Mühe verwendete. Er versuchte auch zu schreiben, und pflegte hiezu Täfelchen und Blätter sogar im Bett, unter dem Kopfkissen, bei sich zu haben, um, wenn er freie Zeit hatte, seine Hand im Nachbilden der Buchstaben zu üben. Doch wenig glückte ihm die so spät angefangene Arbeit."

„Ein Denkmahl seiner Liebe zu den Künsten, so wie seiner hohen Frömmigkeit, ist das Münster zu Aachen, von gar großer Schönheit, welches er erbauen ließ und mit Gold und Silber, mit Fenstern, und mit Gittern und Thüren von gediegenem Erze schmückte. Zu dem Bau desselben ließ er die Säulen und Marmorsteine aus Rom und Ravenna herbeiholen, weil er sie anderswoher nicht haben konnte. — Seine Frömmigkeit bewies er auch in Unterstützung der Armen und in milden Gaben, die er selbst in entfernte Lande übers Meer schickte, wo er nur vernommen, daß Christen in Armuth lebten; weshalb er auch am meisten die Freundschaft der jenseit des Meeres herrschenden Fürsten suchte, damit den, unter ihrem Scepter lebenden, Christen einige Erquickung zu Theil würde. So unterhielt er eine herzliche Freundschaft mit Aaron, dem Könige der Perser (Haroun al Raschid, Kalifen von Bagdad), der außer Indien fast das ganze Morgenland inne hatte. Als er daher Abgeordnete mit Gaben zu unsers Herrn und Erlösers heiligem Grabe schickte, nahm sie Haroun nicht nur willfährig auf, sondern gesellte auch den Heimkehrenden seine eigenen Gesandten bei, denen er von den Gewanden,

Gewürzen und den übrigen Kostbarkeiten der Morgenlande das Auserkohrenste als Geschenk für Kaiser Karl mitgab, so wie er ihm einige Jahre vorher den einzigen Elephanten, den er damahls besaß, gesendet."

Aus einer anderen Nachricht erfahren wir, daß dieser Elephant, der Abulabaz (der Verwüster) hieß, durch seine ungeheure, nie gesehene, Größe alle Welt in Erstaunen setzte, und Karls besonderer Liebling war; auch daß unter den Geschenken sich eine Uhr befand, aus Messing, mit wunderbarer Kunst zusammengesetzt, auf welcher sich, von Wasser getrieben, ein Zeiger durch zwölf Stunden drehte, mit eben so viel ehernen Kügelchen, die, wenn die Stunden voll waren, auf ein darunter befindliches ehernes Becken fielen, und durch ihren Fall die Stunde anzeigten; wobei zugleich Reuter, nach der Zahl der Stunden, durch zwölf Fenster heraustraten. Gewiß ein sehr kunstreiches Werk für die damahlige Zeit! — Karl erwiederte diese Geschenke mit spanischen Pferden und Mauleseln, mit frisischen Mänteln, die man in jenen Ländern selten und nur sehr theuer hatte; und endlich mit Hunden, einzig an Behendigkeit und Wildheit, um Löwen oder Tiger damit zu jagen.

Wie er auch mit den Kaisern in Konstantinopel, mit den Fürsten in England und Schottland, Freundschaft unterhielt, und von ihnen hoch geehrt wurde, haben wir früher erzählt; und so spiegelt sich der Eindruck seiner persönlichen Größe in seinem ganzen Zeitalter wieder, sowohl in der Schilderung derer, die i'm nahe standen, als in der Ehrfurcht entfernter Herrscher und Völker; und mit Recht sagt sein eigener Enkel Nithart, der die Zwistigkeiten der Söhne Ludwigs des Frommen beschrieben hat, von ihm: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiser genannt, ein Mann, der durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menschengeschlecht seiner Zeit so

hervorragt, daß er Allen gleich schrecklich und lie
würdig, Allen gleich bewundernswürdig zu seyn schi

In den folgenden, von seiner Ehrfurcht e
erfüllten, Menschenaltern wurde sein Bild du
Sage und Dichtung wunderbar verherrlicht,
daß selbst seine Leibesgestalt riesenartig vergröße
erscheint. So wird er z. B. in einer plattdeu
schen Legende geschildert: „Kaiser Karl war ein
schöner, langer, starker Mann, mit mächtigen
Armen und Beinen; sein Antlitz war anderthalb
Spannen lang, sein Bart eines Fußes breit; seine
Augen schienen ihm so klare, wen er ernstlich ansah, der mußte sich erschrecken. Seine Nase war
beinah eines halben Fußes lang; seine Stärke so
groß, daß er einen gewappneten Mann mit Einer
Hand hoch über sein Haupt empor heben konnte.“
Und von seinem Zuge gegen den König Desiderius erzählt eine alte Chronik: „Als der Longobardenkönig von seinem Thurme zu Pavia das
ganze, gegen ihn anrückende, fränkische Heer betrachtete und in jedem Haufen ihn suchte, sey zuletzt König Karl auf seinem Streitrosse erschienen,
welches wie von Eisen an Muth und Farbe war;
er selbst mit ehernem Helm auf dem Haupte,
mit eisernen Schienen an Armen und Beinen,
und mit glänzendem Panzer die Brust und breiten
Schultern gewappnet, in der Linken die eiserne
Lanze aufrecht haltend, und die starke Rechte immer bereit, das gewaltige Schwerdt zu fassen; —
und als nun Notker, ein von Karl vertriebener
Großer, der neben dem Könige stand, hinwies und
sagte: „Siehe, da ist der, den du gesucht hast;“ —
da sank Desiderius fast um und seufzte: „Laßt uns
hinabsteigen, und in die Erde uns bergen, vor
dem zornigen Antlitz eines so gewaltigen Feindes.“ —

Als Zeugniß, daß die Begeisterung, welche
wahre Größe einflößt, über den Raum der nächsten
Zeiten weit hinaus reicht, und sich in den spätesten

Zeitaltern in empfänglichen und warmen Gemüthern wiederholt, stehe hier das Urtheil eines Neueren über unsern Helden: „Karls Körper, so heißt es dort, war der Wiederschein einer gleich gesunden und starken Seele. Sein hoher und voller, doch ebenmäßiger Wuchs, sein fester Gang und seine majestätische Haltung, mit großer Gewandheit verbunden, die er durch Leibesübungen aller Art sich erworben hatte und erhielt, seine großen und strahlenden Augen, seine fröhliche Mine, kündigten ihn als Urbild des kräftigen Zeitalters voll männlicher, doch heiterer Tugend an. Mit der Fülle der Kraft, die eine Welt umgestaltete, war Milde und Sanftmuth, mit aller Größe und Hoheit, Einfalt, Lauterkeit des Sinnes und tiefes Feuer des Gefühls gepaart. Die Mischung von Strenge und kindlicher Milde in seinem Wesen war das Geheimniß, wodurch er alle mit Ehrfurcht zugleich und mit Liebe erfüllte und selbst in der Brust hart Gestrafter treue Anhänglichkeit hinterließ, welches die That des edlen Franken Isenbart, der, aller Ehren und Güter von Karl beraubt, doch sein unerwarteter, alleiniger Retter aus naher Lebensgefahr wurde, aufs Schönste bewährt. Lag in dem Blitze seines Auges so große Kraft, daß ein strafender Blick schon niederwarf, und man den Spruch der Schrift auf ihn anwendete: „Der König, wenn er auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzt, verscheuchet durch den Blick seines Angesichts jegliches Unheil" — und im Donner seiner Rede solche Gewalt, daß sie die Getroffenen zu Boden schmetterte, so tronte auf seinem Antlitz auch wieder so unaussprechliche Heiterkeit, und seine Stimme war von so lieblicher Klarheit, daß ein Erzähler ihn den fröhlichen Kaiser der Germanen nennt, und versichert, so voll sey er immer gewesen aller Anmuth und Milde, daß, wer traurig zu ihm gekommen, durch sein bloßes Ansehen und wenig Worte erheitert und froh davongegangen sey. Er war von den Menschen, in deren Angesicht die Fülle eines

ruhigen und klaren Geistes sich spiegelt, deren Anschaun ohne Worte in die Mitte ihres reichen Wesens hineinzieht; und in allen diesen Grundzügen seines Charakters ist Karl das Ideal eines ächt germanischen Mannes und Fürsten; so wie er in Wahrheit Vater und Schöpfer des germanischen Zeitalters genannt werden kann, welches er auf den Schauplatz der Geschichte führte, nachdem es im Schooße der Menschheit zur Reife gediehen war. Und nicht nur durch seine Werke und äußeren Schöpfungen begründete er die germanische Zeit, sondern er trug sie ganz mit ihrer Größe und Einfalt, mit ihrem Heldensinne und ihrer stillen Gemüthlichkeit, in seiner tiefen Seele."

So großes Lob zu rechtfertigen, fügen wir noch mehrere Züge hinzu.

Wenn wir fast bei jeder Jahrszahl seines thatenreichen Lebens Kriege finden, und sehen, wie er hier die Sachsen, dort die Longobarden, hier die Sarazenen, und dort die Slaven, Avaren und Normannen zu Paaren treibt, so sind wir geneigt, nur den unermüdeten Herrn und Krieger in ihm zu erblicken; und eine ganze Seite seines Lebens und Wesens ist uns verdeckt geblieben: das ist seine Treue als Freund, seine Innigkeit als Gatte und Vater, seine Sorgfalt als Vorsteher des Hauses und der Güter, und noch mehr sein hoher Sinn für Bildung, für alles menschlich Schöne und Gute, seine Richtung zu dem Lichte überhaupt.

Von seiner, auf gegenseitige Achtung gegründeten Freundschaft gegen Papst Hadrian, und seiner väterlichen Neigung zu Eginhard, ist schon geredet. Keinen aber liebte er so zärtlich, als Angilbert oder Engelbert, einen jungen Mann aus angesehenem Geschlecht, der ihn auf allen Reisen begleitete und dem er seine wichtigsten Angelegenheiten übertrug. — Ein ehrfurchtsvoller Sohn war er gegen seine Mutter Bertradis, ein treuer Bruder seiner einzigen Schwester Gisla;

und unter seinen Gemahlinnen liebte er die zweite, Hildegardis, ganz vorzüglich, welche ihm die drei Söhne gebar; er hatte außerdem noch drei Töchter. Seine Kinder ließ er auf's Beste erziehen, ja er selbst widmete sich ihnen mit treuer Sorgfalt. Die Söhne lernten nicht nur alle ritterlichen Uebungen, sondern auch die Wissenschaften; die Töchter Wollarbeiten, Nähen und Spinnen, nach damaliger einfach teutscher Sitte. Nie aß er ohne seine Kinder, auf allen Reisen mußten sie ihn begleiten; die Söhne ritten neben ihn, die Töchter folgten. An diesen hing sein Herz so sehr, daß er es nie über sich gewinnen konnte, sie von sich zu lassen.

Um sein Hauswesen bekümmerte er sich auf das sorgsamste. Dem Gesetzgeber eines der größten Reiche war es nicht zu klein, für seine Güter und Meierhöfe Verordnungen mit solcher Vollständigkeit und Sachkunde zu geben, daß ein Hausvater daraus lernen könnte, sein Haus zu verwalten. Wir haben noch solche Gesetze von ihm, und finden darin auf das genaueste angegeben, wie viel auf seinen Meiereien von jeder Art der Hausthiere, wie viel Pfauen und Fasanen zur Zierde gehalten, wie das Bereiten des Biers und des Weines eingerichtet, wie Bienenzucht, Fischerei, Obst= und Pflanzenbau getrieben werden solle. Und wie Karl überhaupt als der Erste seiner Zeit erscheint, so auch hierin; er war der oberste Landwirth seines Volkes.

Flößt Karls übrige Größe uns Ehrfurcht und Bewunderung ein, spricht der neuere Darsteller seines Lebens, so bringt ihn uns diese, durch höhere Sorgen nicht erstickte, Theilnahme an den kleineren Angelegenheiten des Lebens nahe; diese, dem ächten Teutschen eigene Häuslichkeit, womit er in's Leben eingewachsen ist, wie die Pflanze in den Boden, der sie tragt und nährt; während seine rege Kraft hinaus in die Welt des Schaffens und Wirkens, und sein kühner Geist gen

Himmel strebt, so wie die Pflanze ihre Blüte der Sonne entgegen treibt."

Und Karls Geist war in Wahrheit dem Lichte zugekehrt; er war entflammt von der Liebe des Wahren und Schönen, und pflanzte sie überall, und durch alle Mittel, die in seiner Gewalt waren. Mit dem gelehrten Engländer Alcuin und andern kundigen Männern hatte er eine wissenschaftliche Gesellschaft gestiftet, worin er selbst den Namen des Königs David, sein Freund Angilbert den Homers, die übrigen andere, führten, woraus der heitere, über das gewöhnliche Leben hinausgehende, Charakter dieser Vereinigung schon genugsam hervorleuchtet. Die nächste Bestimmung derselben, außer der Beschäftigung mit den Denkmählern der alten Sprachen, mogte wohl die seyn, die vaterländische Sprache und Dichtkunst aus der Vergessenheit hervorzuziehen und neu zu beleben. Karl hat selbst eine teutsche Grammatik entworfen, oder entwerfen lassen, den Monaten und den Winden teutsche Namen gegeben, und die uralten Lieder gesammelt, worin die Thaten und Kriege alter Könige besungen waren; (wie einst Lycurg und Pisistratus die Gesänge Homers sammelten). Von seiner eigenen Liebe zu allem Wissenswürdigen aber ist kein Zug rührender, als der schon erzählte, wie er noch im späten Alter die kräftige Hand, die das Schwerdt zu führen gewohnt war, so sorgsam, und selbst in den schlaflosen Stunden der Nacht, an die Führung des Griffels gewöhnen wollte. — Und wie er gebildete und kenntnißreiche Männer schätzte, davon zeugt das Beispiel des longobardischen Geschichtschreibers, Paul Diakonus, oder auch Paul Warnefried genannt. Er war Geheimschreiber des Königs Desiderius und hatte, nach dessen Besiegung, Theil an einer neuen Empörung der Lombarden; deshalb wurde die Strafe über ihn ausgesprochen, daß ihm die Hände abgehauen würden. Karl jedoch sprach: „Aber, wenn wir ihm die Hände abhauen, wer

wird uns so anmuthige Geschichten schreiben?" und begnadigte ihn.

Mit der Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten und den Gottesdienst verband Karl zugleich die für die Erziehung des Volkes; allenthalben, wo es möglich war, stiftete er Schulen und achtete selbst auf ihren Fortgang. So wird erzählt, wie er einst in die Schule, die er an seinem eignen Hofe gestiftet hatte, trat und die Arbeiten der Knaben durchsah. Die geschickten stellte er auf seine rechte, die ungeschickten auf die linke Seite, und da fand es sich, daß die Letzteren meist die Söhne vornehmer Eltern waren. Da wandte sich Karl zu den Fleißigen und lobte sie sehr und versicherte sie seines besondern Wohlwollens; die andern schalt er hart, und drohte, sie, trotz ihrer edlen Abkunft, weit zurückzusetzen, wenn sie das Versäumte nicht durch eifrigen Fleiß nachholten.

Die Würde der gottesdienstlichen Feier lag ihm sehr am Herzen; besonders gab er sich Mühe, einen guten Kirchengesang einzuführen, und ließ deshalb Orgelspieler und Sänger aus Italien kommen. — Um auch den Unwissenden zu Hülfe zu kommen, ließ er eine Anzahl guter Predigten aus griechischen Kirchenlehrern in's Fränkische übersetzen, und dem Volke vorlesen; so wie er überhaupt verordnete, daß Predigten in der vaterländischen Sprache gehalten werden sollten.

Wir fügen noch einige Worte über:

Die wichtigsten Einrichtungen in seinem Reiche hinzu, wodurch Karl Gesetzgeber und Ordner Europa's für die folgenden Zeiten geworden ist. Wie er es durch die Erneuerung der römischen Kaiserwürde geworden, haben wir schon gesehen; und damit begründete er auch das enge Verhältniß seines Reiches mit der Kirche, und mit dem päpstlichen Stuhle. Für die ganze Kirche wurde von nun an Rom der Mittelpunkt, und der Papst ein Schiedsrichter

und geistlicher Vater für ganz Europa, dessen unsichtbares Reich durch den weisen Gebrauch der Kraft, die in der Religion liegt, immer fester werden mußte.

Auch in seinem eigenen Reiche knüpfte Karl der Große das Band zwischen Staat und Kirche immer enger. Schon unter den früheren fränkischen Königen war die Geistlichkeit ein wesentlicher Bestandtheil in der Verfassung des Reiches; die Bischöfe nahmen, gleich den Herzögen, Antheil an den Staatsgeschäften, und hatten Sitz und Stimme auf den März- und Maifeldern; Karl machte dieses zu einem festen Grundsatze und erhob so den geistlichen Stand zu einem der Stände des Reichs. Die ständische Verfassung hatte nun schon zwei ihrer Hauptglieder, Adel und Geistlichkeit; der Bürgerstand, als das dritte Glied, war noch nicht vorhanden; spätere Jahrhunderte brachten ihn erst zur Reife und vollendeten damit die Ständeverfassung. Aber für jene Zeit war es wichtig, daß der fast zu mächtig gewordene Lehnsadel an dem geistlichen Stande ein Gegengewicht erhielt, welcher gleichsam der Bewahrer der christlichen Cultur durch ganz Europa seyn mußte, und eben dadurch auch Europa zu Einem Ganzen verband. Und Karl fühlte sich groß genug, um keinen Mißbrauch solcher geistlichen Gewalt in seinem Staate zu fürchten. Obgleich er die Güter und das Ansehn der Geistlichkeit sehr vermehrte, so hielt er seine kaiserliche Gewalt doch in solcher Ueberlegenheit über sie, daß einer seiner Geschichtschreiber ihn den Bischof der Bischöfe nennt; und über die Sitten der Geistlichkeit wachte er so streng, daß man sein scharfes Auge überall fürchtete. Vor allen Dingen müssen wir aber nicht vergessen, daß seine kirchlichen Anstalten zugleich solche für die Bildung des Volkes waren; und so war, wie es seyn soll, der Staat und die Kirche, das gottesdienstliche und das bürgerliche Wesen einig, und Eins, und hatte dasselbe, große Ziel.

In Absicht der Reichs-Verwaltung schränkte Karl die Macht der großen Herzöge ein; manche hob er ganz auf, und ließ die kleineren Bezirke durch Grafen verwalten, deren Hauptgeschäft die Versehung des Richteramtes war. Außerdem schickte er, so oft es ihm gut schien, königliche Sendboten in die Provinzen, welche den Zustand derselben und wie sie verwaltet wurden, untersuchen und schriftlichen Bericht abstatten mußten. Alle seine Beamten, besonders die Richter, ermahnte er ernst und nachdrücklich zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur Eintracht mit allen denen, welche zum Wohle der Völker wirken sollten. Zweimahl im Jahre hielt der König selbst große Reichsversammlungen oder Male; die Sendboten in ihrem Sprengel viermahl; und durch alle diese Einrichtungen hielt Karl, der als Gesetzgeber noch größer war, denn als Krieger, sein weites, aus so verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetztes, Reich in guter Ordnung. Er selbst blieb in den Schranken der Verfassung; er ehrte die Gesetze und vernahm gern die Stimme seines Volkes, und zeigte, wie in Allem, so darin vorzüglich seinen großartigen Sinn und seine eigene, menschliche Würde.

---

## 34. Die Zeiten Ludwigs des Frommen.

### 814—840.

Nachdem das Geschlecht der Karolinger, — ein seltnes Beispiel in der Geschichte, — vier große Männer nach einander hervorgebracht hatte, schien seine Kraft erloschen. Ludwig der Fromme war seinen Vätern nicht gleich. Zwar war er keinesweges ganz unbedeutend; sondern er wird als wohl gebildet beschrieben, mit einnehmendem Gesicht, stark von Körper, und in Bogen und Lanze so geübt, daß ihm keiner der Seinigen gleich kam; aber er war schwach an Geist

und Willen, und sein Beiname, der Fromme, bedeutet nicht so wohl, daß er gottesfürchtig, als daß er gutmüthig war und sich vieles gefallen ließ. Ein solcher war nicht geschickt, das große Reich seines Vaters zusammenzuhalten. Das größte Unglück seines Lebens kam aber von seinen eigenen Söhnen.

Er hatte dreie aus der ersten Ehe, Lothar, Pipin und Ludwig; zwischen denen theilte er schon früh sein Reich, so daß er für sich nichts als den Kaisertitel behielt. Nun aber nahm er bald darnach eine zweite Frau, Judith, welche ihm den vierten Sohn, Karl gebar, und eine stolze, herrschsüchtige Frau war, die ihrem Sohne gern Alles zugewendet hätte. Auf ihr Zureden mußte Ludwig den andern Söhnen einen Theil der Länder wieder nehmen und dem Karl geben. Darüber entstand offenbarer Krieg zwischen Vater und Söhnen, und diese nahmen den Vater zweimahl gefangen. Das letztemahl geschah es bei Colmar im Elsaß, und weil die meisten Großen von Ludwigs Anhange, die ihm Treue gelobt hatten, zu den Söhnen übergingen, so hat der Ort den Namen des Lügenfeldes erhalten. Der gutmüthige Ludwig sprach zu denen, die bei ihm geblieben waren: „Gehet ihr auch zu meinen Söhnen; ich will nicht haben, daß meinetwegen nur ein Einziger das Leben oder ein Glied verlieren soll." — Sie weinten und gingen, und Ludwig gerieth in die Hände der Söhne. Lothar, welcher der schlimmste von ihnen war, brachte ihn in ein Kloster zu Soissons in Frankreich, und setzte ihm so lange zu, bis er sich entschloß, öffentlich Kirchenbuße zu thun. Das that Lothar deshalb, damit der Vater dadurch zu den Waffen unfähig würde; denn so war es in den Kirchengesetzen verordnet, daß einer, der Kirchenbuße gethan, nicht wieder Waffen tragen durfte. Einen König aber ohne Waffen konnten die Franken unmöglich ertragen.

Der fromme Ludwig, der sich leicht bereden

ließ, seine eigenen Sünden seyen an allem Unglück schuld, ließ sich wirklich in die Kirche des Klosters führen, nachdem er Wehrgehäng und Waffen abgethan hatte; wurde auf einen Bußsack ausgestreckt und las einen Zettel ab, auf welchem sein Sohn und dessen Helfer alle seine Sünden verzeichnet hatten: „Er habe sein Amt unwürdig versehen, Gott oft beleidigt, die Kirche geärgert; er sey ein Meineidiger, ein Urheber von Aergernissen und Unruhen, der zuletzt sogar gegen seine Söhne habe Krieg führen wollen!" — Und während er solches Bekenntniß that, legten die Bischöfe ihre Hände auf ihn und sangen Bußpsalmen. Sie waren, der Erzbischof Ebbo von Rheims, den Ludwig selbst aus einem Knechte zum Erzbischof gemacht hatte, und mit ihm dreißig Bischöfe; und Lothar saß daneben auf einem Throne und weidete seine Augen an der Erniedrigung des Vaters. Dieser wurde alsdann im Bußgewande in eine einsame Zelle gesperrt, wo er ohne Trost und Hülfe blieb.

Solche Mißhandlung des Kaisers hatte seinen Sohn Ludwig von Baiern, welcher nachher Ludwig der Teutsche hieß, und der beste unter den Söhnen war, entrüstet; er beredete sich mit seinem Bruder Pipin, und sie zwangen Lothar, daß er den Vater wieder losgab. Dieser wurde auch von d n Bischöfen förmlich losgesprochen und erhielt aus ihren Händen die Waffen zurück.

Aber er war durch das Unglück nicht weiser geworden, sondern ließ sich durch die Judith sogleich wieder dahin bringen, daß er seinen vierten Sohn Karl allen andern vorzog, ihm die schönsten Länder gab, und ihn zum König von Neustrien krönen ließ. Den besten der Söhne, Ludwig, setzte er am meisten zurück. Dieser ließ sich durch den Unwillen darüber noch einmahl verleiten, die Waffen gegen den Vater zu ergreifen, und der alte Ludwig konnte nicht einmahl eine ruhige Stätte zu seinem Sterbebette finden. Sondern, als er nach Worms ziehen wollte, um dort einen

Reichstag gegen den Sohn zu halten, und eben über den Rhein ging, fühlte er sein schnell herannahendes Ende. Er blieb auf einer Rheininsel in der Gegend von Ingelheim, ließ sich dort Zelte aufschlagen, und legte sich nieder zum Sterben. Dem Sohne aber verzieh er noch vor seinem Tode mit diesen Worten: „Weil er nicht zu mir kommen kann, um mir Genugthuung zu leisten, so thue ich das Meinige, und nehme Gott und euch alle zu Zeugen an, daß ich ihm Alles verzeihe. Euer Amt aber wird es seyn, ihn zu ermahnen, daß, wenn ich ihm so oft verziehen, er nicht vergesse, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat."

So starb Ludwig, dessen Wille gut war, nach einem mühseligen Leben, in Kummer und Trübsal, weil er nicht verstand, sein eigenes Haus, geschweige sein Reich zu verwalten, im Jahr 840.

## 35. Theilung des Reichs unter Ludwigs Söhnen. 843.

Die Brüder, welche gegen ihren eigenen Vater die Waffen zu führen sich nicht gescheut hatten, konnten noch weniger unter sich selbst einig bleiben; besonders maaßte sich Lothar, als Kaiser, große Vorrechte über seine Bruder an. Ludwig und Karl, — Pipin war schon gestorben, — rüsteten sich also wider ihn, und da er sich nicht zu einem friedlichen Vergleiche verstehen wollte, kam es im J. 841 zu einer Schlacht bei Fontenoy in Frankreich. Sie war sehr blutig; Lothar wurde geschlagen, und mußte seine großen Forderungen fahren lassen; und nach zwei Jahren kam ein Vertrag zu Stande, welcher das große fränkische Reich theilte und Teutschland auf immer von Frankreich getrennt hat. Dieser heißt der Vertrag von Verdun, und ist geschlossen im Jahre 843.

1) Ludwig erhielt das eigentliche Teutschland bis an den Rhein, und über dem Rheine, des Weinwuchses wegen, Mainz, Speier und Worms. Dadurch waren die Länder, in welchen reiner teutscher Stamm, unvermischt mit den Römern, geblieben war, alle vereinigt, und wir Teutsche müssen die Theilung zu Verdun als ein großes Heil ansehen. Denn wäre unser Vaterland mit Frankreich vereinigt geblieben, und hätten die Könige vielleicht ihren Sitz in Paris genommen, oder auch nur mit ihren Hauptstädten gewechselt, so möchte doch mit der Zeit eine verderbliche Mischung der teutschen und französischen Sprache, Sitten, Lebensweise und des Volks-Charakters entstanden seyn.

2) Lothar behielt die Kaiserwürde und Italien, und bekam ferner einen schmalen, langen Landstrich zwischen Teutschland und Frankreich, von den Alpen bis in die Niederlande; nemlich das Land Wallis und Wadt von der Schweiz, dann das Land bis zum Rhonefluß und am Rheine jenseits hinab, und an der Mosel, Maas und Schelde. Dieses Land wurde nach ihm Lotharingien genannt, welcher Name nur noch von einem kleinen Theile dieser Länder gebraucht wird; und es wurde für den Kaiser, zwischen den beiden andern Brüdern, bestimmt, damit er beiden nahe sey, und damit, nach dem Willen des Vaters und Großvaters, durch das kaiserliche Ansehen die Einheit des Ganzen möglichst erhalten werde. Auch schien von der Kaiserwürde sowohl Italien mit der alten Hauptstadt Rom, als auch die Gegenden des Rheins, die Karl der Große zu seinem Sitze gewählt hatte, mit der Hauptstadt Aachen, unzertrennlich. Aber, obwohl Lothar sehr schöne und fruchtbare Provinzen erhielt, so war sein Theil doch der schwächste; denn sein Reich diesseits der Alpen hatte keine naturliche Gränzen, weder durch Gebirge, noch durch den Volksstamm; die Einwohner seiner Länder an der Rhone und am Rheine hinunter, waren aus sehr verschiedenen

Stämmen zusammengesetzt. Es war keine Nothwendigkeit in dieser Theilung der Länder, sondern bloße menschliche Willkühr, und darum war auch kein Bestand darin, vielmehr ist sie die Quelle von sehr viel Unglück geworden. Nachdem der Kaiser Lothar, wie verfolgt von dem Schatten seines Vaters, gegen den er am meisten gesündigt, die Regierung niedergelegt hatte, und in einem Kloster gestorben war, stritten seine drei Söhne wiederum mit den Waffen um das Land, und theilten es unter sich; aber keiner von ihnen brachte es auf Nachkommen. Die Länder Burgund, Elsaß und die eigentliche Provinz Lothringen, welche Lothar II. erhalten hatte, theilten nach dessen frühem Tode schon die beiden Oheime, Ludwig der Teutsche und der französische König Karl, unter einander, und von diesen Zeiten an sind diese Länder ein Gegenstand des Streites zwischen den Teutschen und Franzosen gewesen; viele und große Kriege sind ihrenthalben geführt worden; und bis auf unsere Tage ist der Streit noch nicht entschieden.

3) Karl der Kahle endlich erhielt den westlichen Theil des ganzen Reiches der Franken, und bei diesem Theile ist der Name Frankreich geblieben. Wir aber sind wohl zufrieden, daß wir ihn nicht behalten, sondern den uralten Volksnamen wieder hergestellt haben, der alle Stämme umfaßt, und der die Abstammung des Volkes von dem alten Stammvater Teut oder Tuiskon in sich enthält, welchen sie unter die Götter zählten.

---

## 36. Die teutschen Könige aus dem Geschlechte der Karolinger. 843—911.

1. Ludwig der Teutsche (840—876) hatte viel für die Ruhe seines Reiches zu kämpfen,

indem von den östlichen Gränzen her die slavischen Völker Einfälle machten, von Norden und Nordwesten aber die Normänner. Diese kühnen Seefahrer, von altteutschem Stamme, wild, wie ihr Meer und ihre nordischen Küsten, erschienen, aus den norwegischen, schwedischen und dänischen Gewässern kommend, mit der Schnelligkeit des Windes und mit allgewaltiger Tapferkeit, an den Mündnngen der Flüsse, und drangen oft tief in die Länder ein. Sie sind auf der Seine bis Paris, auf der Garonne bis Toulouse, und auf dem Rhein bis Köln und Bonn vorgedrungen. So groß war der Schrecken ihres Namens, daß der bloße Ruf vor ihnen her schon die Menschen zur Flucht erregte. Ihre Zahl war meistentheils klein, wie denn ein Schiffsgeschwader überhaupt nicht große Heere fortbringen kann; aber ihr Muth, wie ihre Körper und ihre Waffen, zeugten von guter, nordischer Kraft, und im Schwingen der gewaltigen Speere kam ihnen niemand gleich. Einige Schiffe, nebst einigen tapfern Leuten, waren oftmals die Aussteuer königlicher Prinzen; und wie im alten Teutschland ein edler Anführer mit seinem Gefolge auf kühnen Zügen Ehre und Beute erwarb, ja wie er sogar sich und den Seinen den Besitz eines Landes erkämpfte, so war dem verwegenen Seehelden sein Geschwader mit kampf- und beutelustigen Abenteurern bemannt, die Quelle des Reichthums, ja bisweilen der bewegliche Boden, auf welchem er sich ein Reich erwarb. In der Normandie in Frankreich, in Sicilien und in Rußland haben sie solche Reiche gegründet.

2. Gegen sie und gegen die Slaven hat Ludwig der Teutsche das Reich gut beschützt, nicht aber sein Sohn **Karl der Dicke** (876—887), welcher durch besondere Umstände noch einmahl auf kurze Zeit die drei Theile des fränkischen Reiches, Italien, Teutschland und Frankreich, vereinigte. In Frankreich war ein minderjähriger Prinz, Karl der Einfältige, für den sollte er das

Land gegen die Normannen schützen; er aber kaufte ihnen zweimahl den Frieden mit vielen Pfunden Goldes ab; einmahl, da sie in der Maas bis Haslov, und das zweitemahl, da sie auf der Seine bis Paris gekommen waren und die Stadt hart belagerten. Ein so schimpfliches Betragen, und die Schwäche seiner ganzen Regierung, brachte ihn in Verachtung und machte, daß er im Jahre 887, auf einer großen Reichsversammlung zu Tribur, förmlich des Reiches entsetzt wurde. Zu seinem Glück starb er schon im folgenden Jahre.

3. Ihm folgte in Teutschland Arnulf (887 bis 899), ein Sohn seines Bruders, also Großsohn Ludwigs des Teutschen; ein tapferer und würdiger König. Er schlug die Normannen bei Löwen in den Niederlanden, wo sie ein verschanztes Lager errichtet hatten, und dieser Sieg verbreitete seinen Ruhm durch alle Länder; denn jene Normänner waren von dem tapfersten Stamme derselben, und es war noch nie gehört worden, daß sie vor dem Feinde geflohen waren. — Auch nach Italien ging Arnulf, um dieses uneinige Land, wo sich viele um die Oberherrschaft stritten, wieder unter teutsche Hoheit zu bringen. Er drang 896 bis Rom vor; aber sein Heer war durch Witterung und Krankheit sehr geschwacht, er getraute sich nicht, die starken Mauern der Stadt zu brechen, und wollte wieder umkehren. Da geschah es, daß die Römer von den Mauern herab auf die Teutschen schimpften und sie verhöhnten; diese, ohne Befehl zu erwarten, machten sich auf, stürmten die Thore, füllten die Gräben, erstiegen die Mauern, und eroberten die Stadt. Das römische Volk mußte ihm Treue schwören. Aber es kannte die Treue nicht; weil Gewalt die starke teutsche Natur nicht hatte überwinden können, so mußte es Gift thun. Arnulf bekam Gift; er kehrte krank nach Teutschland zurück, und starb nach langem Siechen im J. 899, beklagt von allen Teutschen, und viel zu früh für sein Reich.

Denn er war noch jung, und Teutschland hätte nie mehr, als jetzt, seines kräftigen Armes bedurft.

Ein neues wildes Volk, den alten Hunnen an Wildheit gleich, hatte sich in Ungarn festgesetzt und fing an, Teutschland mit seinen Einfällen heimzusuchen. Sie hießen eigentlich Madschaaren, und gehörten zu dem großen finnischen Völkerstamme, der im nördlichen Asien und Europa wohnte; man nannte sie aber Hunnen, (auch Ungarn, so wie das Land, welches sie von nun an besetzten), weil man schon gewohnt war, alles, was wild und fürchterlich anzusehen war, und von Morgen her kam, Hunnen zu heißen. Auch sie lebten, wie jene, immer auf ihren Pferden, und waren plötzlich da, wo man sie nicht erwartete. Bald griffen sie an, bald flohen sie wieder, und im Fliehen schossen sie ihre Pfeile rückwärts, und kehrten plötzlich um, wenn man sich sicher hielt. Ihre Pfeile schossen sie aus hornenen Bogen mit solcher Gewalt und Sicherheit, daß man ihnen kaum ausweichen konnte; aber in der Nähe zu fechten und Städte zu belagern, war ihnen unbekannt. Von Körper waren sie klein, gräßlich von Gesicht, mit tiefliegenden Augen, barbarischen Sitten und rauher, mißtönender Sprache; so daß ein alter Schriftsteller, der zu jener Zeit lebte, sagt, man müsse die göttliche Geduld bewundern, daß sie solchen, nicht Menschen, sondern menschlichen Mißgeburten, so kostbares Land überlassen habe.

4. Diese furchtbaren Feinde verheerten auf eine unerhörte Weise die teutschen Länder, während Arnulphs Sohn, Ludwig das Kind, der noch unmündig war, König von Teutschland hieß, vom J. 899—911. Es waren vielleicht die unglücklichsten Jahre, die jemahls über unser Vaterland gekommen sind. Die Ungarn machten fast jedes Jahr ihre schnellen und stürmischen Züge in eine Provinz, verwüsteten sie mit Feuer und Schwerdt, und trieben Tausende der Einwohner als Sclaven mit sich weg; die Teutschen aber, so tapfer sie

waren, kannten solche Art Krieg zu führen noch nicht, und konnten ihnen nicht wehren; dazu hatten sie noch keine Städte mit Mauern, in welche sie ihre Frauen und Kinder hätten flüchten können. Zuerst wurde Baiern von ihnen verwüstet und die Grafen und Edlen erschlagen; im folgenden Jahre ging es mit Sachsen und Thüringen eben so; in den beiden nächsten aber mit Franken und Schwaben. Man deutete das Unglück Teutschlands nach dem Prediger Salomo: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!" — Doch dieses Kind starb zu seinem und des Landes Heile früh, im Jahre 911.

## 57. Zustand der spätern karologinschen Zeiten.

Nachdem das Geschlecht der Karolinger, welches so groß begonnen hatte, in Teutschland untergegangen war, bestand es noch einige Zeit, schwach und ohnmächtig, in Frankreich; dann schwand es auch dort dahin; wie ein Strom, der mächtig anfängt, und zuletzt in einzelnen, schwachen Armen im Sande versiegt.

In Teutschland hatte sich indeß vieles verändert, was für alle folgenden Zeiten wichtig ist. Karl der Große machte, wie wir wissen, die königliche Gewalt mächtig über alle andere; er schaffte die großen Herzöge fast überall ab, und setzte königliche Beamte, mit kleinerem Umkreise der Herrschaft, ein; und wären seine Nachfolger ihm gleich gewesen, so möchte es in Teutschland eben also sich gewendet haben, wie in Frankreich und andern Ländern, daß zuletzt Ein Herr mit unumschränkter Gewalt über das ganze Reich war, und kein Fürst außer ihm. Unser Schicksal jedoch hat es anders geordnet, und eine Vielherrschaft unter uns gestiftet, welche großen Gewinn für die

Entwicklung und Bildung des teutschen Volkes gebracht hat, aber alsdann nur nicht gefährlich gewesen ist, noch seyn wird, wenn wir alle, die wir Teutsche heißen, in Liebe und Eintracht zusammenhalten, und in der Gesinnung Ein festes, teutsches Reich bilden.

Der Grund zu jener Vielherrschaft ist in den Zeiten nach dem Vertrage von Verdun gelegt worden. Fast an allen Gränzen droheten furchtbare Feinde: die Ungarn, die Slaven und Wenden, und die Normänner; die Könige selbst aber waren schwach und vermogten nicht, gleich Karl dem Großen von einem Ende des Reiches zum andern fliegend, zu helfen; da mußten sie gestatten, daß die teutschen Stämme zur Vertheidigung der Gränzen sich wiederum mächtige Anführer setzten, die vor ihnen herzogen wider den Feind; und so finden sich von Neuem Herzöge bei den Sachsen, Thüringern, Baiern, Schwaben und Franken, und später auch bei den Lothringern. Diese Herzöge wurden zwar nicht als Herren ihrer Völker und Länder, sondern als Diener des Königs angesehen, die, in seinem Namen, im Frieden Recht und Ordnung handhabten, und im Kriege das Heer ihres Stammes zur Schlacht führten; allein unter schwachen Königen rissen die Herzöge, die in ihrem Herzogthume zugleich mächtige Grundbesitzer waren, immer mehr Gewalt an sich.; und zuletzt wäre es ihnen ein leichtes gewesen, sich ganz unabhängig zu machen, als Ludwig das Kind regierte, oder als nach dessen Tode nicht einmahl ein König aus Karls des Großen Geschlechte übrig war. Da konnten sie bewähren, ob sie sich selbst oder das Vaterland mehr liebten, und ob das Gefühl der nothwendigen Einheit ihres uralten Stammes noch in ihnen lebte? Wir werden aber sogleich weiter hören, wie sie nicht von einander ließen, und ein jeder nur seine Ehre und seinen Vortheil suchten; sondern vielmehr einen aus ihrer Mitte zum Könige über alle erwählten, und ihm die

oberste Gewalt freiwillig in die Hände gaben, damit Ein teutsches Reich in Wahrheit sey. Darin zeigten unsere Vorfahren eine große Gesinnung, daß sie immer die Ehre und die Macht des teutschen Namens höher achteten, als die eigene Ehre; und daß sie, wenn auch ihre große Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, und ihr unruhiger, kriegerischer Sinn sie oft uneinig unter sich selbst machte, doch immer einig waren gegen die Fremden, und diese nicht in ihre eigenen Angelegenheiten sich mischen ließen; — und das ist die rechte Weisheit eines Volkes.

Uebrigens fing bei den Einzelnen die Liebe zur Freiheit und persönlichen Unabhängigkeit schon in dieser Zeit an, oft in Zügellosigkeit auszuarten. Wer sich von einem andern beleidigt glaubte, und die Kraft in sich fühlte, sich selbst zu rächen, der suchte sein Recht nicht auf dem ordentlichen Wege durch den bestellten Richter, sondern mit den Waffen und durch die Gewalt der Faust; und darum hat man die Zeit, da solche Selbsthülfe allgemein war, die Zeit des Faustrechts genannt. Sie fängt unter den späteren Karolingern schon an, steigt aber erst länger nachher auf ihre höchste Stufe, und wir werden von ihren Würkungen noch öfter reden müssen.

Das Uebel mußte wohl groß werden, weil die Sitten der Nation noch immer roh waren. Waffen und Jagd blieben die Lieblingsbeschäftigungen. Der Degen und der Stoßvogel waren dem Teutschen die größten Kleinode. Er konnte zusehen, wie ein Schriftsteller sagt, daß ihm Alles genommen wurde; nur bei diesen war Gefahr, daß er sie auch durch einen Meineid retten würde. — Die Jagdfeste waren prachtig, und gehörten zu den höchsten Lebenszierden; die Frauen, auf schönen Zeltern, sahen der Erlegung des Wildes zu; am Abend wurde unter Zelten im Walde gespeist und unter Hörnerschall ging der Zug zurück. Der Jagdlust wegen liebten Könige und Große

noch immer das Landleben über Alles, und verschmähten es, lange in Städten zu seyn.

Die späteren Zeiten der Karolinger, mit allen äußeren und inneren Unruhen, hatten auch darin verderblich gewirkt, daß die Anfänge der Bildung, die Karl der Große durch seine Bemühungen fur die Wissenschaften und durch seine Unterrichtsanstalten gepflanzt hatte, fast ganz wieder vernichtet wurden. Da mußte die rohe Gewalt wohl die Oberhand gewinnen. Keine Zeit in der teutschen Geschichte ist finsterer, abergläubischer, unwissender, als die nach Ludwig dem Teutschen, unter den Karolingern und noch eine geraume Strecke darüber hinaus. Und doch waren die Teutschen von jeher so sehr der Bildung empfänglich und durch treuen Fleiß und tiefes Nachsinnen zu aller Kunst und Wissenschaft vor andern geschickt. Ein Beispiel davon findet sich selbst in dieser finstern Zeit. In den Tagen Pipins und Karls des Großen waren die ersten Orgeln aus Griechenland nach Teutschland gekommen, und Karl gab sich große Mühe, den lateinischen Kirchengesang bei seinen Teutschen einzuführen. Anfangs wollte es mit dieser Kunst gar nicht bei ihnen gelingen; wenigstens klagt ein Italiener aus jener Zeit gar sehr, daß ihre natürliche Roheit ihnen dabei durchaus hinderlich sey. „Groß an Leib, wie Berge, sagt er, braust auch ihre Stimme wie ein Donner daher, und kann nicht im süßen Gesange ertönen; und wenn ihre barbarische und durstige Kehle die zarten Uebergänge und Biegungen des Gesanges sanft hervorbringen soll, so fahren die harten Töne gleichsam mit einem Geprassel heraus, fast wie ein Wagen, der über die Steine rasselt, so daß das Gefühl der Hörenden, das sanft bewegt werden sollte, vielmehr erschreckt und erschüttert wird.“ — So lautete zuerst das Urtheil über ihre Fähigkeit zur Tonkunst. Und doch hatten sie es in kurzer Zeit durch Fleiß und Uebung so weit gebracht, daß der Papst Johann VIII, der um das Jahr

870 lebte, den Bischof Anno von Freisingen ersuchte, ihm aus Teutschland eine gute Orgel nebst einem Künstler nach Italien zu schicken, der sowohl im Stande sey, sie zu bauen, als auch darauf zu spielen.

Ein sehr rühmliches Beispiel der Liebe für seine Muttersprache gab in diesem Jahrhundert ein Mönch, Otfried, welcher die Evangelien in teutsche Verse übersetzte, damit sie das Volk lesen könnte. Karl der Große hatte zwar angefangen, die teutsche Sprache zu befördern und auszubilden; aber nach ihm dachte man nicht weiter daran. Otfried nun arbeitete eifrig, sie auch zur Schriftsprache zu machen, obgleich es sehr schwer war, ihre harten und wunderbaren Laute mit Buchstaben zu bezeichnen. Er eifert mit Recht gegen diejenigen, welche, gleichgültig gegen ihre Muttersprache, die der Lateiner und Griechen lieber mit vieler Mühe lernten und gebrauchten. „Sie nennen die teutsche Sprache bäurisch und suchen sie doch nicht durch Schrift und Kunst vollkommner zu machen. Sie hüten sich, im Lateinischen und Griechischen schlecht zu schreiben, und scheuen es in der ihrigen nicht; sie schämen sich, in jenen auch nur durch einen Buchstaben gegen die Kunst zu fehlen, und in ihrer eigenen geschieht es bei jedem Worte. Eine wunderliche Sache, daß so große Männer alles dieses fremden Sprachen zu Ehren thun, und die eigene nicht schreiben können!"

Abnahme der freien Leute. — Am betrübtesten war in diesen Zeiten der Zustand der gemeinen freien Leute, und sie verminderten sich daher auch so sehr, daß sie kaum noch einen eigenen Stand unter dem Volke bildeten. Schon früher, indem das Lehnswesen seine Folgen immer mehr entwickelte und die Vasallen über alle diejenigen erhob, welche ihr eigenes

Erbe bebaueten, hatte ihre Zahl sehr abgenommen; die schlimmste Zeit aber kam erst nach Karl dem Großen.

Karl wußte wohl, daß die Kraft eines Volkes in dem großen Stande der freyen Männer besteht, und daß auf ihrem Muthe und ihrer begeisterten Liebe des Vaterlandes die Rettung aus allen Gefahren beruht; daher wandte er große Sorge auf die Einrichtung des Heerbannes, der gleichfalls durch das Lehnswesen fast schon in Verfall gerathen war. Allein hierin erreichte er seinen Zweck nur wenig, weil seine Kriege weniger die ächten Volkskriege, zur Vertheidigung des Vaterlandes, als Eroberungszüge in ferne Gegenden waren. Diese waren für den gemeinen Mann sehr drückend, indem er von dem Tage an, da das Heer das feindliche Land betrat, mit Lebensmitteln auf drei Monate, so wie mit Kleidung und Waffen, auf seine Kosten, versehen seyn mußte. Daher suchten sich viele der Verpflichtung des Heerdienstes zu entziehen. Sie gaben sich mit Leib und Gut in den Dienst der Kirche, oder eines Vornehmen, entweder als Vasallen, weil sie als solche dem Lehnsherrn nicht so viel Dienste zu leisten brauchten, als dem Könige im Heerbann, oder gar als Dienstleute, die nun nicht mehr zu den Freien gehörten. Sie hießen die Lidi oder Leute des Herrn, und blieben zwar Eigenthümer ihres Erbes, das sie selbst bebauten; aber sie entrichteten Zins und Frohn, und durften ihr Erbe nicht verlassen noch verkaufen, sondern waren mit ihren Kindern und Kindeskindern an die Erdscholle gebunden und ein Eigenthum des Herrn. Das scheint hart; allein, dafür brauchten sie auch gar keinen Kriegsdienst zu verrichten, weil Unfreie der Waffenehre nicht würdig gehalten wurden, und blieben ihr Lebenlang mit den Ihrigen in Ruhe. Hätten sie recht bedacht, daß Männer, die keine Waffen führen dürfen, auch bald den Muth und die Kraft verlieren, und wenn sie auch nicht vollkommne Knechte heißen, doch bald knech-

tische Gesinnung annehmen, so möchten sie wohl lieber bedrängt und arm, aber frei und Krieger geblieben seyn; allein in der Noth erscheint die nächste Hülfe als die beste, und das Auge verliert die Kraft, die späteren Folgen zu erkennen.

Außer dem beschwerlichen Dienste des Heerbannes, welcher viele freie Leute in die Dienstbarkeit brachte, waren noch andere Ursachen, welche ihre Anzahl immer mehr verminderten; dahin gehörten die fürchterlichen Einfälle und Verwüstungen der Awaren, Normänner, Slaven und Ungarn, welche ihrer Tausende tödteten oder hinweg führten; später die Unordnungen und Plagen des Faustrechts, welche viele der ärmeren freien Leute nöthigten, sich in den Schutz eines Mächtigen zu begeben, um nur gegen die Raubereien derer gesichert zu seyn, welche aus dem Raube ein Gewerbe machten. Ferner waren die Länder in jenen Zeiten der Unordnung, da man nicht daran dachte, Vorräthe zu sammeln, sehr oft mit Hungersnoth und verheerenden Seuchen heimgesucht; in solcher Bedrängniß gaben auch viele freie Menschen, um nicht im Elende umzukommen, sich, ihre Kinder und Güter an Herren und Stifter um Brod hin. Und endlich sind Viele den Klöstern und Stiftern dienstbar geworden, weil sie sich aus Frömmigkeit, und um ihre Seele zu lösen, Gottes Altare schenkten.

Durch alle solche Ursachen geschah es nun, daß am Ende dieses Zeitraumes nicht nur der alte freie Stolz und Muth, sondern auch die meisten freien Männer der Teutschen verschwunden, und fast nur Edelleute und ihre Diener übrig waren.

Aber wenn die Noth groß war, so hat Gott noch immer dem teutschen Volke eine unerwartete Hülfe gesendet. Diesesmahl mußte gerade das Unglück, welches die Ungarn verbreiteten, selber die Ursache seyn, daß zu einem neuen Aufkommen der gemeinen freien Leute, zu einem B ü r g e r- und B a u e r n s t a n d e, der Grund gelegt wurde: das werden wir im folgendem Abschnitte hören.

Vorher aber ist noch ein teutscher König zu nennen:

## 38. Konrad I. aus Franken.

911—919.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes versammelten sich die fünf teutschen Stämme, und sahen sich um nach dem Würdigsten unter ihren Fürsten, zu ihrem Könige. Die Wahl fiel auf Otto den Erlauchten, Herzog in Sachsen und Thüringen, welcher angesehen durch die Macht seines Hauses, und durch Alter und Weisheit bei allen in großer Achtung war. Er aber schlug die Krone aus, weil die Sorge des Reiches seinem hohen Alter zu schwer sey, und rieth vielmehr, Konrad, der Franken Herzog, zum Könige zu machen. Darüber verdient Otto großes Lob, denn Konrad war würdig, als König zu herrschen, und der Stamm der Franken war noch immer der geachtetste unter den teutschen Stämmen, weil bisher aus ihm die Könige über ganz Teutschland geboten hatten. Darum glaubte Otto, es sey besser, daß das Heft des Reiches bei ihnen bleibe und vergaß es ganz, daß Franken und Sachsen noch immer einige Feindschaft gegen einander hegten.

Konrad wird beschrieben als der vortrefflichste Mann zu Haus und im Felde, tapfer und besonnen, gütig und freigebig, und mit allen Tugenden geziert. Seine erste Sorge war, das gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen, weil darauf die Ordnung des ganzen Reiches beruhte; aber die Verwirrung war zu groß und Konrads Regierung zu kurz, es konnte ihm noch nicht ganz gelingen; doch hat er Vieles gethan. Die Lothringer, die seit Ludwigs des Teutschen Zeit zu Teutschland gehörten, waren mit seiner Wahl nicht zufrieden, und trennten sich, und Konrad konnte sie nicht wieder zum Reiche bringen. Mit Heinrich von Sachsen, Otto des Erlauchten Sohne, hatte er Streit, nachdem der Vater gestorben war. Er

wollte ihm, verleitet durch den Rath des Erzbischofs Hatto von Mainz, einige große Lehen nehmen, die er außer seinem Herzogthum Sachsen noch besaß, damit kein Fürst des Reiches zu übermächtig sey; allein Heinrich ward durch seine Sachsen tapfer vertheidigt, und behielt die Lehen in dem endlichen Vergleiche, der den Streit beilegte. Den Grafen Burkhard in Schwaben bestätigte Konrad, nach einigem Streite, als Herzog des allemannischen Volkes; Arnulf von Baiern aber, der sich auch auflehnte und sich so unteutsch vergaß, daß er die Ungarn zu Hülfe rief, wurde von den Fürsten als Landesverräther zum Tode verurtheilt, und mußte zu den Ungarn fliehen.

So war die allgemeine Ruhe und das kaiserliche Ansehn sowohl durch kräftiges Handeln, als durch Nachgeben zu rechter Zeit, einigermaßen hergestellt, und die Einheit Teutschlands erhalten. Aber Konrad fühlte wohl, wie schwer es ihm geworden sey, und daß die Macht der fränkischen Herzoge nicht hinreiche, die übermächtigen Großen im Zaume zu halten. Auch bedurfte es noch größerer Kraft, das Reich gegen die Slaven und Ungarn zu schützen, die immer noch ihre Einfälle wiederholten; und Konrad mochte wohl in seinem Bruder Eberhard, der die nächsten Ansprüche auf die Krone zu haben glaubte, die rechten Eigenschaften eines Königs nicht erkennen. Dagegen war sein früherer, nun versöhnter Widersacher, Heinrich von Sachsen, in alle Weise tüchtig und untadelig und an Geist wie an Macht der vorzüglichste unter den Fürsten. Da, als er von einer Wunde, die er gegen die Ungarn empfangen hatte, zu Limburg an der Lahn siech lag, und den herannahenden Tod fühlte, gedachte Konrad an das Beispiel, welches Otto der Erlauchte bei seiner Wahl gegeben, und alle Eifersucht vergessend, nur in dem Gedanken an des Vaterlandes Wohl, rief er seinen Bruder an sein Sterbebette. Und so redete er ihn an: „Wohl

gebieten auch wir, mein Eberhard, über große Mittel; wir können große Heere zusammenbringen, und wissen sie zu führen. An festen Städten und Waffen gebricht es uns nicht, noch an allem Glanz königlicher Hoheit. Doch die größere Macht, Einfluß, Weisheit ist bei Heinrich, und auf ihm beruht des Reiches Wohlfahrt. Also nimm die Kleinodien, Lanze und Schwerdt, Geschmeide und Krone der alten Könige, und bringe sie Heinrich dem Sachsen; sey im Frieden mit ihm, damit du ihn zum beständigen, starken Verbündeten habest. Melde ihm, daß Konrad sterbend allen Fürsten ihn zum Könige empfohlen habe." —

Eberhard that, wie ihm der Bruder geheißen hatte, und war der erste, der dem König Heinrich huldigte. — Ein Reich, wo solche Gesinnung gefunden wurde, durfte ohne Gefahr ein Wahlreich seyn.

# Vierter Zeitraum.

## Von Heinrich I. bis Rudolf von Habsburg. 919—1273.

### II. Die sächsischen Kaiser. 919—1024.

### 39. Heinrich I. der Vogelsteller. 919—936.

Die Boten mit den königlichen Kleinodien trafen den Herzog der Sachsen auf seinen Gütern am Harze, und zwar, wie einige erzählen, gerade beim Vogelherde. Daher sein Beiname: der Vogelsteller oder der Finkler.

Seine Regierung fing zwar auch mit inneren Unruhen an, aber sie waren bald beigelegt; denn darin wurde Otto des Erlauchten und König Konrads sehnlicher Wunsch erfüllt, daß Franken und Sachsen unter einander einig waren. Herzog Burkard von Schwaben und Arnulf von Baiern verweigerten ihm den Gehorsam; er aber brachte sie schnell durch Waffen, wie durch die milde Gewalt der friedlichen Rede zu ihrer Pflicht zurück. Und Lothringen, welches noch immer zwischen Frankreich und Teutschland hin und herschwankte, vereinigte er dadurch, daß er dessen Herzoge Gisselbert seine Tochter Gerberge zur Gemahlin gab.

Jetzt konnte Heinrich auch an die auswärtigen Feinde, die Slaven und Ungarn denken.

Die vermeinten ihr altes Spiel mit den teutschen Landen nach wie vor treiben zu können; aber sie hatten einen Gegner gefunden, der es ihnen verdarb. Zuerst zwar mußte auch Heinrich ihren ungestümen Angriffen weichen, als sie wieder einen Raubzug bis tief in Sachsen machten; dann aber glückte es ihm, bei einem Ausfalle aus dem festen Schlosse Werle, einen ihrer vornehmsten Fürsten gefangen zu nehmen, und das war für unser ganzes Vaterland ein glücklicher Zufall; denn für dessen Loslassung schlossen die Ungarn einen Waffenstillstand auf neun Jahre, und versprachen, so lange gar nicht in Teutschland einzufallen. Sie mochten wohl denken, nachher das Versäumte doppelt wieder einzuholen, aber Heinrich benutzte die neun Jahre so gut, daß sie, als sie nun wiederkamen, ein ganz anderes Teutschland fanden. Zuerst hinderte er mit aller Strenge und Gerechtigkeit die inneren Unruhen und Räubereien, damit man desto eifriger sich gegen die Feinde rüsten konnte. Dann übte er seine Teutschen, die bis dahin hauptsächlich nur zu Fuß zu fechten verstanden, in der Kunst des Reutergefechtes, damit sie den flüchtigen Ungar-Schwärmen desto besser widerstehen könnten; und die Teutschen, die von jeher zu aller Waffenkunst lustig und geschickt waren, lernten auch dieses sehr schnell. Er übte sie, in geschlossenen Gliedern anzugreifen, den ersten Pfeil des Feindes abzuwarten und mit dem Schilde aufzufangen, und alsdann rasch auf ihn loszustürzen, ehe er den zweiten abschießen könnte. — Endlich, da er wohl einsah, daß die Feinde dennoch Schaden genug anrichten könnten, wenn man sie auch einmahl in die Flucht schlüge, indem sie, wie ein Sturmwind, bald hier, bald da erschienen und raubten und mordeten, und schon wieder fort waren, ehe man sie einholen konnte; so baute er mit großem Fleiße in der Zwischenzeit eine Anzahl von festen Oertern, und umgab andere offene mit Mauern, damit die Einwohner der Landschaft bei der ersten Nachricht vom Feinde

ihre Sachen dahin flüchten konnten. Städte zu belagern, verstanden die Ungarn nicht, und wenn sie nicht recht viel Beute bei ihren Zügen machen konnten, so kamen sie nicht leicht wieder. Diese festen Schlösser und Städte erbaute Heinrich vorzüglich in seinen Erbländern, Sachsen und Thüringen, weil es dort gänzlich an ihnen fehlte; und es werden unter andern Goslar, Quedlinburg, Merseburg und Meißen genannt. Um aber auch Einwohner in diesen Städten zu haben, verordnete er, daß von den Landleuten, die zum Kriegsdienste verpflichtet waren, immer der neunte Mann in die Stadt ziehen sollte; er mußte da für Anlegung der Gebäude sorgen, die den übrigen achten bei feindlichen Ueberfällen zum Zufluchtsort dienen könnten, und die achte mußten ihm dafür den dritten Theil ihrer Früchte jährlich liefern, damit er selbst zu leben hätte und das übrige auf die Zeit der Gefahr für Alle aufbewahrte.

Als Heinrich einige Jahre mit diesen Vorkehrungen zugebracht hatte, beschloß er, seine Krieger auf eine ernsthaftere Art zu üben, indem er die Nachbaren Teutschlands in Nordosten und Norden, die zwar nicht so gefährlich, als die Ungarn, aber doch feindlich genug gesinnt waren, zu Paaren trieb. Den slavischen Fürsten Wenzeslaus in Böhmen belagerte er in seiner eigenen Hauptstadt Prag und zwang ihn zur Unterwerfung; die Slaven in der Mark Brandenburg, die Heveller (an der Havel) schlug er, und eroberte ihre Stadt Brennaburg. Die Markgrafschaft Nordsachsen wurde hier errichtet, und an der Elbe die Markgrafschaft Meissen mit der Burg gleiches Namens, zur Gränzwache gegen die Slaven in der Lausitz; und endlich die Markgrafschaft Schleswig, jenseits der Eider, zum Schutze gegen die räuberischen Dänen. Zur Friedensbedingung, welche ihm zu großem Ruhm gereicht, machte er diesen, daß sie ihre scheuslichen Men=

schenopfer abschafften; und einer ihrer Könige, Kanut, ließ sich sogar taufen.

Unterdeß war der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen und diese schickten eine Gesandschaft und forderten den alten Tribut, den ihnen Teutschland schimpflicher Weise hatte bezahlen müssen. Heinrich aber, um ihnen durch ein alt hergebrachtes Zeichen des Schimpfes die Verachtung zu beweisen, die jetzt die Teutschen gegen sie hegten, soll den Gesandten einen an Ohren und Schwanze verstümmelten, räudigen Hund statt des Tributes überreicht haben. Da ergrimmten die Ungarn und rüsteten sich, eine bittere Rache zu nehmen. König Heinrich aber sprach so zu seinem Volke:

„Ihr wisset, von welchen Gefahren unser vormahls zerrüttetes Reich itzt frei ist, denn es war durch innere Unruhen und durch auswärtige Kriege zerrissen. Jetzt ist, durch Gottes Schutz, durch unsere Bemühungen und durch eure Tapferkeit, der eine Feind, die Slaven, zur Unterwerfung gebracht; nichts bleibt uns übrig, als eben so gemeinschaftlich gegen die allgemeinen Feinde, die Avaren, uns zu erheben, (so nennt er die Ungarn). Bisher haben wir alles das Unsrige hingeben müssen, um sie zu bereichern, jetzt müßte ich die Kirchen plündern, denn das übrige alle haben sie. Wählet nun selbst. Wollet ihr, daß ich hinwegnehme, was zum Dienste Gottes bestimmt ist, und damit von den Feinden Gottes uns den Frieden erkaufe? Oder wollen wir, wie es Teutschen geziemt, fest vertrauen, daß der uns erlösen werde, der in Wahrheit unser Herr und Erlöser ist?“ — Da erhob das Volk die Stimme und die Hände zum Himmel und schwur zu streiten.

Die Ungarn hatten sich in zwei Haufen getheilt. Der eine von diesen wurde von den Sachsen und Thüringern, unweit Sondershausen, angegriffen, ihre Führer erschlagen, das Heer zerstreut; die Herumirrenden kamen theils durch Hunger und Kälte, theils durch das Schwerdt um. Der andere, größere Haufe kam bis an die

Saale. Da erfuhren sie in der Nacht das Anrücken des Königs und die Niederlage der Ihrigen. Schrecken und Furcht kam über sie; sie verließen das Lager, und zündeten, ihrer Gewohnheit nach, große Feuer an, um ihre zum Plündern zerstreuten Haufen durch die Flamme und den Rauch zu versammeln. Am folgenden Morgen rückte Heinrich mit seinem Heere heran. Mit feurigen Worten ermahnte er die Seinigen, für das Vaterland und ihre erschlagenen und als Knechte weggeführten Verwandten heute Rache zu nehmen; zugleich sahen die ermuthigten Krieger ihn selbst, den König, wie er bald zu den ersten, bald zu den mittleren und wieder zu den letzten Reihen flog, und vor ihm her das Hauptbanner des Heeres wehte, welches der Engel hieß, weil es mit dem Zeichen des Engels geschmückt war. Da fühlten die teutschen Streiter die Zuversicht des Sieges in ihrer Brust und erwarteten das Zeichen der Schlacht. Der König aber, der es schon an den Feinden erkannte, daß sie nicht Stand halten würden, schickte einen Theil der thüringischen Landwehr mit wenigen geharnischten Rittern voraus, damit die Feinde diesen beinahe unbewaffneten Haufen verfolgen möchten und bis an sein Hauptheer herangelockt würden. Dieses geschah, aber dennoch ergriffen sie bei dem Anblicke der teutschen wohlgerüsteten Reihen so schnell die Flucht, daß es kaum zu einer ordentlichen Schlacht kam. Mehrere jedoch wurden noch auf der Flucht niedergemacht oder gefangen, das feindliche Lager mit allen geraubten Schätzen erbeutet, und, was das Rührendste und Erfreulichste war, die Gefangenen, welche die Ungarn schon als Sclaven zusammengetrieben hatten, wieder befreit. Da fiel Heinrich mit dem Heere nieder und dankten Gott für den Sieg, und der König wurde von den dankbaren Kriegern hinfort „Vater des Vaterlandes“ und „allgebietender Herr“ und ihr Kriegesfürst genannt, und der Ruhm seiner Tugend und Tapferkeit verbreitete sich durch alle Lande.

Diese Schlacht war im Jahre 933, in der Gegend von Merseburg, nicht weit von den Feldern der großen Leipziger Freiheits-Schlacht, und noch wird alljährlich im Kirchspiel Keuschberg, im Stifte Merseburg, die Rettung von den Ungarn durch ein Fest gefeiert und von der Menge in kirchlicher Versammlung Gottes Hülfe im Gebete gepriesen, und König Heinrichs Name mit Ehrfurcht genannt. Das ist sehr rühmlich, daß wir auch nach hundert nnd nach tausend Jahren nicht vergessen, was Gott durch den Arm eines teutschen Mannes für Rettung an uns gethan hat.

Nach so glorreichen Verrichtungen, da er Teutschland im Innern und nach Außen herrlich gesichert hatte, starb Heinrich im Jahre 936, im 60sten seines Alters, von dem ganzen Vaterlande betrauert. Er hatte nur achtzehn Jahre regiert, und doch so viel gethan. Gegen die Feinde war er stark und gewaltig, gegen Freunde und Unterthanen gerecht, freundlich und milde, und durch beides das Muster eines teutschen Königs.

**Die zwei großen Stiftungen König Heinrichs.** — Das ist das Merkmahl großer Männer, nicht, daß sie nur Thaten verrichten, über welche die Welt staunt, sondern, daß sie Werke zurücklassen, welche den lebendigen Keim einer neuen Zeit in sich tragen. — Es wird von Heinrich I. erzählt, daß er von schöner, ritterlicher Gestalt, und so geschickt zu allen Uebungen des Körpers und der Waffen gewesen, daß er in den Kampfspielen, die er unter den Teutschen einführte, der erste, und allen Gegnern ein Schrecken war. Diese Feste der Waffen, welche auf den Ernst vorüben sollten, führte er ein, als er seine Teutschen für den Ungarnkrieg bildete; und er wußte wohl, daß sie ein solches Waffenspiel bald über Alles lieben würden. Auf solche Weise ist er der rechte Begründer und das Vorbild der Ritterzeit geworden, welche nun in

Teutschland beginnt, und eine gar kräftige Zeit ist.

Durch jene Ehrenspiele der Waffen steckte er dem Ritterstande, der bis dahin außer der Jagd und den Trinkgelagen fast keine Beschäftigung im Frieden kannte, ein Ziel vor, welches bald edlere Kräfte in ihm wecken mußte. Diese Spiele wurden im Laufe der Zeiten immer größer und herrlicher, und rechte Nationalfeste; die Ritter und Edlen aus allen Gauen des teutschen Volkes fanden sich ein, und kämpften für die Ehre ihres Stammes; es wurden Freundschaften auf Leben und Tod geschlossen und so ein Band geknüpft, welches durch das ganze teutsche Land reichte. Nun war es nicht mehr die Erlegung des wilden Thieres oder eines Feindes, wofür man sich von Jugend auf in den Waffen übte, sondern es war die Ehre; und wo einmahl in einem Herzen die Ehre recht Wurzel gefaßt hat, da kehren auch bald die andern edlen Tugenden des Gemüthes ein: der Stolz der Seele auf einen untadeligen Wandel uud ein lauteres Gewissen, die stille Frömmigkeit und der begeisterte Glaube; Tugenden, welche wir in der blühenden Zeit des Ritterthums herrlich hervorleuchtend finden werden. — Also wurde König Heinrich ein Veredler des Adels unter den Teutschen.

Aber das ist nur das Eine. Er ist wohl ein noch größerer Wohlthäter unter uns dadurch geworden, daß er durch die Anlegung seiner Städte einen neuen Bürgerstand begründete. Denn der nächste Nutzen der Städte, einen Schutz gegen die Räubereien der Ungarn zu gewähren, war nur ihr geringster; viel wichtiger wurden sie als die Wiege eines neuen Standes in Teutschland. Der Stand der gemeinen freien Leute war, wie schon erzählt ist, am Ende der karolingischen Zeiten fast erloschen; das teutsche Volk war auf dem Wege, den Völkern gleich zu werden, wo es nur Herren und Knechte giebt, und der Stolz und die Kraft der Freiheit verschwunden ist. Schon wurde das

Land größtentheils nur von dienstbaren Leuten bebaut; und die bürgerlichen Gewerbe, so wie der Handel, waren, — kaum mögten wir dieses Uebel in so früher Zeit suchen, — meist in den Händen der Juden. Der Adel hielt diese Geschäfte unter seiner Würde, der freien christlichen Bürgersleute waren nur wenige, daher konnten die Juden alle die Geschäfte des Lebens an sich ziehen, welche Gewinn brachten. Sie waren schon im Besitze unermeßlicher Reichthümer, und den großen und kleinen Fürsten, so wie den Adlichen fast unentbehrlich, weil diese sehr oft in der Noth ihres Geldes bedurften. Ihr Hauptsitz waren die Städte am Rhein, welche noch aus der Zeit der Römer herrührten, und hier lebten sie in großer Anzahl.

Nun aber baute König Heinrich nicht nur viele neue Städte im übrigen Teutschland, und setzte Einwohner von dem Lande hinein; sondern er wußte auch die Mittel zu finden, der Teutschen alten Widerwillen gegen das Stadtleben zu überwinden. Er verordnete, daß alle Versammlungen und großen Feste von den Einwohnern der benachbarten Gegend in den Städten gefeiert, und alle Jahrmärkte und Kirchmessen daselbst gehalten werden sollten. Und wie er dem Ritterstande eine edle Uebung und Festlichkeit der Waffen gegeben hatte, so fand er auch für die Bürger der Städte Waffenübungen aus, damit sie zur Vertheidigung ihrer Mauern geschickt, und damit der Burgerstand auch ein Wehrstand und ein Ehrenstand würde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Freischießen und andere ähnliche Bürgerfeste ursprünglich von unserm Könige Heinrich gestiftet sind. Dieses alles mußte wohl immer mehr Menschen in die Städte hineinlocken, und bei dem Zusammenleben so Vieler fanden sich bald alle Künste und Handwerke, und Verkehr und Handel ein; was vorher durch die Leibeigenen in jedem Hause einzeln verfertigt war, wurde nun viel vollkommner von den Künstlern und Handwerkern der Städte im Großen verfertigt, da der Meister mit

seinen Gesellen nur eine Art der Arbeit bereitete, wozu er geschickt und von Jugend auf geübt war. Solche Vertheilung der Arbeit ist die Grundlage aller Lebensbildung bei den Völkern, und sonach steht König Heinrich auch als der Stifter der Sitten-kultur und der Ausbildung des bürgerlichen Lebens unter uns da. (Wie die Städte späterhin auch einen freien Bauernstand in Teutschland [be-gründen halfen, werden wir weiter unten hören.)

Hier stehe aber noch eine Bemerkung, welche für die ganze Betrachtungsweise der Geschichte wichtig ist, und an dieser Stelle verhüten soll, daß dasjenige, was eben von dem Ritterwesen und den Städten gesagt ist, nicht unrecht verstanden werde. Wenn in irgend einer Zeit der Grund und Keim zu einem durchaus Neuen gelegt wird, so daß das ganze Leben und Wesen eines Volkes sich verjüngt und eine andere Gestalt gewinnt, so geht eine solche Verwandlung niemahls plötzlich vor sich, sondern es können Jahrhunderte vergehen, ehe sie vollendet ist. Wächst doch der Mensch mehr als den vierten Theil seines Lebens hindurch, ehe er ganz erwachsen ist; und sein Geist verändert sich noch langsamer, so daß oft in spätern Jahren erst sichtbar wird, welche Wirkung eine Beschäftigung seiner Jugend auf ihn gehabt hat. Der Wachsthum und die Ausbildung ganzer Völker aber wird nach Jahrhunderten gemessen; und also müssen wir auch nicht meinen, daß die Stiftungen König Heinrichs sogleich das ganze Leben in Teutschland geändert, das Ritterwesen ausgebildet, die Leibeigenschaft aufgehoben, und einen großen, freien Bürgerstand gestiftet hätten; sie waren nur die Grundlage dieser Schöpfungen. Noch geraume Zeit blieb im Ganzen der alte Zustand; aber Heinrichs Stiftungen wuchsen kräftig heran, erst an einzelnen Stellen, dann an immer mehreren; und wie von wenigen Funken ein großes Feuer entstehen kann, so brannten auch die Funken, die er angezündet hatte, immer weiter um sich, bis ganz Teutschland mit verwandelt war.

## 40. Kaiser Otto I. 936—973.

Schon vor König Heinrichs Tode hatten ihm die Fürsten für seinen Sohn Otto die Nachfolge im Reich versprochen; nun wurde die Ernennung auf einer großen Versammlung zu Aachen bestätigt und Otto feierlich gekrönt. Zwei der großen Erzbischöfe am Rheinstrom stritten sich um die Ehre der Krönung; der von Köln begehrte sie, weil die Stadt Aachen in seinem Kirchensprengel läge; der von Trier, weil sein Erzbisthum das älteste sey. Da wurde endlich beschlossen, daß keiner von ihnen, sondern der Erzbischof Hildibert von Mainz die Krönung verrichten solle. Der Herzog Giselbert von Lothringen, in dessen Herzogthume Aachen lag, hatte das Amt, für die Wohnung und Bewirthung der Fremden zu sorgen; es war ihrer eine große Menge versammelt. Der Herzog Eberhard von Franken verwaltete die Tafel und das Essen; Herzog Hermann von Schwaben hatte das Erzschenken-Amt, und Herzog Arnulf von Baiern das des Erzmarschalls, welcher für die Pferde und für das Lager sorgte.

Als nun das Volk an dem großen Dome zu Aachen versammelt war, führte der Erzbischof von Mainz den jungen König, dessen hohe, fürstliche Gestalt, das große, gleichsam Blitzstrahlen sprühende Auge, und das lange, blonde Haar, welches von seiner Scheitel herabwehte, den gebornen Herrscher zu verkündigen schien, an der Hand hervor und sprach so zu dem Volke: „Sehet, hier stelle ich euch den von Gott erwählten, vom Könige Heinrich vorgeschlagenen, nun aber von allen Fürsten ernannten König Otto vor. Wenn euch diese Wahl gefallt, so erhebet zum Zeichen dessen eure rechte Hand zum Himmel!"

Alsbald erhob das ganze Volk die Hände, und rief dem neuen König Glück zu. Dann trat der Erzbischof mit ihm zum Altare, auf welchem die königlichen Kleinodien lagen, das Schwerdt

mit dem Gürtel, der Kaisermantel mit den Armbändern, und der Stab mit Scepter und Krone. Das Schwerdt überreichte er ihm mit diesen Worten: „Nimm hin das Schwerdt, alle Feinde Christi zu vertreiben und den Frieden aller Christen auf das stärkste zu befestigen!" — und also auch mit ähnlichen Anreden die anderen Stücke. Dann setzte er ihm die Krone auf, führte ihn zum Throne, der zwischen zwei schönen Marmorsäulen errichtet war, und wo der König Alle sehen und von Allen gesehen werden konnte; und hier saß er, bis das feierliche Hochamt vollendet war. — Nach Beendigung der übrigen Festlichkeiten, fing er nun mit jugendlicher Kraft seine Regierung an.

Aber so milde Gewalt über die Herzen der Menschen, wie sein Vater Heinrich, hatte er nicht; man hat ihn, seines ernsthaften, oft schreckbaren Ansehens wegen, einen Löwen genannt. Und gleich dem Löwen warf er auch alle Feinde nieder, sein ganzes Leben hindurch, welche in und außer Teutschland gegen ihn aufstanden. Er wurde ein großer und mächtiger Fürst, und galt bald als der Erste in der Christenheit; er brachte die Kaiserkrone Karls des Großen wieder auf sein Haupt, und machte das teutsche Reich und den teutschen Namen so groß unter allen Völkern, daß sich keines mit ihm vergleichen mochte. So gewaltige Dinge kann ein gewöhnlicher Mann nicht ausrichten, welcher einzig den Frieden und die Ruhe liebt; sondern nur derjenige, welchem der Ruhm seines Volkes als ein hohes, strahlendes Bild vor Augen schwebt. Und wenn auch dem Kaiser Otto der Stolz seiner Seele viele Feinde zuzog, und wenn er auch in dem Zorne, der seine mannliche Brust oft gewaltig bewegen konnte, hart mit dem Widersacher verfuhr; so ist er doch auch in seinem Edelmuthe dem Löwen zu vergleichen, daß er der Schwächeren schonte, und dem bittenden Feinde nicht Einmahl, sondern wohl oftmahls verzieh. Das aber verdankt unser Vaterland den beiden großen Königen, Heinrich und

Otto, daß es, welches vor ihnen im Innern zerrüttet, auf dem Wege zur Auflösung, und von höhnenden Feinden umgeben war, die das unglückliche Land von allen Seiten verheerend durchzogen; daß dieses Land und dieses Volk nach zweien solchen Königen neugeboren dastand, und nicht nur die Feinde zu Boden geschlagen, sondern neue Länder erworben hatte; und alle andern Völker, die es noch eben verspottet hatten, beugten sich vor ihm. — In ruhigen Zeiten, wenn keine Gefahr droht, und Recht und Ordnung die Welt beherrschen, mag sich ein Volk einen König wünschen, der friedlich auf dem Throne seiner Väter sitzt; wenn aber die Welt stürmisch bewegt und die eigene Freiheit und Selbstständigkeit in Gefahr ist; oder auch, wenn eine zu lange Ruhe das Volk entkräftet, verweichlicht, und gegen den Ruhm und die Ehre gleichgültig gemacht hat, dann ist ihm ein König noth, kühn und stolz wie Otto I. Sein Vater hatte das Werk begonnen, er fühlte die Kraft in sich, es noch größer hinauszuführen.

Darin zeigte Otto bald nach dem Antritt seiner Regierung schon seinen großen Geist, und das Vertrauen auf die eigene Kraft, daß er nicht einmahl sein eigenes Herzogthum Sachsen für sich behielt, sondern es einem tapfern Verwandten, Herman Billung, der sich in dem Kriege gegen Herzog Boleslaus von Böhmen hervorgethan hatte, übergab. Er selbst begnügte sich mit dem Namen eines teutschen Königes, der größer war, als der eines Herzoges, wenn der König ihn durch seine Tugenden und die Hoheit seines Geistes in Ansehn zu bringen wußte, aber viel unbedeutender an wirklicher Macht, wenn der Herrscher selbst jener Eigenschaften ermangelte. Die Würde eines teutschen Königes und Kaisers ruhte auf der öffentlichen Achtung, sie war eine Volksmacht, und hatte ihre Heiligkeit und Hoheit in dem allgemeinen Glauben. Diese Ehrfurcht der ganzen Nation, die den König, wenn er sie besaß, zum ersten Herrscher der Christenheit machte, sie getraute sich

Otto vollkommen zu erwerben, und er hat sie erworben. Zwar lehnten sich im Anfange seiner Regierung, wie späterhin, viele Fürsten gegen ihn auf: die Franken und Lothringer, die es noch immer nicht vergessen konnten, daß ein Sachse die Königswürde besaß; ja sein eigner jüngerer Bruder Heinrich, welcher mehr wie Otto die höchste Würde verdient zu haben glaubte, weil er geboren war, als ihr Vater Heinrich schon König, Otto dagegen, als er noch Herzog war; allein die Franken und Lothringer wurden durch die Waffen zur Ruhe gebracht, und Heinrich, der mit ihnen verbunden gewesen, warf sich am Weihnachtsfeste 942, zu Quedlinburg in der Nacht, während der Mette, im Bußkleide seinem Bruder zu Füßen, und erhielt vollkommne Verzeihung, obwohl er sich dreimahl gegen ihn aufgelehnt und ihm sogar nach dem Leben getrachtet hatte. Ja Otto gab ihm noch in eben diesem Jahre das erledigte Herzogthum Baiern, und sie sind treue Freunde gewesen bis an ihren Tod.

Nun wandte sich der König gegen die Feinde nach Außen. Die Slaven machte er bis an die Oder zinsbar und stiftete Bisthümer zu Havelberg und Brandenburg, um auch das Christenthum unter ihnen zu befestigen, und unterwarf sie dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg, den er im J. 968 errichtete. — Die Dänen, welche kürzlich die von seinem Vater gestiftete Markgrafschaft Schleswig zerstört hatten, trieb er bis in die Spitze von Jutland zurück; und von ihm soll ein Meeresarm an dieser Küste den Namen Ottensund erhalten haben. Der König Harald ließ sich, nebst seiner Gemahlin Gunilde und seinem Sohn Sveno taufen, und in Schleswig, Ripen und Aarhus wurden Bisthümer angelegt.

Indessen hatten sich in Italien Dinge zugetragen, welche des, nach großen Thaten verlangenden

Königs Augen auf dieses schöne Land hinwendeten. Hier war seit dem Erlöschen des karolingischen Stammes ein unglücklicher Wechsel von Herren gewesen, der das Land zerrüttete. Jetzt hatte sich Berengar von Ivrea der Herrschaft bemächtigt und um sich desto mehr darin zu befestigen, wollte er die junge und schöne Wittwe des vorigen Königs Lothar, den er ermordet hatte, zwingen, seinen häßlichen Sohn Adelbert zu heirathen. Adelheid weigerte sich standhaft, und fand endlich einen günstigen Augenblick, um zu entfliehen. Aber schon zu Como wurde sie eingeholt und zurückgeführt. Willa, die schändliche Gemählin Berengars, schlug die edle burgundische Fürstentochter, trat sie mit Füßen, schleppte sie bei den Haaren, riß ihr allen Schmuck ab, und warf sie endlich in einen Kerker des Schlosses Garda, wo sie einsam schmachtete. Aber ein treuer Mönch, Namens Martin, den ihr Schicksal rührte, untergrub die Mauer des Schlosses, drang bis zu ihrem Kerker, führte sie heraus, und in einem Fischernachen über den Gardasee; jenseits, am waldigten Ufer, lebte sie mehrere Tage durch die Almosen eines gutmüthigen Fischers. Martin forderte indessen ihre Freunde zu ihrer Hülfe auf. Markgraf Azzo eilte herbei und brachte sie in sein festes Schloß Canossa; der unermüdete Mönch aber stahl sich mit ihrem Briefe zum Kaiser Otto nach Teutschland, worin sie ihm ihre Hand und Italien als Mitgift antrug. (Otto hatte schon vor einigen Jahren seine Gemahlin Edith, eine englische Königstochter, verloren). Ein Zug, zur Rettung einer verfolgten Frau, und der hohe Preis des Abenteuers, reizten des Königs ritterlichen Sinn; er zog 951 über die Alpen, entsetzte Canossa, das von Berengar belagert wurde, und nahm Pavia ein; dann ließ er sich zum König von Italien krönen, und feierte seine Vermählung mit der schönen, ritterlich erkämpften, Adelheid. Mit Berengar versöhnte er sich nachher, und gab ihm Italien als Lehen unter teutscher Hoheit.

**Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde. 955.** — Bald nach diesen Ereignissen erschienen auf einmahl wieder die alten, raubsüchtigen Feinde, die Ungarn, in Teutschland, und wollten versuchen, ob sie mit Heinrichs Sohne nicht glücklicher streiten könnten, als mit dem Vater. Otto hatte wiederum einige innere Unruhen zu dämpfen, die sein eigener Sohn Ludolf und sein Tochtermann, Herzog Konrad von Lothringen, erregt hatten; den Augenblick mochten die Ungarn benutzen wollen. Aber schnell versöhnten sich die Entzweiten, und zogen zusammen gegen den Feind. Der König lagerte sich am Lech-Flusse in Baiern. Das Heer war in acht Haufen getheilt; die drei ersten machten die Baiern aus, den vierten die Franken, unter Konrad, der fünfte war aus dem ganzen Heere gewählt, und bei ihnen befand sich Otto selbst; die Schwaben machten den sechsten und siebten, und bei dem achten waren tausend auserlesene böhmische Reuter zur Bewachung des Gepäckes. Von dieser Seite erwartete man keinen Angriff. Aber kaum erblickten die Ungarn das Heer, als sie ihre zahllosen Reuter-Schwärme ausbreiteten, durch den Lech schwammen, und das Lager angriffen; die Böhmen und die Schwaben geriethen in Unordnung, das Gepäck ging verloren. Konrad, mit seinen Franken, jagte es ihnen wieder ab. Am folgenden Tage, es war der heilige Lorenztag, sollte die Hauptschlacht geschehen. Das ganze Heer bereitete sich durch Gebet darauf vor; der König empfing das heilige Abendmahl; und er und das Volk schwuren, treu bei einander zu halten bis in den Tod. Dann erhob Otto die heilige Lanze; das Banner des Engels, welches auch bei Merseburg zum Siege geführt hatte, leuchtete auch jetzt voran; der König gab das Zeichen und stürzte zuerst auf den Feind. Er selbst mit seiner auserlesenen Schaar und Konrad, der das Andenken seines Aufruhrs durch glänzende Thaten wieder gut machen wollte, mit den Franken, gaben den Ausschlag; ein großer und herr-

licher Sieg wurde erfochten, die Feinde niedergemacht, zerstreut, gefangen, und drei ihrer Anführer, gleich Räubern, aufgeknüpft. Doch war der Sieg theuer erkauft. Der heldenmüthige Konrad, als er bei der großen Hitze, um Luft zu schöpfen, den Harnisch lüftete, wurde von einem daher fliegenden Pfeile tödtlich am Halse verwundet und starb; mit seinem Blute bezahlte er die Schuld an sein Vaterland. Die Ungarn aber wagten seit dieser Schlacht nicht wieder, in Teutschland einzufallen. Und das schöne Land an der Donau, die nachmalige Markgrafschaft Oestreich, wurde ihnen entrissen, und nach und nach wieder von Teutschen bevölkert, so daß sie herrlich aufblühte.

## 41. Otto erneuert das abendländische Kaiserthum. 962.

Unterdessen hatte der undankbare König Berengar von Italien, dem Otto große Wohlthat erwiesen, sich von Neuem gegen ihn aufgelehnt, und alle, die es mit dem Könige der Teutschen hielten, auf das grausamste verfolgt. Da fleheten sie Otto um Hülfe an. Er schickte zuerst seinen Sohn Ludolf mit einem Heere; es war zwar nur klein, aber der tapfere Königssohn trieb den Verräther so in die Enge, daß er ihn gefangen nahm. Er glaubte ihn durch Edelmuth zur Reue und zum Gehorsam zu bringen, weil seine edle Seele selbst eben noch durch solche Mittel mit dem Vater versöhnt war; er schenkte ihm sogleich seine Freiheit wieder. Der Italiener aber kannte nur die Tücke und den Verrath, und fing sogleich wieder an, als Feind zu handeln. Da trieb ihn Ludolf noch einmahl mit seinem tapferen Schwerdte zu Paaren und er war verlohren, wenn nicht die schändliche Willa den Jüngling durch Gift ermordet hatte. Er starb im 27sten Jahre, in der Blüte

des Lebens. Darnach zog Otto selbst wiederum in das Land nach Mittag, an der Spitze der Schaaren aus Norden; alle Orte öffneten dem gewaltigen Könige der Teutschen die Thore, und die Bewohner Italiens staunten die großen, starken Körper an, wie zu den Zeiten der Cimbern und Teutonen. Selbst die rauhen, nordischen Töne waren ihnen furchtbar zu hören. — Berengar verbarg sich in einigen Festen, (wurde aber nachher gefangen und starb mit seiner Gemahlin Willa zu Bamberg.) Sein Sohn Adelbert floh nach der Insel Korsika; Otto aber zog nach der Hauptstadt Rom. Er fand es seiner und des teutschen Namens Würde angemessen, die römische Kaiserkrone, die Karl der Große an die Teutschen gebracht, wiederum auf sein Haupt zu setzen und dadurch Zeugniß vor aller Welt abzulegen, daß die Kraft und die Macht bei den Teutschen, und ihr König der Erste aller christlichen Herrscher sey. Unter seinem Schutz und Schirm solle die Kirche und ihr geistliches Oberhaupt, der Papst, stehen, und jeder Feind der Ordnung und des Rechtes solle an ihm, dem Kaiser, einen strengen Richter finden. So hatte schon Karl der Große diese Würde im Sinne getragen, so wurde sie von Otto I. erneuert. Freilich war der Zustand von Europa seit Karls Zeiten verändert; damahls waren fast alle christlichen Völker auch unter Karls Herrschaft; jetzt aber gab es noch andere Könige, außer dem teutschen, die ihm nicht unterworfen waren. Aber doch konnte sich keiner mit ihm vergleichen; kein anderer konnte sich zum Schirmherrn der Kirche und der allgemeinen sittlichen und rechtlichen Ordnung aufwerfen, als der, welcher an der Spitze des uralten und unvermischten Stammvolkes in Europa stand; darum gebührte ihm diese Würde.

Es haben viele gegen diese Erneuerung des Kaiserthums geredet, und insbesondere den König Otto getadelt, daß er auf Teutschland diese große Aufgabe wälzte; denn dadurch sey er die Ursache

geworden, daß eine Menge teutscher Männer bei den Zügen der Kaiser nach Italien in diesem gefährlichen Lande ihr Grab gefunden, und das Vaterland indessen von seinen Herrschern vernachläßigt sey.. Allein, was Gott als eine große Wendung in dem Schicksale eines Volkes bereitet, und was eine Menge trefflicher Männer in vorigen Zeiten ergriffen, und als gut und nothwendig eingesehen haben, mag nicht durch das Urtheil späterer Menschen schlechthin verworfen werden; eine verständige und bescheidene Betrachtung jener Zeiten dagegen wird sicher den tieferen Sinn des Kaiserthums aufdecken. Derselbe Fall ist mit dem Gedanken des Papstthums, gegen welches gleichfalls viele geeifert haben, als habe es nur dazu gedient, Finsterniß, Aberglauben und geistige Knechtschaft zu verbreiten. Solche aber vermengen in ihrem Urtheile alle Zeitalter und vermögen nicht, sich in dasjenige zu versetzen, wo Kaiserthum und Papstthum als nothwendige Glieder in die große Kette der geschichtlichen Entwicklungen gehörten.

Es ist dem vorurtheilsfreien, offenen Gemüthe nicht schwer, die großen Gedanken zu erkennen, welche ihnen beiden zum Grunde lagen. In einer Zeit, da noch die rohe Gewalt ihre Herrschaft übte, sollte der Kaiser, mit der Waage der Gerechtigkeit in der Hand, als Richter zwischen den christlichen Völkern walten; und, so wie er für den äußern Frieden der Welt sorgte, so der Papst das Reich des innern Friedens, der Frömmigkeit und der Tugend, und alles dasjenige leiten, was den Geist zur rechten Einsicht in die menschlichen und göttlichen Dinge erhebt. Weil das ganze Leben noch rauh, und die bürgerlichen Einrichtungen so unvollkommen waren, daß der Staat die geistige Bildung nicht unter seine Aufsicht nehmen konnte, so sollten Kirchen und Schulen und Geistliche und Lehrer unter dem Oberhaupte der Kirche stehen, dessen Sorge es seyn mußte, daß die Wahrheit des göttlichen Wortes allen christlichen Völkern

als die Eine geistige Sonne leuchtete, und sie zu Einem Reiche des Glaubens verband.

Nun frage sich nur ein jeder, ohne an seine vorgefaßte Meinung von diesen Gegenständen zu denken, ob ihm ein solches Bild der Ordnung, des Friedens und der sittlichen Würde in Europa nicht besser gefallen würde, als die Zwietracht, der Haß, das Blutvergießen, welche statt ihrer fast in allen Zeiten geherrscht haben? Und ob er diejenigen tadeln will, die, ein so hohes Bild in ihrer Seele tragend, für den Gedanken des Kaiser- und Papstthums begeistert waren?

Gegen die Gefahr aber: die eine dieser Gewalten möchte den Leib mit dem Schwerdte unter ihre Herrschaft bringen und fordern, was auch nicht Rechtens sey; und die andere die Gewissen unterjochen, daß sie nicht der Wahrheit, sondern nur dem Worte glauben sollten, — schützte hauptsächlich das Eine, daß die Macht des Kaisers wie des Pabstes weniger eine äußere als eine innere war, die sich auf die öffentliche Meinung und die Ehrfurcht der Völker gründete; und eine solche Gewalt kann niemahls dauernd und oft mißbraucht werden, ohne sich in sich selbst zu zerstören. Wenn der Kaiser nicht das Recht, sondern das Unrecht wollte, und der Papst nicht mehr die Vernunft und das göttliche Wort im Munde führte, sondern die eigene Ehre und unlautere Absichten verfolgte, so mußten beide allmählig die Herzen und Gewissen von sich ablösen. Hätte dagegen zu Zeiten ein Rath der Fürsten und Vorsteher der Völker versammelt werden können, wie es wohl einmahl versucht ist, um große Angelegenheiten, und was unter Allen Rechtens seyn solle, zu bereden; und hätten die späteren Päbste die Stimme derer hören wollen, welche in treuer Gesinnung für das Wohl der Kirche auf regelmäßige Kirchenversammlungen drangen, so würde es sich gezeigt haben, was der bessere Geist einer jeden Zeit forderte, und wie weit er in der ächten Aufklärung fortgeschritten sey. In der Anerkennung

dieses Geistes aber hätten sich jene beiden Gewalten immer von Neuem befestigt.

Nun aber haben wenige teutsche Kaiser den Gedanken ihrer Würde recht und ganz aufgefaßt, oder es kamen ihnen so große Hindernisse in den Weg, daß sie ihn nicht ausführen konnten; und eben so haben die Päpste sich nicht lange in den Gränzen derjenigen Gewalt gehalten, welche ihnen im Reiche der Kirche allein zustand; sondern beide Gewalten, welche in enger Eintracht zusammen wirken, und eine die andere ergänzen sollten, haben sich endlich in Feindschaft selbst zerstört. — Allein, — dieses ist der letzte Hauptpunkt, — ein großer Gedanke muß vor allen Dingen von seiner Ausführung wohl unterschieden werden. Je herrlicher er ist, in desto größerem Widerspruche wird er mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und der niedern Richtung mancher Zeiten stehen; und das Mißlingen seiner Ausführung darf seiner eigenen und der Hoheit derer nicht Abbruch thun, welche für ihn gekämpft haben.

Was endlich das Aufopfern der Menschen auf den italienischen Zügen betrifft, so kömmt es dabei auf die Frage an, ob der Zweck selbst ein großer und wichtiger war, oder nicht. War es es, wie wir eben eingesehen haben, so kann das Opfer nicht in Anschlag kommen, wenn anders Kampf und Krieg für einen hohen und nothwendigen Zweck erlaubt sind. Die Kaiser also, welche dieses Opfer wirklich für die Idee des Kaiserthums und die Ehre ihres Volkes, in großartiger Gesinnung, gebracht haben, sind deshalb nicht zu tadeln; diejenigen dagegen, die nur für sich und ihr Geschlecht sorgen wollten, — und auch solche sind darunter gewesen, — handelten in kleinlicher Gesinnung, und verdienen gerechten Tadel. Der edle Stolz der Teutschen aber, daß sie und ihr Herrscher der Mittelpunkt für die Christenheit seyen, das Gefühl der Kraft, indem geringe Schaaren der Ihrigen über die Alpen ziehen durften und durch das Uebergewicht ihrer Natur einem zahl-

reichen Volke Gesetze gaben; das Andenken dieser alten Herrlichkeit unseres Volkes noch in uns, den späten Enkeln, — dieses alles ist der Lohn für die gefallenen Opfer.

Andere, unmittelbar sichtbar werdende, Vortheile der Verbindung Teutschlands mit Italien wird die Geschichte in ihrem Fortlaufe zeigen: wir erwähnen hier nur im Voraus des großen Einflusses, den das Beispiel der freien italienischen Städte und besonders der von dort her aufblühende Handel auf das Emporkommen der teutschen Städte gehabt hat; ein Vortheil, dessen Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Otto nun übte die Rechte eines Schirmherrn der Kirche und obersten christlichen Herrschers bald gegen denselben Papst aus, der ihn gekrönt hatte. Johann XII. hatte Berengars Sohn wiederum gegen den Kaiser aus Korsika herbeigerufen, und wurde überdies vom römischen Volke und der Geistlichkeit der schwersten Verbrechen wegen angeklagt. Otto versammelte daher ein Concilium aus vierzig Bischöfen und siebenzehn Kardinälen, und von diesen wurde dem Papste Meineid, Mord, Verachtung der Religion, und fast alle andern argen Laster Schuld gegeben. Johann stammte aus einem sehr verdorbenen Geschlechte, und war schon im achtzehnten Jahre Papst geworden. Als er auf des Kaisers Vorladung nicht vor den versammelten Kirchenvätern erschien, wurde er seiner Würde entsetzt, und Leo VIII. erwählt; das römische Volk aber, so wie die Geistlichkeit, schwur, keinen Papst ferner ohne Einwilligung des Kaisers zu wählen. –

Diesen Schwur vergaßen sie jedoch sehr bald wieder, vertrieben den Papst Leo und riefen den verworfenen Johann noch einmahl zurück. Er starb zwar bald darauf, nahm aber vorher noch eine grausame Rache an einigen seiner Gegner; dem Kardinal Johannes ließ er die rechte Hand abhauen, und dem Kanzler Azzo die Zunge, die

Nase und zwei Finger abschneiden. — Aber Kaiser Otto kam auch wieder, und mußte endlich die wortbrüchigen Römer, nachdem er ihnen noch mehrmahls verziehen hatte, hart züchtigen. Das Geschlecht der Menschen in vielen Theilen Italiens war schon sehr ausgeartet; sie waren alle von Haß gegen die Ausländer erfüllt, aber dennoch hatten sie nicht die Kraft, sich zu kühnen Unternehmungen zu vereinigen, um ihre schöne Halbinsel frei und selbstständig zu machen.

**Wie Otto für seinen Sohn um die griechische Prinzeßin warb.** — Bei der letzten Anwesenheit in Rom ließ der Kaiser auch seinen Sohn Otto vom Papste krönen, und schickte dann eine Gesandschaft nach Konstantinopel, um für denselben die griechische Kaiserstochter Theophania zur Gemahlin zu begehren. Von dieser Sendung berichtet der Bischof Luitprand von Pavia einige merkwürdige Umstände. „Im Juni sind wir hier angekommen,“ erzählt er; „man gab uns sofort Ehrenwachen, so daß wir keinen Schritt ohne ihr Beiseyn thun konnten. Am zweiten Tage nach unserer Ankunft ritten wir zur Audienz. Der Kaiser Nicephorus ist ein kurzer, dicker Mann, so braun, daß man in einem Walde vor ihm erschrecken würde. Er sprach: „er bedaure, daß unser Herr die Kühnheit gehabt, sich Rom zuzueignen, und Berengar und Adelbert, würdige Manner, umzubringen; worauf er Feuer und Schwerdt selbst in griechische Lande getragen; er wisse, daß wir unserm Herrn dazu gerathen.“ — Wir sprachen: „unser Herr, der Kaiser, hat Rom von Tyrannen und Sündern befreit, und ist hiezu vom Ende der Erde nach Italien gekommen, indessen andere auf ihrem Throne eingeschlafen, solche große Unordnung keiner Beachtung gewürdigt. Es sind Ritter mit uns, die das Recht und die Tugend unsers Herrn in biederm Zweikampfe jederzeit erhärten werden; doch sind wir in friedlichen Absichten,

und wegen der Prinzeßin Theophano gekommen." — Aber der Kaiser sprach: „es ist nun Zeit, zur Procession zu gehen, das andere wollen wir zu gelegener Zeit vornehmen." — Seine Soldaten waren wie Bürgersleute; da waren keine Hallbarden zu sehen. Der Kaiser ging in einem langen Mantel, unter beständigem Zuruf des Volkes, langsam zwischen den Reihen durch. — Bei Tafel wollte er unsere Kriegsweise tadeln; er nannte unsere Waffen zu schwer, und meinte, die Teutschen seyen nur tapfer, wenn sie getrunken hätten; die wahren Römer seyen in Konstantinopel. Hiebei gab er mit der Hand ein Zeichen, daß ich schweigen sollte. — Ein andermahl fing er an von Kirchensachen zu sprechen, und fragte spöttisch, ob denn in Sachsen nie ein Concilium gehalten sey?" Ich antwortete: „wo die meisten Krankheiten zu Hause sind, findet man auch die meisten Arzneien; alle Ketzereien sind bei den Griechen entstanden, darum sind auch bei ihnen Kirchenversammlungen nöthig gewesen. Indeß weiß ich doch von einem Concilio bei den Sachsen, auf welchem ausgemacht ist, daß es rühmlicher sey, mit dem Degen, als mit der Feder zu streiten. — Der Kaiser ist von Schmeichlern umgeben; die ganze Stadt schwimmt in Wollust, selbst an Festtagen sind Schauspiele. Ihre Macht beruht nicht auf eigenen Kräften, sondern auf gedungenen Soldaten von Amalfi und Venedig, und auf russischen Seeleuten. — Ich meine, daß vierhundert Teutsche auf freiem Felde das ganze griechische Heer in die Flucht schlagen würden."

Der Kaiser Nicephorus, welcher die Heirath nicht wollte, kam bald darauf in einem Aufstande um, und sein Nachfolger schloß sehr gern die Verbindung mit dem teutschen Kaiserhause. Theophania wurde im J. 972 vom Papste Johann XIII. in Rom gekrönt und mit dem jungen Otto vermählt. Der Kaiser selbst kehrte in diesem Jahre nach Teutschland zurück, und nach einer kurzen Ruhe am Abend eines thatenreichen Lebens, ging

er im May des Jahres 973 sanft und schnell zu den Todten; er starb zu Memleben an der Unstrut, an demselben Orte, wo auch sein Vater gestorben war, im 61sten Jahre seines Alters und dem 38sten seiner Regierung. Sein Leichnam wurde nach Magdeburg, seinem Lieblingsorte, gebracht.

---

## 42. Otto II. 973—983.

Es hatte einen üblen Einfluß auf den jungen Otto gehabt, der manche gute Eigenschaften besaß, daß er, nach des hoffnungsvollen Ludolfs Tode, schon als Kind zum Nachfolger seines Vaters ernannt war; er wurde stolz und verschwenderisch, und zeigte sich bisweilen tollkühn, und dann wiederum verzagt.

Unter seiner Regierung machte Frankreich den ersten Versuch, den es von dieser Zeit an sehr oft wiederholt hat, das Lothringische Land, welches zwischen Teutschland und Frankreich durch die Theilung von Verdun in die Mitte gelegt, und jetzt mit Teutschland verbunden war, an sich zu bringen. Der König Lothar drang bis Aachen vor, und ließ den Adler auf dem Schlosse nach Abend hinkehren, zum Zeichen, daß Lothringen zu Frankreich gehöre. Otto aber kam dem Lande zu Hülfe, trieb den Feind zurück, drang hinwiederum bis Paris vor und verbrannte dessen Vorstädte. Dieses geschah im Jahre 977 und war einer der ersten Züge der Teutschen nach Paris. Im Frieden wurde Lothringen auf immer bei Teutschland bestätigt.

Im Jahre 980 zog Otto nach Italien, um die Besitzungen in Unteritalien, welche die griechischen Kaiser noch dort hatten, und auf welche er durch die Heirath mit der Theophania Ansprüche machte, zu erobern. Die Griechen aber riefen die Araber aus Afrika und von der Insel Sicilien zur Hülfe herbei. Anfangs hatte Otto Vortheile

über sie, und eroberte die Stadt Tarent; dann aber, zu kühn gemacht, ließ er sich in einen Hinterhalt locken und wurde bei Basantello in Kalabrien im J. 982 gänzlich geschlagen. Die Niederlage war hart; der Herzog Udo von Franken nebst vielen Grafen und Herren, und sogar der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Werner von Fulda blieben auf dem Wahlplatze; woraus wir sehen, daß auch die Geistlichen damahls mit in's Feld zogen. Kaiser Otto II. entkam durch einen sehr glücklichen Zufall auf einem griechischen, also feindlichen, Schiffe, zu welchem er mit seinem Pferde hinschwamm. Als er erkannt wurde, rettete er sich zum zweitenmahle bei Rossano durch Schwimmen an's Land, und kam so, wie durch ein Wunder, zu den Seinigen. Als er sich darauf von Neuem rüstete, die Schmach wieder abzuwaschen, starb er zu Rom, 983, im 28sten Jahre seines Lebens.

---

## 43. Otto III. 983—1002.

Sein Sohn Otto war erst drei Jahr alt, und seine Minderjährigkeit wäre ein noch größeres Unglück für Teutschland gewesen, wenn nicht Theophania eine löbliche Vormundschaft über ihn geführt, und nachher, als Mutter und Sohn in Italien waren, die Großmutter Adelheid eben so löblich Teutschland verwaltet hätte, wozu sie bestellt war. Feinde lauerten genug umher; so glaubte auch der habsüchtige König Lothar von Frankreich, nun sey der rechte Augenblick, Lothringen zu gewinnen. Und schon hatte er die Stadt Verdun eingenommen; als er aber Einigkeit in Teutschland sah, — durch Einigkeit ist es zu allen Zeiten unbesiegbar gewesen, — gab er den Gedanken auf, und erneuerte den Frieden.

Der junge Kaiser erregte nicht wenig Hoffnungen; auch schien er sich selbst ein hohes Ziel

zu setzen; denn als er nach Aachen kam, ließ er Karls des Großen Grab öffnen, nahm das goldene Kreuz von des Leichnams Brust und trug es auf der seinigen. Seine Bildung war ausgezeichnet; die griechische Mutter hatte ihn selbst unterrichtet, und dann der berühmte Abt Gerbert, welcher der gelehrteste Mann seiner Zeit war, und unter andern so viel, damahls noch ganz unerhörte, Kenntnisse von der Natur besaß, daß man ihn für einen Zauberer hielt. So wurde Otto kenntnißreich genug; aber nun fing er an, die noch immer rohen Teutschen zu verachten, griechische Sitten und Gebräuche anzunehmen, z. B. bei Tische allein zu speisen, an einer etwas erhöhten Tafel, und griechische und römische Ehrenstellen einzuführen. Auch rieth er seinen Sachsen, ihre bäurische Grobheit abzulegen und sich nach seiner griechischen Feinheit zu bilden. Und als er 996 nach Italien gekommen war, um neue Unruhen in Rom zu stillen, gefiel es ihm dort so wohl, daß er den Gedanken faßte, Rom zum Hauptsitze seines Reiches zu erheben, wodurch die ganze Gestalt der europäischen Welt wäre verändert worden. Zum Papste setzte er eben seinen Lehrer Gerbert, welcher den Namen Sylvester II. annahm. Die Römer aber vergalten ihm seine Zuneigung schlecht. Denn als er ganz unbesorgt unter ihnen wohnte, und nicht einmahl viele Teutsche zu seinem Schutze bei sich hatte, so empörten sie sich, und schlossen ihn drei Tage in seinem Palaste ein, so daß weder Speise noch Trank hinein konnte. Da redete er aus einem Thurme ganz beweglich zu ihnen: „Seyd ihr es, meine Römer, denen zu Gefallen ich mein Vaterland und meine Verwandten verlassen habe? Aus Liebe zu euch habe ich meine Sachsen und Teutschen, und gleichsam mein eigenes Blut von mir gethan;“ und dergleichen mehr. Aber diese guten Worte halfen so wenig, als daß der Bischof Bernward von Hildesheim sich mit der heiligen Lanze unter das Hausthor stellte und ganz entsetzlich donnerte, wie

sein Lebensbeschreiber erzählt; sondern Kaiser Otto III. mußte erfahren, daß die teutsche Treue und rauhe Tugend doch viel besser seyen, als die glatten Worte und das gebildete Wesen der Wälschen; denn nur durch die Hülfe Herzog Heinrichs von Baiern und anderer Getreuen wurde er aus ihren Händen gerettet.

Da machte er sich bereit, Strafe an dem falschen Volke zu nehmen; aber er starb zu Paterno, im J. 1002, im 22sten seines Alters, an den Frieseln; einige Nachrichten sagen sogar, daß er vergiftet sey. So war Otto des Großen ganze männliche Nachkommenschaft, seine beiden Söhne, Ludolf und Otto II, und beide Enkel, Otto III und Ludolfs Sohn Otto, in der Blüte ihrer Jahre in Italien gestorben; und es war von dem sächsischen Kaisergeschlechte nur noch der Urenkel Heinrichs des Vogelstellers, Herzog Heinrich von Baiern übrig. Aber die Teutschen waren diesem bairischen Geschlechte nicht geneigt, welches sie für zänkisch hielten. Heinrich indeß, welcher schon die Geistlichkeit durch seine Freigebigkeit auf seiner Seite und die Reichskleinodien in seinen Händen hatte, wußte auch die einzelnen teutschen Stämme nach einander zu gewinnen, daß ihm ein jeder, ohne allgemeine Wahlversammlung, mit der heiligen Lanze die Königswürde übertrug.

## 44. Heinrich II. 1002—1024.

Er hat den Beinamen des Heiligen erhalten, von seiner strengen, frommen Lebensart, und von seiner großen Freigebigkeit gegen die Geistlichen. Diese hatten sich unter den sächsischen Kaisern, welche sämmtlich sehr freigebig gegen sie waren, große Güter erworben, und waren zu mächtigen Reichsfürsten angewachsen. Die Könige sahen, wie Karl der Große, ihre Macht gern, um

sie als ein Gegengewicht gegen die weltlichen Großen zu gebrauchen, und in dieser Zeit hielten sie es auch meistentheils mit den Königen. — Zu Heinrich II. Zeit lebte ein Bischof Meinwerk von Paderborn, der wußte von dem Kaiser manches Geschenk auf eine sonderbare Weise zu erhalten. Als dieser ihn einst besuchte, ließ er alle trächtigen Schafe auf seinen Gütern schlachten und aus den Fellen der ungebornen Lämmer einen Mantel bereiten, den er dem Kaiser nach dem Bade umhing. Als dieser einen bessern Mantel verlangte, antwortete der Bischof: „Ich habe mein armes Bisthum, die Geistlichen, die Meier, welche von den Schafen ihre Nahrung hatten, geplundert, um dich zu kleiden; und es wird dir übel gehen, wenn du nicht den Schaden ersetzest.“ Der Kaiser lächelte und schenkte ihm das Gut zu Stein.

Einst schickte Heinrich dem Bischof ein kostbares Gefäß zum Sehen; der Bischof ließ es schnell zu einem Kelch umschmelzen, den er auf den Altar weihete. Ein anderes Mahl nahm er einen kostbaren Mantel aus des Kaisers Zimmer, und auf dessen Vorwürfe antwortete er: Es sey besser, daß diese Sachen den Tempel Gottes schmückten, als seiner Eitelkeit dienten. Ueberhaupt kommt in der Lebensschreibung dieses Bischofs ein Verzeichniß von mehr denn hundert beträchtlichen Schenkungen vor, die er der Paderborner Kirche zu verschaffen wußte.

Wenn es in jener Zeit so begehrliche Geistliche gab, so gab es aber auch wieder andere, welche die eigentliche Würde ihres Berufes besser erkannten, und für das geistige Wohl ihrer Gemeine, so wie für das Fortschreiten des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft und jeder ächten Bildung eifrig sorgten; denn das war die wahre Bestimmung des geistlichen Standes im Mittelalter, wie sie es in allen Zeiten ist. — Der Bischof Bernward von Hildesheim, der sich schon bei der Gefahr Kaisers Otto III. in Rom so entschlossen gezeigt hatte, war ein Mann

von hellem Geiste, und von dem herrlichsten Sinne für alles Wahre und Schöne. Auf seinen vielen Reisen, besonders nach Italien, nahm er junge Leute mit, die ihren Geschmack an der Anschauung schöner Kunstgebilde üben, und sie nachahmen sollten. Er ließ die Fußböden der Kirchen mit musivischer Arbeit verzieren, und kostbare Gefäße von schöner Gestalt in Metall gießen, wozu ihm die unter Otto I. entdeckten Bergwerke des Harzes Gold und Silber lieferten. So sorgte Bernward auf eine edle Weise für seinen Kirchensprengel, und die Schule zu Hildesheim war eine der berühmtesten der damahligen Zeit. Jener habsüchtige Bischof Meinwerk von Paderborn aber verstand nicht einmahl die bei dem Gottesdienst üblichen lateinischen Gebete.

Einen zweiten Beinamen Huffeholz oder der Lahme soll Kaiser Heinrich in Italien erhalten haben. Da waren nach Otto III. Tode neue Unruhen entstanden und die Italiener hatten einen Markgrafen Arduin zu ihrem Könige gemacht. Heinrich, um die Ordnung herzustellen, zog im J. 1004 dahin, trieb den Arduin in die Flucht und ließ sich in Pavia die eiserne Krone aufsetzen. Sogleich aber wandte sich der wankelmüthige Sinn der Italiener wieder, sie machten einen Aufruhr, stürmten den Pallast des Kaisers und drohten seinem Leben. Damahls soll er durch einen Sprung aus dem Fenster den lahmen Fuß erhalten haben. Seiner Begleiter waren nur wenige, aber desto tapferere Männer; sie schlugen die Angriffe der Feinde auf den Pallast so lange glücklich ab, bis die Teutschen außer der Stadt, nachdem sie das Getöse innen gehört hatten, die Mauern erstürmten, nach hartem Gefechte eindrangen, sich den Weg zum Pallaste bahnten und den König retteten. In den Straßen und Häusern, von welchen herab die Einwohner noch immer Steine und Geschosse schleuderten, dauerte der Kampf, und wüthete das Feuer, bis der König selbst dem Zorne

der Seinigen Einhalt that und die noch übrigen Einwohner rettete. Bei diesem Gefechte geschah es, daß der Königin Bruder, Giselbert, ein tapferer Jüngling, von den Lombarden getroffen niedersank; da sprang ein Ritter Wulfram, sein Waffenbruder, mitten in den Haufen der Feinde und that einen so gewaltigen Hieb auf ihrer einen, daß er ihm durch den Helm hindurch den Kopf bis auf die Schultern spaltete; dann sprang er unverletzt wieder unter die Seinigen.

Dem von Natur treuherzigen und redlichen Könige flößte dieses Betragen der Paveſaner großen Widerwillen gegen Italien ein; er war nicht zu bewegen, länger dort zu bleiben, und kehrte nach Teutschland zurück.

Hier waren auch viele Unruhen während seiner Regierung, die zu erzählen zu weitläufig wäre; denn der Kaiser, der bei guten Eigenschaften zu schwach war, konnte sein Ansehen nicht gehörig aufrecht erhalten. Besonders viel machte ihm der benachbarte polnische Herzog Boleslav zu schaffen, ein ehrgeiziger, unruhiger Mann, der Böhmen und Schlesien eroberte, und zum Theil auch behielt. Dafür leistete er zwar dem teutschen Kaiser die Lehenspflicht, erhielt sich übrigens aber unabhängig, und machte sich auf der andern Seite sogar den Russen und den griechischen Kaisern furchtbar.

Heinrich starb im Jahre 1024 auf seiner Burg Grone im Leingau, (im Hannöverschen), welche oft der Sitz der sächsischen Kaiser war. Mit ihm erstarb das sächsische Haus, welches gleich dem Karolingischen groß angefangen hatte und schwächer endigte. Teutschland bedurfte wieder kräftigerer und großgesinnter Herrscher, wenn es nicht im Innern zerfallen und unter den andern Völkern sein Ansehn verlieren sollte; es fand sie in dem neuen Kaiserhause der Salier.

Der christlichen Länder, über welche, mit dem Reiche der Kirche, sich auch die Achtung des kaiserlichen Namens verbreitete, waren mehrere ge-

worden. Gegen das Jahr 1000 wurde das Christenthum in Ungarn, Polen, Rußland, Norwegen, Schweden und Dänemark immer fester gegründet.

## III. Die salischen oder fränkischen Kaiser. 1024—1125.

### 45. Konrad II. 1024—1039.

Zur Wahl eines neuen Kaisers versammelten sich die teutschen Völkerschaften, eine jede unter ihrem Herzoge, an den Ufern des Rheines zwischen Mainz und Worms. Der Herzöge waren achte, Konrad der jüngere, Herzog von Franken, Friedrich von Oberlothringen, Gozilo von Niederlothringen, Bernhard von Sachsen, aus Hermann Billungs Geschlecht, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen, (dem neuen Herzogthum, welches die Päße nach Italien in sich hielt), Ernst von Schwaben, und Othelrich von Böhmen. Die Sachsen, die Ostfranken, die Baiern und Schwaben, nebst den Böhmen, lagerten sich dießseits Rheines, die rheinischen Franken, und die Nieder- und Oberlothringer jenseits. Eine herrliche und zahlreiche Versammlung spiegelte sich in den Wellen des großen teutschen Stromes.

Die Stimmen neigten sich zu Gunsten des fränkischen Stammes, und aus ihm ragten zwey Konrade an Tugend und Ansehen vor Allen hervor, Graf Konrad der Aeltere oder der Salier, und Konrad der Jüngere, der Herzog; sie waren Söhne zweier Brüder, und stammten von Konrad dem Weisen, dem Tochtermann Otto I. her, welcher in der Ungarnschlacht am Lechflusse blieb; und beide waren ihres Ahnherrn würdig. Zwischen ihnen schwankte die Wahl.

Da zog der ältere Konrad den jüngeren bei Seite und sprach zu ihm: „Laß uns nicht durch Zwietracht die Sache selbst und unsere Freundschaft stören. Hadern wir mit einander, so möchten die Fürsten einen dritten wählen, und die Nachwelt würde sagen: Beide waren der Krone unwürdig. Mich aber dünkt, es treffe nun die Wahl dich oder mich, so werde ich in dir und du in mir geehrt. Ist die Krone dir bestimmt, so bin ich der Erste dir zu huldigen. Lieber, gelobe mir ein Gleiches!" — Der Jüngere gelobte es ihm.

Als nun die Wahl anfing, und der Erzbischof Aribo von Mainz seine Stimme zuerst geben sollte, nannte er Konrad den Aelteren. Die Erzbischöfe und Bischöfe folgten. Unter den weltlichen Fürsten war der Franken Herzog der Erste in der Reihe; und der jüngere Konrad erhob sich, und wählte mit lauter Stimme seinen Vetter; dieser aber faßte ihn bei der Hand und setzte ihn neben sich. Die übrigen Fürsten stimmten auch bei, das Volk jauchzte seinen Beifall. Nur Friedrich von Lothringen und der Erzbischof von Köln waren unzufrieden, und verließen die Versammlung; doch Konrad der Jüngere, eifrig, seine große Seele ganz zu zeigen, eilte ihnen nach, gewann sie durch freundliches Wort, und führte sie zurück.

Der neue König wurde nun nach Mainz geführt, um dort feierlich gesalbt und gekrönt zu werden. Auf dem Wege zur Kirche wurde der Zug durch die Menge der Bittenden aufgehalten, die den König um Gerechtigkeit ansprachen. Die Bischöfe waren unwillig, Konrad aber hörte die Bitten geduldig, und sprach: Gerechtigkeit üben, es sey mir bequem oder nicht, ist die erste meiner Pflichten. Das Wort wurde freudig gehört; man fing an, große Hoffnungen von dem neuen Könige zu fassen, und Konrad hat sie nicht getäuscht. Er fing seine Regierung damit an, daß er alle Gegenden Teutschlands durchreisete, Gerechtigkeit übte, die Ordnung herstellte, und solchen Ernst mit solcher Güte zeigte, daß man von ihm sagte, kein

König nach Karl dem Großen habe so sehr verdient, dessen Stuhl zu besteigen, als er. Räuber belegte er mit harten Strafen, es herrschte wiederum Sicherheit mehr als seit langen Zeiten, und der Handel blühte auf.

So waltete er im Innern. Nach Außen arbeitete er gleichfalls glücklich für Teutschlands Ansehn und Größe. Bald nach seinem Regierungsantritt zog er nach Italien, und wurde in Mailand zum König der Lombardei und in Rom zum Kaiser gekrönt. Das Fest wurde verherrlicht durch die Gegenwart zweier Könige, des Königs Rudolf von Burgund, und des großen Königs Canut von Dänemark und England. Mit diesem schloß Konrad enge Freundschaft, vermählte seinen Sohn Heinrich mit dessen Tochter, und ordnete auch nachher mit ihm die Gränze zwischen Teutschland und Dänemark, so daß der Eider-Fluß zwischen Holstein und Schleswig beide Länder trennen sollte. Er gab dadurch die Markgrafschaft Schleswig auf; allein dies Land war doch schwer zu vertheidigen; und Konrad gewann dagegen auf andern Seiten. Schon Heinrich II. hatte einen Erbvertrag mit dem König Rudolf von Burgund geschlossen, daß nach dessen Tode das Land Burgund an Teutschland kommen sollte. Konrad erneuerte den Vertrag, und nachdem Rudolf gestorben war, nahm er das Land wirklich ein, obgleich ein Theil der Burgunder den Grafen Odo von Champagne herbeigerufen hatten. Er trieb ihn zurück und ward als König anerkannt. Dieses Königreich begriff die schönen Landschaften des südöstlichen Frankreichs, die jetzt Provence, Dauphiné, Franche-Comté und Lyon heißen, nebst Savoyen und einem Theile der Schweiz.

Auch gegen die Polen und Ungarn führte er Krieg, unterwarf die ersteren wieder unter die teutsche Oberhoheit, und den König Stephan von Ungarn brachte er zu einem guten Frieden.

Die slavischen und wendischen Völker, die noch an der Oder und jenseits der Elbe saßen,

zwang er zum alten Gehorsam. Hamburg, welches sie zerstört hatten, richtete sich nach und nach aus seinem Schutte wieder auf.

Aber von seinem zweiten Zuge nach Italien, 1036, wo Seuchen sein Heer wegrafften, und sein eigener Stiefsohn Herman von Schwaben, und seines Sohnes Heinrich junge Gemahlin, des Dänenkönigs Tochter, starben, brachte Konrad Kränklichkeit zurück. Er genas nicht ganz wieder und st. 1039 zu Utrecht. Sein Lebensbeschreiber Wippo sagt von ihm: „Man setzt sich dem Verdacht der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie ernst gegen die Schlechten, wie gütig gegen die Bürger, und wie streng gegen die Feinde, wie unermüdet und nachdrucksam in Geschäften er gewesen, wenn es des Reiches Wohl erheischte."

Seine Gemahlin Gisela, eine der edelsten teutschen Frauen, die ihn auf das zärtlichste liebte, verschmähte jeden Trost und beweinte den Gemahl in dem Kloster Kaufungen bei Kassel bis an ihren Tod. — Der Leichnam des Kaisers wurde nach Speier in die Kirche gebracht, die er daselbst gegrundet hatte.

---

## 46. Heinrich III. oder der Schwarze.

1039—1056.

Es folgte Konrads Sohn, Heinrich, den die Teutschen bei des Vaters Leben gewählt hatten. Er war noch jung, aber die Hoffnung von ihm war groß, und sie zeigte sich nicht unbegrundet. Er war von der klugen Gisela fruh angehalten, seinen Geist auszubilden, besonders durch Lesen von Buchern, welches damahls sehr selten war. Kein Kaiser seit Karl dem Großen hat kraftiger, wie er, die Kaiserwüde in Italien, Teutschland und den angranzenden Ländern aufrecht erhalten, und gewaltiger in allen Granzen seines

weiten Reiches geherrscht. Besonders ward es ihm zum Ruhme angerechnet, daß er die wilden Ungarn, die noch vor hundert Jahren der Schrecken Teutschlands waren, so demüthigte, daß ihn der ungarische Adel mit dem Könige den Eid der Treue leistete. Zwar war das keine dauerhafte Unterwerfung, allein, daß es Einmahl geschehen, war schon ein Ruhm.

Dann wandte er sich nach Italien, um die großen Unordnungen in Rom zu schlichten. Es waren drei Päpste auf einmahl dort, Benedict IX, Sylvester III. und Gregor VI. Heinrich, um gegen keinen partheiisch zu seyn, berief eine Kirchenversammlung nach Sutri; hier wurden sie alle dreie entsetzt, und dann in Rom ein Teutscher, der Bischof Suidger von Bamberg zum Papst gewählt; er nahm den Namen Clemens II. an, und krönte Heinrich zum Kaiser. Nach diesem hat Heinrich den Römern noch drei andere Päpste gegeben, denn sie hatten von Neuem versprechen müssen, keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung zu erkennen.

In Teutschland hat Heinrich Gelegenheit gehabt, recht viele Herzogthümer zu vergeben, die erledigt waren, z. B. Baiern an Heinrich, aus dem Hause Luxenburg, nachher an Konrad aus dem pfalzgräflichen Hause; Kärnthen an Welf, den Sohn des schwäbischen Grafen Welf; und so mehrere: Ein Zeichen, wie er die Rechte des Kaisers so gut gegen die teutschen Großen, als in Rom auszuüben verstand. — Aber er gab auch eine Probe seines persönlichen Muthes. Als er im J. 1056 mit dem Könige Heinrich von Frankreich zu einer Unterredung in der Gegend von Metz zusammengekommen war, entstand ein Streit zwischen ihnen, denn der König warf ihm Wortbrüchigkeit vor. Wie es sich geziemte, antwortete Heinrich nur dadurch, daß er dem Könige den Fehdehandschuh hinwarf; und dieser machte sich in der folgenden Nacht davon in seine Gränzen. Nichts

war den Teutschen erfreulicher, als solche Ritterlichkeit ihres Kaisers.

Heinrich ging nach Sachsen zurück, wo sein Lieblingssitz Goslar am Harze war, welches er von einem schlechten Dorfe zur ansehnlichen Stadt gemacht hatte; und sein Geist beschäftigte sich mit großen Entwürfen für die Zukunft. Da starb er plötzlich zu Bothfeld, am Fuße des Harzes, wohin er sich auf die Jagd begeben hatte, 1056, mitten in seinen besten Lebensjahren, da er nur 39 Jahr alt war.

Heinrich war bei aller Geisteskraft und Strenge sehr fromm; er setzte nie seine Krone auf, ohne vorher gebeichtet, und dann von dem Beichtiger die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Auch unterwarf er sich oft den Kirchenstrafen, und ließ sie an seinem eigenen Leibe durch Priester ausüben. Die kräftig einfache Art jener Zeiten verschmähte nicht, selbst durch körperlichen Schmerz die Heftigkeit der Leidenschaften zu zügeln.

## 47. Heinrich IV. 1056—1106.

Die Fürsten hatten dem Vater die Nachfolge des Sohnes schon zugesagt, als dieser eben geboren war; bei seinem Tode nun war der junge König, zum Unglück des Reiches, erst ein fünfjähriger Knabe.

Seine Erziehung und die Reichsverwaltung waren zuerst in den Händen seiner vortrefflichen Mutter Agnes; bald aber wurde Neid und Eifersucht rege, da sie all ihr Vertrauen dem Bischof Heinrich von Augsburg zuwendete. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Erzbischof Hanno von Köln, ein ehrgeiziger und kluger, aber finsterer und strenger Mann. Dieser, den jungen König in seine Hände zu bekommen, stellte auf Ostern 1062 ein großes Gastmahl zu Kaiserswerth am Rheine an, wozu er auch die Kaiserin

und den Sohn einlud; und nach dem Essen beredete er den Knaben, ein eben erbautes, besonders schönes und merkwürdiges Schiff zu besehen. Kaum aber war er hineingestiegen, als die Schiffsleute, auf den Wink des Erzbischofes, vom Lande stießen und mitten in den Rhein ruderten. Darüber erschrack der Knabe unmäßig und sprang unversehens in den Rhein, und wäre sicherlich ertrunken, wenn nicht der Graf Ekbert von Braunschweig rasch nachgesprungen wäre, und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Man sprach ihm Muth ein und gab ihm viel gute Worte, und so wurde er nach Köln geführt. Die Mutter war Anfangs sehr erschrocken und betrübt; als sie aber sah, daß die teutschen Fürsten kein Vertrauen mehr zu ihr hatten, beschloß sie, ihr Leben in der Einsamkeit zuzubringen und ging nach Rom.

Der Erzbischof Hanno, damit es nicht das Ansehn hätte, als wolle er die höchste Gewalt allein in Händen haben, machte eine Verordnung, daß der junge König sich abwechselnd in verschiedenen Hauptstädten von Teutschland aufhalten, und daß immer der Bischof, in dessen Sprengel er wohnte, die Vormundschaft und Reichsverwaltung haben sollte. Im Grunde jedoch dachte er den Prinzen am meisten zu lenken. Aber er war nicht fähig, das Herz des Knaben zu gewinnen; denn er war streng, hochfahrend, gebieterisch, und mogte ihn oft hart behandeln, er, von dem man erzählt, daß er sogar seinem Vater, dem gewaltigen Heinrich dem Schwarzen, sehr unsanft die Kirchenstrafe gegeben habe. Unter den übrigen Bischöfen dagegen fand sich ein ganz anderer Mann, eben so ehrgeizig als Hanno, aber fein und einschmeichelnd, und der den Knaben dadurch zu gewinnen wußte, daß er ihm in allem den Willen ließ; das war der Erzbischof Adelbert von Bremen. Und als Hanno einst eine Reise nach Rom machte, und lange abwesend war, bemeisterte sich Adelbert gänzlich des jungen Fürsten. Schlimmeres hätte dem Knaben nicht wiederfahren

können, als diese Abwechselung zwischen ganz entgegengesetzter Behandlung. Von der größten Strenge kam er auf einmahl in Ausgelassenheit und Sinnenlust; mit Tücke und Arglist wurde er früher bekannt, als mit Güte und Tugend; denn wie hätte er solche Erzieher achten können? Und so hat er niemahls die feste Ruhe und Mäßigung gewinnen können, welche die höchste Majestät der Könige ist.

An diesem Heinrich ist die Gewalt guter wie schlechter Erziehung recht offenbar geworden; um so mehr, da bei einem Herrscher, auf den Aller Blicke gerichtet sind, die menschlichen Schicksale gleichsam in einem größeren Spiegel erscheinen. Heinrich war ein Knabe von hohen Anlagen; er hatte einen feurigen Muth, große Schnelligkeit des Entschlusses, und ritterlichen Sinn, der auf das Größeste hätte gelenkt werden mögen. Aber nun wurde sein schnelles und feuriges Wesen zum Jähzorn und zur Rachsucht umgewandelt, und der hohe Sinn in Stolz und Herrschsucht. Dazu liebte er die Sinnenlust, und wurde dadurch oft lässig und sorglos. So wechselte ein gutes Zeichen und ein löblicher Augenblick schnell bei ihm mit dem schlechten; und die Ungleichheit, ja der Gegensatz seiner Erzieher spiegelte sich in seinem ganzen Wesen wieder.

Ebenfalls zeigt es sich als eine große Wahrheit an Heinrich IV, daß, wie unser Gemuth und unser Inneres, so auch unser Schicksal ist. Ist jenes in sich einig und fest, so nimmt sicherlich auch unser Leben einen festen Gang. Bei Heinrich aber ist sein Schicksal so ungleich, als sein Gemuth; Gluck wechselt mit Ungluck, Höhe mit Tiefe, Erhebung mit Erniedrigung, Uebermuth mit Kleinmuth, bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens.

## 48. Der Streit Heinrichs mit den Sachsen.

Zwei heftige Abneigungen hatte Adelbert aus seiner Seele in die seines Zöglings hinübergepflanzt; einmahl gegen alle Fürsten, und dann gegen die sächsischen und das ganze sächsische Volk in's besondere, mit welchem er sehr viele Streitigkeiten wegen seines Erzbisthums Bremen gehabt hatte. Darum prägte er dem jungen Könige ein: die Fürsten strebten nach Unabhängigkeit, am meisten die sächsischen, er solle sie wohl im Gehorsam halten und bei Zeiten niederdrücken: — Diese Grundsätze haben des Königes ganzes Leben verbittert und zerrüttet; denn obwohl der herrschsüchtige Adelbert schon nach wenig Jahren durch die Fürsten von Heinrich entfernt wurde, so vergaß dieser seine Lehren doch nie, und lebte nach ihnen.

Die Sachsen erkannten sehr bald des Königs Absicht, ihr Land zu einem unmittelbaren königlichen Lande zu machen. Er wohnte meistentheils zu Goslar, und fing an, in den Bergen des Harzes und in Thüringen eine Menge von Burgen anzulegen und mit Besatzungen zu versehen, um durch sie das Volk desto besser zügeln zu können. Die vorzüglichste dieser Festen war die Harzburg, Heinrichs Lieblingsort, den Sachsen ein Abscheu. Man klagte unter einander, daß die Freiheit der Vorfahren zu Grunde gehe. Auch ging die Sage im Lande, der König habe von einem Berge in Sachsen umhersehend gesagt: „Sachsen sey ein schönes Land, aber die es bewohnten, seyen verworfene Knechte."

Noch zwei Dinge kamen dazu, und mehrter die Unzufriedenheit. Heinrich war schon als Kind durch seinen Vater mit der Bertha, einer italienischen Markgrafentochter verlobt worden und hatte sie nachher geheirathet; allein, er wurde ihr gram, und wollte von ihr geschieden seyn; und weil er dazu der geistlichen Fürsten bedurfte, so suchte er die Gunst des Erzbischofs

Sifried von Mainz vor Allen zu gewinnen. Aber, wie ihn immer seine Leidenschaftlichkeit blind zu dem gewünschten Ziele hintrieb, so wählte er auch diesesmahl ein verderbliches Mittel; er befahl den Thüringern, wider ihren Willen, dem Erzbischofe den Zehnten von ihren Gütern zu entrichten, worauf derselbe Anspruch machte. Nun hatte er die Thüringer sich doppelt zu Feinden gemacht. Von der Königin aber wurde er doch nicht geschieden, und hat sich nachher, als er im Unglück war, wieder zu ihr gewendet.

Ferner behandelte Heinrich den sächsischen Grafen Otto von Nordheim, dem seine Mutter das Herzogthum Baiern gegeben hatte, so, daß alle weltlichen Großen, besonders aber die Sachsen, dadurch entrüstet wurden. Dieser Herzog Otto war ein Freund des Erzbischofs Hanno gewesen, und mochte vielleicht dadurch schon dem Könige verhaßt seyn; oder dieser wandte den Haß gegen alle kräftige Fürsten, welchen ihm Adelbert eingeflößt hatte, besonders gegen Otto, auf dessen Arm das sächsische Volk vorzüglich vertraute. Und als nun ein, wahrscheinlich dazu gedungener, Kläger, Egino, gegen den Herzog auftrat und ihn beschuldigte, er habe ihn zur Ermordung des Königes bereden wollen, und Otto den Zweikampf mit ihm verweigerte, weil er nicht ebenbürtig und dazu ein berüchtigter Mensch sey, so entsetzte ihn Heinrich seines Herzogthums Baiern. Er gab es dem jungen Welf, dem Sohne des italienischen Markgrafen Azzo, dem Stifter des berühmten welfischen Hauses, von welchem unsere Geschichte noch viel reden wird.

An Otto von Nordheim hatte er sich aber auf Lebenszeit einen sehr tapferen Feind erweckt. Otto begab sich zu dem Prinzen Magnus von Sachsen, einem edlen Jüngling, kühn und tapfer in den Waffen, und verband sich mit ihm; sie wurden aber beide von Heinrich gefangen, ehe sie sich hatten zum Kampfe bereiten können. Nach einem Jahre gab der König den Otto wieder frei, den Magnus aber hielt er im Gefängniß; und obgleich

sich Otto edelmüthig erbot, für seines Freundes Befreiung wieder in den Kerker zurückzukehren, so hörte er doch nicht auf ihn. Da mußte man wohl glauben, des Königs Absicht sey keine andere, als das Herzogthum Sachsen an sich zu nehmen, und den Prinzen im Gefängnisse sterben zu lassen.

Alle diese Umstände sind der Ursprung der heftigen Feindschaft zwischen Heinrich und den Sachsen, welche den größten Theil seiner Regierungszeit zerrüttete, und beide Theile zu Thaten des äußersten Hasses verleitete.

Die Sachsen, an ihrer Spitze Otto von Nordheim, schlossen eine enge Verbindung mit einander; es gehörten dazu alle sächsischen und thüringischen Großen, weltliche und geistliche, und unter vielen andern die Bischöfe Burkard von Hildesheim und Bucco von Halberstadt. Dieser letztere war ein Neffe des Erzbischofs Hanno, und hatte von diesem den Haß gegen alle kaiserliche Uebermacht eingesogen.

Ganz unerwartet, als Heinrich in Goslar war, im J. 1073, kam eine Gesandschaft der Sachsen zu ihm, welche Folgendes von ihm forderte: „Er solle seine Schlösser in ihrem Lande niederreißen; Magnus, den Erben des sächsischen Herzogthums, aus der Gefangenschaft loslassen; sich nicht allezeit in Sachsen aufhalten; des Landes alte Verfassung in Ehren halten; und in den Reichssachen nicht schlechten Rathgebern folgen, sondern sich mit den Ständen berathen. Wenn er diese Bitten erfülle, so solle kein Volk in ganz Teutschland ihm treuer und ergebener erfunden werden, als sie." — Heinrich wies die Abgeordneten verächtlich zurück. Da machten die Sachsen aus ihren Drohungen Ernst und rückten mit 60,000 Mann vor Goslar; Heinrich floh mit seinen Schätzen auf die starke Harzburg, und als die Feinde schnell nachrückten, rettete er sich, unter großen Gefahren, durch den Wald. Drei Tage mußte er ohne Speise und Trank, mit wenigen Begleitern, in der Wildniß umherirren, und furch-

tete bei jedem Geräusch des Windes in den hohen Tannenwäldern den Tod. Endlich erreichte er Eschwege am Werra-Flusse. Von dort ging er an den Rhein nach Tribur, und sandte Boten durch das Reich, daß man gegen die Sachsen rüsten sollte. Die Sachsen aber benutzten klüglich die Zeit, brachen eine seiner Burgen nach der andern, und befreiten sogar ihren Fürsten Magnus aus dem Schlosse Lüneburg, wo er gefangen lag. Damit war indeß Heinrichs Demüthigung noch nicht beendigt. Auch die Fürsten aus Süd-Teutschland, und sogar der Erzbischof von Mainz, wegen dessen er sich so viele Feinde zugezogen hatte, fielen von ihm ab. Wie einstmahls Egino gegen Otto von Nordheim aufgetreten war, und ihn des beabsichtigten Königsmordes angeklagt hatte, so erhob sich unerwartet ein Ritter Reginger, sonst einer von Heinrichs Günstlingen, und sagte aus: „der König habe ihn gedungen, die Herzöge Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen zu ermorden." Das mochte nun ein ähnlicher Kunstgriff der Feinde gegen ihn seyn, wie er früher gegen Otto von Nordheim gebraucht hatte, um die öffentliche Meinung gegen ihn zu stimmen. Und das gelang auch. Man ging sogar damit um, einen neuen König zu wählen, und der undankbare Erzbischof Sifried berief die Fürsten schon dazu nach Mainz.

In dieser Noth, da alle Freunde den König verlassen hatten, blieben ihm nur die Bürger von Worms getreu; sie öffneten ihm wider den Willen des Bischofs die Thore, boten ihm Mannschaft und Waffen, und richteten seinen niedergeschlagenen Sinn durch ihre treue Anhänglichkeit wieder auf. Und so gut es ihre Kräfte verstatteten, erhielten sie ihn auch ganz allein, da niemand zu seinem Unterhalte etwas geben wollte. Zu dieser Zeit fingen schon die Städte in Teutschland an, in den Reichssachen eine Stimme zu führen; sie waren die Hauptstütze der kaiserlichen Gewalt gegen die Fürsten, und wir sehen daraus, wie sie seit

Heinrichs des Ersten Zeit schon müssen an Menge der Einwohner und an Fleiß und Wohlhabenheit herangewachsen seyn. Aber gegen solche Gewalt des Mißgeschicks, als diesesmahl über Heinrichs Haupte hereingebrochen war, konnten ihn die treuen Wormser nicht vertheidigen; er mußte, um nur die Krone nicht zu verlieren, einen harten Frieden mit den Sachsen eingehen, alle Festen, und sogar die geliebte Harzburg ihnen ausliefern. Wehmüthig betrachtete er sie zum letztenmahl, als er in der Sachsen Mitte nach Goslar ritt; er bat sogar recht inständig noch einmahl für ihre Erhaltung, allein die stolze Burg sollte fallen, und bei der Zerstörung wüthete der Haß so sehr, daß der erbitterte Pöbel sogar die Kirche und Altäre plünderte, das kaiserliche Familiengrab aufriß und die Gebeine von Heinrichs verstorbenem Söhnlein beschimpfte. Dies geschah im J. 1074.

Dafür mußten die Sachsen erfahren, daß der gefährlichste Feind im Glücke der Uebermuth des eigenen Herzens ist. Und in Heinrichs Leben tritt auf einmahl einer von den merkwürdigen Wechseln des Schicksals ein, welche dasselbe auszeichnen. Er hatte nun wohl begriffen, daß die Menschen anders behandelt werden müßten, als Adelbert ihn gelehrt hatte, und daß, um ein Volk zu bezwingen, es nicht hinreiche, einige feste Schlösser in seinem Lande zu bauen. Er fing an, die teutschen Fürsten auf ganz andere Weise anzusprechen, als bisher; er suchte sie einzeln zu gewinnen, weil ihre Versammlungen ihm stets nachtheilig gewesen waren, wendete bei dem Einen dieses, bei dem Andern jenes Mittel an; besonders aber klagte er bei Allen wegen der schimpflichen und empörenden Zerstörung der Harzburg; und als nun die Stimmung für ihn günstiger war, erließ er ein allgemeines Aufgebot gegen die Sachsen. Diesesmahl folgte der Gehorsam auf der Stelle; schnell war ein starkes Heer von Rittern und Lehnsleuten versammelt, und die Sachsen, die nur in der Eile einiges Volk zusammengerafft hatten, wurden

1071, nicht weit von Langensalza an der Unstrutt, hart geschlagen. Heinrich verfolgte die Fliehenden bis nach Magdeburg und Halberstadt, und ließ ihr Land mit Feuer und Schwerdt verwüsten. Die Rache war furchtbar, wie Heinrichs Leidenschaften immer. Im folgenden Jahre traten aber die andern Fürsten dazwischen, die es nicht dulden konnten, daß das arme Volk ganz zertreten würde; Heinrich wurde besänftigt, und setzte sogar ihren Hauptanführer, den Otto von Nordheim, als seinen Statthalter über Sachsen.

So schien der König nun, nachdem seine Widersacher besiegt waren, einen ebnen Weg vor sich zu haben. Aber es stand ihm von einer anderen Seite ein viel mächtigerer Feind auf, als die Sachsen, der mit neuen Waffen gegen ihn kämpfte.

---

## 49. Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII.

Hildebrand (nachher Gregor VII) war der Sohn eines Zimmermanns zu Saone, einer italienischen Stadt. Er trat in den geistlichen Stand, und da er sehr vorzügliche Geistesgaben zeigte, wurde er vom Papst Leo IX, unter Heinrichs III. Regierung, aus dem Kloster zu Clugny mit nach Rom genommen und dort zum Subdiaconus der römischen Kirche und nachher zum Kanzler gemacht; und von nun an lenkte er allein die Schritte der Päpste, und war die Seele des römischen Hofes. Sein Ziel war die Erhöhung des Papstes über alle Fürsten und Könige der Erde; und dieses Ziel hat er mit solcher Klugheit, Beharrlichkeit, Kraft und Geistesgröße sein ganzes Leben hindurch verfolgt, daß man ihn zu den außerordentlichsten Menschen der Weltgeschichte zählen muß. Es waren zu seiner Zeit die größten

Mißbräuche in der Kirche, unter der hohen und niedern Geistlichkeit, eingeschlichen; die Meisten kauften ihre Stellen für Geld, wodurch also auch Unwürdige an wichtige und hohe Plätze gelangen konnten; Unsittlichkeit, Ausschweifung, viele andere Laster, waren unter den Geistlichen nichts seltenes, und so wie sie die Knechte ihrer eigenen Sünde waren, so hingen sie auch durch die Liebe des irdischen Besitzes an den weltlichen Fürsten, von welchen sie mit ihren Gütern belehnt wurden. Da beschloß Hildebrand, der von dem brennendsten Eifer für die Freiheit der Kirche und für die Sittlichkeit des geistlichen Standes erfüllt war, diesen Uebeln die Axt an die Wurzel zu legen.

Zuerst eiferte er, und mit vollem Rechte, gegen das Erkaufen geistlicher Aemter durch Geld, welches man das Laster der Simonie, und eine Sünde gegen den heiligen Geist nannte. Und mit welcher sittlichen Kraft und Geistesüberlegenheit er dabei auf die Menschen zu wirken wußte, zeigt das Beispiel eines Erzbischofes in Frankreich, welcher auch jenes Lasters angeklagt war, aber schlau seine Ankläger durch Geld gewonnen hatte. Hildebrand, so lautet die Erzählung der alten Urkunde, saß, als Abgeordneter des Papstes, über die Sache zu Gericht. Da trat der Erzbischof keck in die Versammlung, und sprach: „Wo sind, die mich anklagen? Trete auf, wer mich verdammen will!" — Die bestochenen Kläger schwiegen. Da wandte sich Hildebrand an ihn, und sprach: „Glaubst du, daß der heilige Geist mit Vater und Sohn Ein Wesen sey?" Jener erwiederte: „Ich glaube es." Nun befahl er ihm zu sagen: „Ehre dem Vater und Sohn und heiligen Geist!" Und dabei sah er ihn mit so durchdringendem Blicke an, daß dem Erzbischof seine Schuld schwer aufs Gewissen fiel; denn er vermogte die Worte: „dem heiligen Geist" nicht zu sagen, wiewohl er es mehrmahls versuchte. Dies galt als göttliches Gericht. Der Erzbischof fiel seinem Richter zu Füßen, bekannte sich der Simonie schuldig und

werth, der Priesterwürde entsetzt zu werden; und darauf konnte er dieselben Worte mit deutlicher Stimme aussprechen. Diese Begebenheit wirkte so stark auf die Gemüther der Menschen, daß sich noch 27 andere Kirchenvorsteher und viele Bischöfe unangeklagt als Simonisten bekannten und ihr Amt niederlegten.

Sollte nun ferner die Geistlichkeit überhaupt von der weltlichen Macht frei werden, so mußte vor allen Dingen das Haupt der Kirche nicht mehr von dem Kaiser gesetzt, sondern durch freie Wahl ernannt werden. Das war noch eben anders bestimmt worden, da Heinrich III. sich das Versprechen geben ließ, daß die Römer keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung erkennen wollten; und unter diesem Kaiser möchte Hildebrand seine Absichten auch wohl nicht durchgeführt haben. Nun aber benutzte er die Zeit, da der neue Kaiser noch ein Kind war, und bewirkte, daß im J. 1059, unter Papst Nicolaus II, ein Gesetz gegeben wurde, ein jeder Papst solle von den Kardinälen frei gewählt werden, und der Kaiser nur in so fern das Recht der Bestätigung haben, als er selbst dieses Recht vom apostolischen Stuhle erhalten werde; so daß also umgekehrt der Papst nicht vom Kaiser, sondern die Kaiserwürde vom Papste abhängig seyn sollte.

Als der Kanzler Hildebrand durch diese und andere Anordnungen Alles für seine größeren Absichten vorbereitet hatte, wurde er im J. 1073 selbst zum Papst erwählt und nannte sich Gregor VII. Kaiser Heinrich, der nun schon das Reich selbst verwaltete, schickte nach Rom, und ließ die Römer zur Rede stellen, daß sie ohne seine Einwilligung einen Papst gewählt hätten. Gregor, der in diesem Augenblick noch nicht den Streit mit dem Kaiser anfangen wollte, entschuldigte sich, das Volk habe ihn gezwungen, die päpstliche Würde anzunehmen; er habe sich aber nicht ordiniren lassen, bevor er die Einwilligung des Kaisers und der teutschen Fürsten erhalten. Mit dieser Ent-

schuldigung war Heinrich zufrieden und der Papst wurde bestätigt.

Nun trat er zuerst mit neuen, sehr strengen Gesetzen gegen die Simonie und gegen die Ehe der Priester hervor. Er verlangte, gleich früheren Päpsten und Kirchenvätern, der Priester der Kirche solle sich ganz dem göttlichen Dienste weihen, sich aller Sinnenlust enthalten, und nicht einmahl durch das Band der Ehe an die Liebe der irdischen Dinge fesseln. — Wenn die Geistlichen in allen christlichen Ländern gar nicht durch die Sorge für ihr Haus und ihre Kinder gebunden und von den weltlichen Fürsten abhängig waren, so hatte der Papst so viele Tausende der eifrigsten Diener gewonnen, welche nur auf seinen Befehl hörten, und die Herrschaft der Kirche über alle weltliche Macht fest begründeten. Aber diese Diener sollten noch freier seyn, und nicht einmahl ihre weltlichen Besitzungen als Lehen aus den Händen der Fürsten empfangen. Wie nemlich der weltliche Lehnsmann zum Zeichen seiner Belehnung eine Fahne erhielt, so ertheilten die Fürsten den Bischöfen und hohen Geistlichen einen Ring und einen Hirtenstab, und man nannte dieses die Investitur. Auch diese verbot nun Gregor den Geistlichen aus den Händen der Großen anzunehmen; sie sollten einzig ihre Erhebung dem römischen Stuhle verdanken, und nur dem Papste den Eid des Gehorsams schwören. — Nach diesem Grundsatze mußte der Papst Herr über den dritten Theil aller Güter der christlichen Länder werden.

Dieses ist der Anfang des langen und heftigen Investitur-Streites, und überhaupt des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, und zwischen Staat und Kirche, welcher nach und nach beide geschwächt und endlich zerrüttet hat. Wir haben früher schon die Bedeutung sowohl der päpstlichen als der kaiserlichen Würde in ihren Grundgedanken gesehen, und wie ihr friedliches Zusammenwirken das Heil der Völker begründen konnte. Nun aber fängt die Zeit an, da sich die eine immer

über die andere erheben, da der Papst nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen über alle Fürsten und Könige herrschen, Kronen abreißen und Kronen verschenken wollte, und wo wiederum die Kaiser oft auch nicht in billigen und vernünftigen Sachen das Ansehn des Papstes gelten ließen, sondern glaubten, mit der Schärfe des Schwerdtes über die unsichtbaren, geistigen Kräfte und über das Gewissen der Menschen herrschen zu können. Denn wenn der Streit die Leidenschaften einmahl losgebunden hat, so findet die Stimme der Gerechtigkeit und der Mäßigung selten Gehör. Die Kräfte, welche im Frieden zusammen die Welt beglücken konnten, zerstörten einander selbst, und so geschah es, daß nach anderthalbhundertjährigem Kampfe, und nach unsäglicher Verwirrung von Teutschland und Italien, die Kaiserwürde ihren alten Glanz und ihre inwohnende Kraft verlor, und das Oberhaupt der Kirche äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Große Männer haben in diesem Kampfe einander gegenüber gestanden, — wir werden sie kennen lernen, — welche ihre Kräfte ungleich wohlthätiger hätten gebrauchen können; aber auch dieser Kampf gehörte in den großen Plan der Weltgeschichte, und es sind Entwickelungen dadurch vorbereitet, die sonst nicht hätten erfolgen können.

Papst Gregor ging in seinen Grundsätzen immer weiter. Nicht genug, daß er den Anfang gemacht hatte, die Kirche mit allen ihren Gütern der weltlichen Herrschaft ganz zu entziehen, erklärte er nun auch feierlich, daß Kaiser und Könige und Fürsten, mit aller ihrer Macht, dem Papste unterworfen seyen. In seinen eigenen Briefen finden sich seine Grundsätze ausgesprochen: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, sagt er, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Denn wie dieser sein Licht von jener hat, so sind

Kaiser und Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des römischen Stuhles größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan, und ihm Gehorsam schuldig. — Wenn die Apostel im Himmel binden und lösen können, so müssen sie auch auf der Erde Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Grafschaften, und eines jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst. Und wenn sie über das Geistliche als Richter bestellt sind, so müssen sie es um so eher über das Weltliche seyn; wenn sie endlich über die Engel, die über die hochmüthigen Monarchen herrschen, zu richten haben, um wie viel eher werden sie über die Knechte dieser Engel Urtheil sprechen können. — Der Papst aber ist der Nachfolger der Apostel, und der Stellvertreter auf dem Stuhl Petri; er ist Statthalter Christi und über Allen."

Diese Grundsätze beschloß Gregor zuerst an dem Kaiser selbst, dem Haupte der Fürsten, auszuüben, und dadurch ihre Kraft vor aller Welt zu beweisen. Heinrich, weil er mit seinen Unterthanen in Zwiespalt lebte, hatte weniger wirkliche Macht, als ein anderer König, aber sein Name war größer, und daher der Sieg über ihn glänzender; zugleich war es leicht, seiner leidenschaftlichen Handelsweise wegen, an ihm eine Ursache zu finden. Es kamen von vielen Seiten Klagen über den Kaiser nach Rom; auch die Sachsen beklagten sich bitter, denn er hielt viele ihrer Fürsten noch immer gefangen. Da ließ Gregor dem Kaiser entbieten: „Er solle sich in den nächsten Fasten vor der Send zu Rom stellen und wegen der Verbrechen, die ihm zur Last gelegt würden, verantworten; sonst solle er wissen, daß er ohne Verschub durch den apostolischen Bannfluch aus der Kirche werde verstoßen werden."

Heinrich wurde mehr zornig als furchtsam durch solche Worte; die unsichtbare Kraft des päpstlichen Bannfluches war noch wenig erprobt worden. Er versammelte die teutschen Bischöfe im J. 1076

nach Worms, und ließ dort die Absetzung über den Papst aussprechen, womit dieser ihn bedroht hatte; dann schrieb er ihm einen Brief, folgendes Inhalts:

„Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach „Gottes frommer Anordnung, König, an „Hildebrand, nicht den Papst, sondern den „falschen Mönch."

„Diesen Gruß hast du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht hast. Du hast die Regierer der heiligen Kirche wie die Knechte, die nicht wissen, was ihr Herr thut, unter deine Füße getreten, und durch diese Zertretung hast du dir Gunst vom Munde des gemeinen Haufens erworben. Wir haben das lange geduldet, weil uns daran lag, die Ehre des römischen Stuhls zu erhalten. Allein du hast unsere Demuth für Furcht genommen, und dich erfrecht, dich selbst gegen die von Gott uns zugestandene königliche Würde zu erheben, und gedroht, sie uns zu nehmen, gleich als hätten wir unsere Herrschaft von dir erhalten. Du bist auf den Stufen emporgestiegen, die da List und Trug heißen und verflucht werden, hast durch Geld Gunst, durch Gunst eiserne Gewalt, durch diese den Stuhl des Friedens gewonnen, und von diesem herab den Frieden gestört, indem du Untergebene gegen Vorgesetzte bewaffnest. Der heilige Leo, ein wahrer Papst, sagt auch: „Fürchtet Gott! Ehret den König!" Weil du aber Gott nicht fürchtest, ehrst du mich, seinen Geordneten, nicht. — Du also, mit Fluch behaftet, und auf unser und aller Bischöfe Gericht verdammt, steige herab! Verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl! Es soll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri steigen, der nicht mit dem göttlichen Wort seinen Uebermuth umhüllt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe, sagen dir: Steig herab! Steig herab!" —

Darauf hielt auch der Papst ein Concilium, und sprach nicht nur über Heinrich den Bannfluch aus, sondern entsetzte ihn des Reiches mit folgenden Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes untersage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich, der sich mit unerhörtem Hochmuth gegen die Kirche aufgelehnt hat, die Regierung des teutschen und italienischen Reiches, und entbinde alle Christen des Eides, den sie ihm geleistet haben oder leisten werden, und verbiete, daß ihm jemand als einem König diene. Und an deiner Statt, heiliger Petrus, binde ich ihn mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker erfahren, daß du der Fels seyest, auf den der Sohn Gottes seine Kirche gegründet hat."

Der Eindruck dieser unerhörten Ereignisse war verschieden, je nachdem die Gemüther verschieden gestimmt waren. Die Sachsen jubelten, denn ihre Sache wurde nun die Sache der Kirche, und ihr gewöhnliches Feldgeschrei war von dieser Zeit an: „Heiliger Peter!" Aber auch rings im ganzen Reiche trennten sich die Partheien; überall hieß es: „für den Papst," oder „für den König." Es war eine schwere Zeit des Zwiespalts, und Haß erfüllte die Welt. Wäre der König ein guter und untadeliger Mann gewesen, so hätte ihn die Macht des bloßen Wortes wohl nicht überwältigt; denn dieses Wort erhielt seine Gewalt erst durch die öffentliche Meinung. Aber nun hatte er schon viele und arge Feinde, und sein Uebermuth, nach Besiegung der Sachsen, hatte ihre Zahl noch vermehrt. Daher geschah es, daß die größere Hälfte der teutschen Fürsten sich zu Oppenheim, am Rheine, versammelten, und damit umgingen, einen neuen Köing zu wählen. Heinrich eilte selbst in die Nähe, und durch vieles Bitten und Geloben der Besserung erlangte er, daß ihm ein Jahr Frist gestattet wurde. Man wollte den Papst bitten, nach Augsburg zu kommen, und seine Sache genau zu untersuchen; sey er aber binnen Jahresfrist nicht vom Banne los-

gesprochen, so solle ohne Verzug zu einer neuen Wahl geschritten werden.

**Heinrich in Kanossa.** 1077. — In dieser verzweifelten Lage faßte Heinrich einen Entschluß, welcher wohl bewies, daß er zu den kühnsten Dingen Muth hatte. Er fürchtete, daß auf der Fürstenversammlung zu Augsburg, wo seine Feinde die Mehrzahl ausmachten, nichts Gutes über ihn werde beschlossen werden; daher ging er selbst, obgleich er gar keine Mittel hatte, und fast seinen Unterhalt erbetteln mußte, und obgleich die Fürsten alle Pässe zwischen Teutschland und Italien besetzt hatten, nur von seiner Gemahlin und Einem Getreuen, begleitet, über die Alpen. Er schlich sich durch Savoyen, und da es Winter war, war die Reise über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge mit unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft; die Kaiserin mußte sich, in eine Ochsenhaut gewickelt, über die steilen Eisfelder herabschleifen lassen. — Endlich langte er in Italien an, und zu seinem Erstaunen wurde er mit Jubel empfangen; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Kaiser komme, den stolzen Papst durch die Gewalt des Schwerdtes zu demüthigen. In Ober-Italien war lange schon ein Haß gegen den Papst; die weltlichen Großen waren durch seine neuen Anordnungen beleidigt und unter den Geistlichen waren viele, die seine Gesetze gegen die Simonie und die Priesterehe zu Feinden gemacht hatten. Viele Italiener, selbst die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna waren im Banne. Wäre Heinrich nicht niedergeschlagen gewesen durch das, was er in Teutschland erfahren hatte, so hätte er in Italien schnell einen großen Anhang gewinnen mögen, um seinem Gegner Trotz zu bieten; aber er hatte nur Aussöhnung mit ihm im Sinne. Der Papst war eben auf der Reise nach Teutschland, zum Augsburger Reichstage, wo er über den Kaiser zu Gericht sitzen sollte; da er von Heinrichs plötzlicher Ankunft

in Italien hörte, und noch nicht wußte, ob er sich Gutes oder Böses von ihm versehen sollte, begab er sich seitwärts von seinem Wege in das feste Schloß Kanossa, zur Gräfin Mathilde, der Erbtochter des reichen Markgrafen Bonifacius, welche eine eifrige Freundin des römischen Stuhles war.

An sie wandte sich Heinrich, daß sie bei dem Papste für ihn reden sollte. Dieser wollte Anfangs nichts von einer Aussöhnung wissen, sondern berief sich auf die Entscheidung des Reichstages; endlich, auf vieles Bitten, erlaubte er, daß Heinrich in der Kleidung eines Büßenden, im härenen Hemde, mit nackten Füßen, in die Burg eingelassen wurde. So wie er in das äußerste Thor getreten war, wurde es zugeschlossen; sein Gefolge mußte zurückbleiben, und er war nun allein im äußeren Hofe. Es war mitten im Winter, im Januar 1077; drei Tage lang mußte der Kaiser barfuß im Hofe harren. Alle im Schlosse waren gerührt, Gregor selbst schreibt in einem Briefe, die Anwesenden hätten ihn hart getadelt, und gesagt, sein Betragen sähe eher einer tyrannischen Grausamkeit, als einem apostolischen Ernste gleich. Die Gräfin Mathilde bat mit heißen Thränen, und Heinrich verlangte am Ende nur, man solle ihn wenigstens wieder herauslassen. — Am vierten Tage endlich ließ ihn der Papst vor sich, und sprach ihn vom Banne los. Doch mußte Heinrich harte Bedingungen eingehen. Er mußte versprechen, sich an dem Tage und Orte einzufinden, den ihm der Papst bestimmen würde, um zu hören, ob er König bleiben solle oder nicht; indessen solle er sich aller königlichen Ehrenzeichen und der Ausübung königlicher Gewalt enthalten.

## 50. Heinrich IV. und seine Gegenkaiser.

Mit Zorn im Herzen zog Heinrich von dannen, und sobald die Italiener diese Stimmung gegen den Papst in ihm merkten, versammelten sich seine alten, zum Theil noch mit dem Banne belegten Freunde wieder um ihn, und er blieb den Winter in Italien. Die teutschen Fürsten aber, die seine Feinde waren, hielten einen Tag zu Forchheim, und wählten den Herzog **Rudolf von Schwaben** zum Gegenkaiser. Nun spaltete sich Teutschland von Neuem in heftiger Zwietracht; denn auch Heinrich hatte einen starken Anhang, besonders unter den Städten und den Geistlichen, welche mit Gregors Kirchengesetzen unzufrieden waren. Er ging nach Teutschland zurück, der Krieg begann und verwüstete drei Jahre lang viele der schönen teutschen Länder. Rudolf mußte aus Schwaben weichen, welches Heinrich als Herzogthum dem **Friedrich von Hohenstaufen** gab, und zog sich nach Sachsen zurück; denn das sächsische Volk und der tapfere Otto von Nordheim waren seine Stützen.

Gregor benahm sich sonderbar bei dieser Sache; es war, als wenn er seine Freude habe an der Zerruttung Teutschlands, und an der Schwachung der weltlichen Macht durch sich selbst; denn anstatt den Sachsen und ihrem Könige Rudolf mit aller Macht seines Ansehns beizustehn, damit ihre Sache schnell den Sieg gewönne, erkannte er keinen der Könige an, sondern wollte nach Teutschland kommen und ihr Schiedsrichter seyn. „Es geschah nichts, sagt ein Geschichtschreiber, als daß die papstlichen Gesandten oft zu beiden Theilen kamen, und bald den Sachsen, bald Heinrich die Gunst des Papstes versprachen; dabei aber so viel Geld, als sie nach Römer Art bekommen konnten, von beiden mit sich forttrugen.“ — Die Sachsen beklagten sich bitter uber diese Zweideutigkeit des

Papstes; sie schrieben ihm unter andern: „All unser Unglück wäre nicht oder geringer, wenn Ihr auf dem begonnenen Wege weder zur Rechten noch zur Linken abgewichen wäret. Aus Gehorsam zu unserm Hirten sind wir dem Rachen der Wölfe ausgesetzt; und wenn wir uns noch selbst vor dem Hirten hüten sollen, so sind wir elender als alle Menschen.“ — Diese derbe Sprache gefiel aber dem Papste nicht, er antwortete nichts darauf, und erst, als Rudolf in zwei Schlachten überwiegende Vortheile gehabt hatte, erklärte er sich für ihn, schickte ihm sogar eine Krone, und that Heinrich von Neuem in den Bann. Dieser dagegen versammelte ein Concilium zu Brixen, setzte ebenfalls den Papst noch einmahl ab, und ließ gegen ihn den im Banne befindlichen Erzbischof Guibert von Ravenna, als Clemens III, zum Gegenpapst wählen. Nun waren zwei Kaiser und zwei Päpste. Der Sieg indeß neigte sich diesesmahl für einige Zeit auf Heinrichs Seite.

Zwar litt er auch in der dritten Schlacht an der Elster in Sachsen, durch die Tapferkeit des Otto von Nordheim, einen harten Verlust, aber Rudolf selbst war in der Schlacht tödtlich verwundet und starb; und es ward erzählt, er habe, als ihm seine Hand, die im Treffen abgehauen wurde, gezeigt sey, reumüthig gesagt; „das ist die Hand, mit welcher ich dem König Heinrich Treue geschworen habe.“ — Sein Fall wurde als ein Gottesurtheil angesehen, und Heinrichs Anhang vermehrte sich. Er konnte nun sogar einen Zug nach Italien unternehmen, um seinen ärgsten Widersacher gleichsfalls zu bekriegen; er kam auch vor Rom, und belagerte es dreimahl, in dreien auf einander folgenden Jahren; und trieb den Papst Gregor so in die Enge, daß er sich in die Engelsburg einschließen mußte, und hier mit Hülfe der Römer selbst belagert wurde; aber sich zu demüthigen, und etwa das Beispiel Heinrichs zu Kanossa nachzuahmen, dazu war sein Geist zu groß und sein Wille gleichsam

zu eisern. Heinrich bot ihm Versöhnung an, wenn er ihn krönen wolle; allein Gregor antwortete standhaft, er könne nur dann sich mit ihm einlassen, wenn er zuvor Gott und der Kirche Genugthuung geleistet hätte. Da mußte sich Heinrich mit seiner Gemahlin von dem Gegenpapst Clemens krönen lassen, am Osterfeste 1084; darauf zog er ab; der Papst Gregor aber wurde von den Römern noch immer in der Engelsburg belagert, bis er durch den normännischen Herzog Robert Guiscard, seinen Freund, aus ihren Händen befreit wurde. Dieser eroberte die Stadt, plünderte und wüthete auf schreckliche Weise, und nahm dann den alten unbiegsamen Papst, der auch im Unglücke keine von seinen großen Ansichten aufgeben wollte, mit nach Unteritalien; hier ist er im folgenden Jahre zu Salerno gestorben.

Nun schienen dem Kaiser Heinrich glückliche und ruhige Zeiten anzubrechen; der Nachfolger Rudolfs von Schwaben, **Hermann von Luxemburg**, den die Fürsten ihm zum zweiten Gegner aufgestellt hatten, konnte sich nicht behaupten und legte von selbst seine Würde nieder; und die Sachsen, des ewigen Kriegens müde, nachdem Otto von Nordheim gestorben, und der unversöhnliche Bischof Bucco von Halberstadt von seinen eigenen Landsleuten getödtet war, als er sie zum vierzehntenmahle aufwiegeln wollte, unterwarfen sich auch gutwillig dem, durch viele Leiden nun milder gemachten, Kaiser. Aber das Schicksal hatte ihm noch härtere Prüfungen aufbehalten. In seinen letzten Lebensjahren mußte er sehen, daß sein eigener Sohn, Konrad, und nachdem dieser gestorben war, Heinrich, von der päpstlichen Parthei gewonnen, sich gegen ihn auflehnte. Beide Nachfolger Gregors, Urban II. und Paschal II, hatten den Bannfluch gegen Heinrich erneuert, und nun erklärte der Sohn, er könne mit einem, auf dem der Bannfluch ruhe, keine Gemeinschaft haben. Ja, als der Vater zu einer großen

Fürstenversammlung nach Mainz ziehen wollte, wußte ihn der Sohn durch List und Verrath zu entwaffnen, setzte ihn gefangen in Ingelheim, und zwang ihn hier zur Entsagung des Reiches.

Er floh voll tiefes Unmuthes zu seinen Freunden, dem Bischof Otbert von Lüttich und dem Herzog von Lothringen, und diese sammelten ein Heer für ihn, um den entarteten Sohn zu bekriegen. Da starb aber der Kaiser Heinrich, niedergedrückt von einem unruhvollen und kummerbeladenen Leben, im J. 1106. Die Zahl der Schlachten, die er in seinem Leben gefochten hat, giebt Zeugniß, von welcher Art dasselbe gewesen; denn es waren ihrer 65.

Der Bischof von Lüttich beerdigte den Kaiser, wie es sich gebührte; so weit aber ging der Haß, daß man den Leichnam wieder ausgrub, nach Speier brachte, und dort noch fünf Jahre lang über der Erde stehen ließ, bis endlich im J. 1111 der Papst Paschal den Bannfluch von ihm abnahm: Da ward er prächtiger begraben, als je ein Kaiser begraben ist.

## 51. Kaiser Heinrich V. 1106—1125.

Der Sohn, obgleich er vom Vater abgefallen war, handelte doch nach dessen Grundsätzen; er ertheilte, den päpstlichen Gesetzen zum Trotze, noch immer die Investitur mit Ring und Stab, und brach schon im Jahre 1110 mit einem großen Heere nach Italien auf, um sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen, und nöthigenfalls seine Rechte mit dem Schwerdte zu behaupten. Er war ein viel gefährlicherer Feind, als sein Vater, denn neben der Gewalt wußte er auch Verschlagenheit und Heuchelei zu gebrauchen. Da trat ihm der Papst Paschal II, der ein friedliebender Mann war, mit einem Vorschlage entgegen, der freilich den Streit auf einmahl würde geendigt haben, wenn

er hätte ausgeführt werden können. Er ließ den Kaiser entbieten: „Weil er seine Ansprüche wegen der Investitur doch nur auf die Güter gründe, welche die Kaiser der Kirche geschenkt hätten, die Städte, Herzogthümer, Grafschaften, Münzen, Zölle, Meierhöfe und Schlösser, so solle er das Alles wieder zurücknehmen; die Kirche möge blos die Geschenke der Privatpersonen, und die Zehnten und Opfer behalten. Denn, sagt er, es ist sowohl durch das göttliche Gesetz, als die Kirchengesetze befohlen, daß die Geistlichen sich nicht mit weltlichen Dingen befassen, ja nicht einmahl nach Hofe kommen sollen, als um etwa einen Bedrängten zu erretten. Bei euch aber, in Teutschland, sind die Bischöfe und Aebte so sehr mit weltlichen Geschäften überhäuft, daß die Diener des Altars Diener des Hofes geworden sind."

Es schien dem Papste mit diesem Vorschlage Ernst zu seyn; allein Heinrich sah wohl voraus, daß die Geistlichen selbst, besonders die, welche durch ihre Güter in den Rang der Reichsfürsten erhoben waren, sich niemahls eine solche Zurückgabe würden gefallen lassen, und so konnte der Vergleich nicht zu Stande kommen. Er zog aber nach Rom, und als der Papst sich weigerte, ihn zu krönen, bevor er dem Investiturrechte entsagt habe, sprach einer der gegenwärtigen Teutschen: „Was braucht's viel? Ihr sollt wissen, daß unser Herr, der Kaiser, gekrönt seyn will, wie ehemahls Karl der Große, Ludwig, und die übrigen Kaiser." Der Papst antwortete noch einmahl, er könne nicht; da rief Heinrich, auf Anrathen seines Kanzlers Adelbert, seine Wache herbei und ließ den Papst sammt den Kardinälen gefangen nehmen. Darauf bequemte sich Paschal zu einem Vergleiche, daß Heinrich das Recht der Investitur mit Stab und Ring haben solle, und krönte ihn zum Kaiser; der Vertrag aber wurde von dreizehn Kardinälen und in des Kaisers Namen von dreizehn Fürsten beschworen.

Kaum aber waren die Teutschen fort aus

Rom, als die ganze Geistlichkeit den Papst hart tadelte, ein Concilium versammelte, und über den Vertrag zwischen ihm und dem Könige den Bannfluch aussprach; denn Heinrich selbst durften sie nicht damit belegen, weil ihm dieses der Papst feierlich versprochen hatte. Somit ging der Streit von Neuem an und dauerte auch mit dem folgenden Papste Calixt II fort, bis zum Jahre 1122. Da wurde zu Worms ein neuer Vertrag geschlossen, in welchem beide Partheien etwas nachgaben. Der Kaiser gestattete die freien Wahlen der Bischöfe und that auf die Investitur mit Ring und Stab, als Zeichen der geistlichen Gerichtsbarkeit, Verzicht; dagegen sollten die Wahlen in des Königs Gegenwart geschehen, er sollte in zweifelhaften Fällen, und bei Uneinigkeit der Wählenden, den Ausschlag geben, und endlich die Belehnung über die weltlichen Güter mit dem Scepter ertheilen.

Nachdem die Urkunden öffentlich verlesen wären, gab der päpstliche Legat dem Kaiser den Friedenskuß und hernach die Kommunion. Die Freude der friedlich Gesinnten über diese Versöhnung war sehr groß; Alle gingen mit einem unendlichen Vergnügen auseinander. — Aber auch hiebei zeigte es sich bald genug, wie wenig Kraft das Wort hat, wenn die Gesinnung nicht damit übereinstimmt. Den Streit zwischen den weltlichen und geistlichen Gewalten werden wir bald wieder in vollen Flammen sehen.

Heinrich aber, auf dem der Fluch seines Vaters ruhte, starb ohne Kinder, im J. 1125, zu Utrecht, und mit ihm ging das fränkische Kaiserhaus zu Ende.

## 52. Der erste Kreuzzug. 1096—1099.

Während die beiden Kaiser Heinrich IV und V in heftigem Streite mit den Päpsten begriffen

waren, folgten Hunderttausende aus den christlichen Ländern dem Rufe der Kirche und ihrer eigenen Begeisterung, um das Grab des Erlösers und das Land, wo sein Fuß gewandelt hatte, den Türken wieder zu entreißen.

Schon seit den ältesten Zeiten war es eine fromme Sitte, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten, an den heiligen Stätten zu beten, und sich in dem Wasser des Jordan zu baden, welches durch Jesu Taufe geweihet war. Der erste römische Kaiser, welcher sich zum Christenthum bekannte, Konstantin der Große, so wie seine Mutter Helena, ließen die heiligen Oerter Palästina's reinigen und ausschmücken, das verschüttete Grab des Heilandes, welches man am Fuße des Berges Golgatha suchte, wiederherstellen und darüber ein hohes Gewölbe auf schönen Säulen, und neben demselben ein köstlich geschmücktes Bethaus aufrichten. Gegen Morgen von der Grabeshöhle wurde ein noch größerer, prächtiger Tempel erbaut. Konstantin feierte sein dreißigstes Regierungsjahr durch die Einweihung dieses Tempels, bei welcher er selbst zugegen war; und eben so wallfahrtete die fromme Helena noch im hohen Alter nach dem gelobten Lande und erbaute zu Bethlehem, bei der Höhle, wo der Erlöser geboren war, und auf der Spitze des Oehlberges, eine Kirche.

Von dieser Zeit an wurden die Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande häufiger; und selbst als das Land im siebten Jahrhundert unter die Herrschaft der Araber kam, wurden die Pilgrimme nicht gestört. Die Araber freuten sich des Vortheils durch den Besuch so vieler Fremder und ließen den Patriarchen von Jerusalem und die christliche Gemeine ungekränkt. Allein nachdem im J. 1073 die seldschuckischen Türken diese Länder eingenommen hatten, ein rohes, barbarisches Volk, so kamen Klagen über Klagen nach Europa, wie grausam die andächtigen Wallfahrer mißhandelt, und wie empörend die geweihten Oerter beschimpft würden. Und im J. 1094 erschien

vor Papst Urban II ein Einsiedler, Peter von Amiens genannt, der von einer Wallfahrt nach Palästina zurückkam, mit einer Bittschrift des bedrängten Patriarchen von Jerusalem, und mit der rührendsten Schilderung von den unerhörten Leiden der dortigen Christen, so wie der dahin wallenden Pilgrimme. Der Papst lobte seinen Eifer und sandte ihn mit Schreiben an die Fürsten der christlichen Länder umher, um die Gemüther zu einer großen Entschließung vorzubereiten. Seine begeisterten Reden, das Feuer, daß aus seinen tiefliegenden Augen strahlte, und die abgezehrte, hagere Gestalt, welcher die ausgestandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefsten Eindruck, und wohin er zog, ergriff die gleiche Begeisterung Hohe und Niedere.

Darauf berief der Papst im J. 1095 eine große Kirchenversammlung nach Piacenza in Italien und eine andere nach Clermont in Frankreich, auf welcher letzteren außer 14 Erzbischöfen, 225 Bischöfe und 400 Aebte erschienen. Und als hier Peter der Einsiedler und der Papst auftraten, und mit hinreißendem Feuer zu der Befreiung des heiligen Grabes aufriefen, da erscholl es aus tausend Kehlen: „Gott will es! Gott will es!" Und nach geendigter Rede drängte sich zuerst der Bischof Ademar von Puy zu dem Papste hin, warf sich nieder, und bat um die Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen; viele Geistliche und Weltliche folgten seinem Beispiel und nähten, zum Zeichen ihrer Weihung zu dem frommen Unternehmen, ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Als der Versammlungstag des großen Zuges wurde der 15. August 1096 festgesetzt.

Es sammelten sich unzählbare Schaaren aus Italien, Frankreich, Lothringen, und besonders aus der Normandie im nördlichen Frankreich, wo in den Nachkommen der Normannen noch mit dem alten Heldenfeuer die Liebe zu fernen, abenteuerlichen Zügen lebte. — Nicht nur Ritter und

Edle, sondern das ganze Volk kam in Bewegung; denn da auch in Frankreich der härteste Druck auf den dienstbaren Leuten lastete, zogen selbst viele von diesen aus, weil nach des Papstes Befehl durch die Weihe des heiligen Kreuzes auch die Freiheit erworben werden konnte. Teutschland, welches in sich selbst und mit dem Papste in Streit war, wurde von dieser ersten Bewegung am wenigsten ergriffen. — Schon mit Anfang des Frühjahres brach Peter der Einsiedler an der Spitze eines Volkshaufens, der die festgesetzte Zeit nicht abwarten konnte, in Gesellschaft eines Ritters Walther ohne Habe, auf; allein ihrem Heere fehlte Ordnung und regelmäßige Waffen. Ehe sie einmahl nach Asien kamen, wurden die meisten von ihnen, ihrer Räubereien wegen, von den Ungarn und Bulgaren erschlagen; und der Haufen, welcher unter Peters und Walthers Anführung bis nach Kleinasien, in das erste türkische Land kam, wurde von den Türken so übel empfangen, daß er fast ganz vernichtet wurde; nur Peter von Amiens kam mit einigen wenigen in traurigem Zustande in die Heimath zurück. Ein dritter, noch roherer, Haufe fing seine Arbeit für das Kreuz Christi damit an, daß er in den rheinischen Städten die Juden erschlug; in Mainz allein sollen neunhundert umgekommen seyn. Es zeigte sich darin der allgemeine Haß des Volkes gegen die Juden, welchen sie durch ihren Wucher, und die dadurch erworbenen unermeßlichen Reichthümer, in vollem Maaße auf sich geladen hatten. — Uebrigens kam diese und einige andere Horden der Kreuzfahrer nur bis in Ungarn.

So unglücklicher Anfang hätte leicht den Muth zu allen weiteren Versuchen niederschlagen können, wenn man nicht gewußt hätte, daß diese ersten Haufen zum großen Theile aus dem Auswurfe des Volkes bestanden und daß es ihren Anführern an Klugheit, Erfahrung und Ansehen fehlte. Um die bestimmte Zeit, in der Mitte des Sommers, sammelte sich ein treffliches, wohlgeordnetes und

gerüstetes Heer, und am 15. August 1096 brach es zu seiner Bestimmung auf. Kein König war als Anführer der gesammelten Heerschaaren zugegen; aber unter den Fürsten und Edeln ragte Gottfried, Herzog von Niederlothringen, durch jegliche Heldentugend hervor, den man nach seinem Stammschlosse Gottfried von Bouillon nannte; er wurde der Anführer eines Heeres von 90,000 Mann, und nahm mit demselben den Weg durch Ungarn und die Länder des griechischen Kaisers, während andere Fürsten durch Italien nach Konstantinopel zogen. Mit der musterhaftesten Ordnung brachte er sein Heer durch die Länder, in denen schon so viele Kreuzfahrer den Tod gefunden hatten, vereinigte sich mit den andern Fürsten, und rückte im Frühjahr 1097 in das türkische Land ein. Das vereinigte Heer der Kreuzfahrer bestand aus 300,000 auserlesenen Streitern, und mit Weibern, Kindern, Knechten, gewiß aus einer halben Million Menschen. Aber es fand an den Seldschucken einen sehr streitbaren und dabei listigen und verschlagenen Feind, und noch mehr Widerstand an den wüsten, durch die Türken noch mehr verödeten Gegenden, die es von Klein-Asien an durchziehen mußte. Hunger und Krankheiten rafften mit jedem Tage eine Menge Menschen und Pferde hin; auch die Tapfersten fingen an zu verzagen; ohne Gottfrieds großsinnige, heldenartige Standhaftigkeit hätte vielleicht auch dieser Zug ein unglückliches Ende genommen.

Endlich, im May 1099, betraten die Füße der aus den tausend Gefahren Uebriggebliebenen das gelobte Land, und am 6. Juni erblickten sie, von einer Anhöhe bei Emaus, das Ziel ihrer Wünsche, Jerusalem. Ein unendliches Jubelgeschrei erfüllte die Luft und Freudenthränen stürzten aus Aller Augen. Kaum konnte Gottfried ihren Eifer so weit zügeln, daß sie nicht tollkühn auf die Mauern der Stadt losstürmten. Ihre Eroberung war nicht leicht, und die Besatzung war an Zahl viel stärker als die Kreuzfahrer; denn nur

etwa 40,000 waren von diesen noch übrig. Mit vieler Mühe mußte man Kriegsmaschinen und Sturmleitern in der holzarmen Gegend zusammenzimmern, und am 14. Juli wurde der erste allgemeine Sturm gewagt. Er mißlang; die Besatzung der Stadt kämpfte mit großer Tapferkeit. Am folgenden Tage aber stürmten die Christen von Neuem, und Gottfried war einer der ersten, der von seinem Kriegsthurme auf die feindliche Mauer sprang. Sein Schwerdt bahnte den übrigen den Weg; bald war die Mauer an allen Seiten bezwungen, die Thore geöffnet, das ganze Heer stürzte in die Stadt. Ein fürchterliches Blutbad begann; in der ersten Wuth fraß das Schwerdt alles Lebendige in der Stadt, und nur wenige der Einwohner blieben übrig. Dann, als die Besinnung zurückkehrte, reinigten die Krieger ihre Waffen von Blut, und eilten mit entblößtem Haupt und barfuß nach den heiligen Oertern; und die Stadt, welche noch eben von dem wilden Geschrei des Mordes erschallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgesängen zur Ehre Gottes.

Darauf dachte man an die Wahl eines Königs für das neue Königreich Jerusalem; Gottfried von Bouillon erschien allen als der würdigste; allein er weigerte sich, da eine Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter der Dornenkrone geblutet habe, und nannte sich nur den Beschützer des heiligen Grabes. Aber als er schon im folgenden Jahre, 1100, starb, nahm sein Bruder Balduin den Namen eines Königs an.

Von den spätern Kreuzzügen zur Behauptung der christlichen Herrschaft in Palästina, an welchen auch teutsche Kaiser Theil nahmen, wird unsere Geschichte künftig reden.

---

## 53. Kaiser Lothar der Sachse. 1125—1137.

Nach dem Aussterben des fränkischen Hauses war wieder ein Augenblick gekommen, da die

teutschen Fürsten, wenn sie unabhängige und selbstständige Herrscher seyn wollten, keinen neuen Kaiser über sich zu setzen brauchten; allein ein solcher Gedanke war ihnen fremd, und sie wollten lieber einem aus ihrer Mitte gehorchen, den sie selbst auf die höchste Stufe der Ehre erhoben, als daß Teutschland in viele kleine Herrschaften zerfallen sollte.

Die teutschen Völkerschaften lagerten sich wiederum an den Ufern des Rheines, und zehn ausgewählte Fürsten aus den vier Hauptstämmen versammelten sich in Mainz zur ersten Wahl. Es wurden dreie in Vorschlag gebracht. Herzog Friedrich von Schwaben, der mächtige und tapfere Hohenstaufe, Lothar von Sachsen und Leopold von Oestreich. Diese beiden baten fußfällig und weinend, sie mit so schwerer Last zu verschonen; Friedrich aber dachte in seinem stolzen Sinne, es gebühre die Krone keinem andern, als ihm; und solche Gedanken konnte man auf seinem Gesichte wahrnehmen. Da legte der Erzbischof von Mainz allen dreien die Frage vor: „Ob sie sich auch jedem andern Fürsten, den man etwa noch wählen könne, freiwillig unterwerfen würden?" Die beiden andern antworteten sogleich mit ja, Friedrich aber zauderte und begab sich aus der Versammlung weg, unter dem Vorwande, daß er mit seinen Freunden rathschlagen müsse. Das verdroß die Fürsten und sie wählten nun den Lothar, fast wider seinen Willen.

Aber mit den beiden mächtigen Hohenstaufischen Herzögen, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, brach bald die Feindschaft aus und verheerte, fast die ganze Regierungszeit des neuen Königs hindurch, die schönen Länder von Schwaben, Franken und Elsaß, bis sich die beiden Herzöge doch genöthigt sahen, sich vor der kaiserlichen Majestät zu demüthigen. In diesem Streite hatte Lothar, um seinen Anhang stark zu machen, ein Mittel gebraucht, welches die Ursache hundertjähriger Unruhen und Zerrüttungen gewo:-

den ist. Er vermählte seine einzige Tochter an den schon mächtigen Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, aus dem Welfischen Hause, und gab ihm außer Baiern noch das Herzogthum Sachsen; fast das erste Beispiel, daß Einer zwei Herzogthümer verwaltete. Die große, für Teutschland und Italien verderbliche, Eifersucht zwischen dem welfischen und hohenstaufischen Hause, welche letztere auch die Ghibellinen oder Weiblinger genannt wird, ist in diesen Zeiten gestiftet. Schon Lothars Regierung ist theils mit dem Streite gegen die Hohenstaufen, theils durch einige italienische Züge so zersplittert, daß von den schönen Hoffnungen, die er durch sein ritterliches, kluges, und frommes Wesen von sich erregt hatte, gar wenige in Erfüllung gehen konnten.

Auf seinem zweiten Zuge nach Italien, im J. 1137, wurde Lothar krank, und starb auf dem Rückwege in einem schlechten Dorfe zwischen dem Inn und dem Lech. Sein Leichnam ward in dem von ihm gestifteten Kloster Königslautern in Sachsen begraben.

So wie die beiden großen teutschen Fürstenhäuser, die Welfen und Ghibellinen, von nun an die Blicke auf sich ziehen; so ist auch noch zu einem dritten in dieser Zeit durch Lothar der Grund gelegt worden, indem er die Markgrafschaft Nordsachsen, welche damahls die jetzige Altmark begriff, Albrecht dem Bären, aus dem Hause Anhalt, gab; einem der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Er eroberte die Mittelmark, so wie die um den Ukersee gelegene Mark, nebst der Prignitz, von den Wenden, und erwarb die Stadt Brandenburg. Um den Fleiß der Landbenutzung und Gewerbe auf die Marken zu verpflanzen, zog er viele Anbauer aus der in Flandern blühenden Volksmenge in sein Land. Er kann als der eigentliche Stifter der Mark Brandenburg angesehen werden; und unter ihm, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, ward auch zuerst der Name

Berlins genannt, welches also zu der nemlichen Zeit seinen Anfang nahm, als der erste Herzog in Oestreich in der Gegend, wo Vindobona gestanden, zu Wien den Grund legte.

# IV. Die schwäbischen Kaiser, oder die Hohenstaufen.

## 1137 — 1254.

### 54. Konrad III. 1137—1152.

Auch diesesmahl fiel die Wahl des neuen Königs nicht auf den, der die Krone am sichersten erwartete, nemlich nicht auf Lothars Tochtermann, den mächtigen Heinrich von Baiern und Sachsen, der noch dazu die Reichskleinodien in Händen hatte; sondern die Fürsten, durch seinen Stolz zurückgestoßen, wählten den hohenstaufischen Herzog Konrad, den das Unglück weise gemacht hatte. Er ist der erste aus dem schwäbischen Kaiserhause. Heinrich der Stolze wollte sich dem neuen Kaiser nicht beugen; da ward er in die Acht erklärt, seine beiden Herzogthümer ihm genommen, und Baiern dem Herzog Leopold von Oestreich, Sachsen aber Albrecht dem Bären von Brandenburg gegeben. Er selbst starb bald darauf und hinterließ einen Sohn, den nachher so berühmten Heinrich den Löwen, welchem Albrecht, auf des Kaisers Verlangen, das Herzogthum Sachsen wieder abtrat. Baiern aber blieb noch bei Oestreich.

In jene erste Zeit des Kampfes zwischen dem hohenstaufischen und welfischen Hause fällt die Belagerung von Weinsberg (1140) durch Kaiser

Konrad, bei welcher der teutschen Frauen Treue den Sieg über des Kaisers Zorn gewann. Lange und hartnäckig hatte die Stadt widerstanden und im Eifer beschloß der Kaiser, sie mit Feuer und Schwerdt zu zerstören; doch gestattete er den Frauen, die darin waren, vorher auszuziehen und ihre liebsten Kleinodien mitzunehmen. Und siehe, als der Tag herankam, und die Thore aufgethan wurden, zogen die Frauen in langen Reihen hervor, und eine jede trug ihren Eheherrn oder sonstigen lieben Anverwandten. Dieses Schauspiel rührte den Kaiser so sehr, daß er nicht nur der Männer, sondern der ganzen Stadt verschonte.

Als Kaiser Konrad eben nach Italien gehen wollte, um dort das kaiserliche Ansehen von Neuem zu befestigen, kam die Nachricht in Europa an, daß die Ungläubigen das heilige Land bedroheten, und schon die feste Stadt Edessa erobert hätten. Da sandte Papst Eugen III. Ermahnungsschreiben an alle Könige und Fürsten, daß sie den Christen im Morgenlande zu Hülfe kämen; und ein frommer und eifriger Mann, der Abt Bernhard von Clairvaux in Frankreich, zog umher und predigte so gewaltig, daß viele Tausende sich das Kreuz anheften ließen. Als er vor dem Könige Ludwig von Frankreich redete, war die Menge derer, die das Kreuz annahmen, so groß, daß Bernhard seine Kleider zerschneiden mußte, um Kreuze daraus zu verfertigen; und auch der König beschloß den Zug. Nun wandte er sich nach Teutschland, um den Kaiser Konrad zu bewegen. Der weigerte sich lange, und zog vor dem Abte weg von Frankfurt nach Speier, weil er bedenken mogte, wie viel noch in seinem eigenen Reiche zu ordnen sey. Aber Bernhard ließ nicht ab von ihm, und zog ihm nach gen Speier, und hier geschah es, daß mitten in seiner Predigt Konrad plötzlich aufstand, und mit weinenden Augen ausrief: „Ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will mich nicht länger weigern, sondern bin bereit, ihm zu dienen, weil ich

doch von ihm selbst dazu ermahnt werde." — Bernhard heftete ihm sogleich das Kreuz an, und übergab ihm die auf dem Altar liegende Fahne. Auch Friedrich, des Kaisers Bruders Sohn, der nachherige Kaiser Friedrich I, und sogar der alte Herzog Welf, der sich mit dem Kaiser versöhnte, nahmen das Kreuz. — Es ward ein sehr großes Heer versammelt, so daß allein 70,000 Gewappnete gezählt wurden.

Aber ein glänzender Anfang menschlicher Unternehmungen verbürgt nicht immer das glückliche Ende. Lauter Unfälle bezeichneten den großen Zug. Als sich (1147) das Heer bei Konstantinopel gelagert hatte, nahe an einem Bache in höchst anmuthiger Gegend, um sich von den Beschwerden des Weges zu erholen, schwoll in der Nacht durch plötzlichen Regen der Bach so an, daß das ganze Lager überschwemmt wurde und viele Menschen und Pferde ertranken. Und als man nun über die Meerenge nach Asien hinübergesetzt war, führten böse Wegweiser das Heer in Gegenden, welche die Türken vorher verwüstet hatten; was man mitgenommen hatte, war bald aufgezehrt, und die Städte, an welche der Zug kam, ließen niemand ein. Da flehte dann mancher zu denen, die auf der Mauer waren, um Brod und zeigte sein Geld; und jene ließen Stricke herab, zuerst das Geld hinaufzuziehen. Dafür gaben sie, so viel sie Lust hatten; oft aber auch gar nichts, und oft nur ein weniges Mehl, welches mit Kalk vermischt war. So mußten Tausende in Hunger und Elend umkommen; und noch mehrere fraß das Schwerdt der leichten türkischen Reuter, welche den Teutschen nicht Tag noch Nacht Ruhe gestatteten und sich doch auch nicht in einen regelmäßigen Kampf mit ihnen einließen, wonach diese herzlich verlangten. Also kam Konrad, nach tausend Gefahren, nur mit dem zehnten Theile seines Heeres, nach dem heiligen Lande; er sahe Jerusalem und die Kreuzesstätte, und verrichtete dort seine Andacht, aber dieses war auch die ganze Frucht seiner Kreuz-

fahrt; er kehrte nach zweijähriger Abwesenheit zurück, und starb bald darauf im J. 1152 zu Bamberg. Er war ein tapferer, großherziger und edler Mann, der von Allen geachtet wurde. Zu seinem Nachfolger empfahl er nicht seinen jungen Sohn Friedrich, der dem Reiche noch nicht vorstehen konnte, sondern seinen tapfern Neffen, den Friedrich von Schwaben, der auch den Kreuzzug mitgemacht hatte.

## 55. Kaiser Friedrich Barbarossa.

1152—1190.

Dieser Friedrich, der erste seines Namens, war einer der gewaltigsten unter den alten Kaisern, hochgesinnt, tapfer, mit eisernem, unbiegsamem Willen und trotziger Kraft. Auch in seinem Körper zeigte sich der großartige Geist. Seine Gestalt war männlich kraftvoll, die Gliedmaßen wohl gebaut und stark; gelbe Locken bedeckten die erhabene Stirn, und unter ihr blickten die scharfen, durchdringenden Augen. Das Kinn schmückte, nach alter Sitte, ein hochgelber Bart, und nach ihm hat er seinen Beinamen Barbarossa, auf Teutsch Rothbart, erhalten. Jugendlich frische Röthe und natürliche Freundlichkeit gaben dem Gesichte den gewöhnlichen Ausdruck der Heiterkeit. Aber der feste, stolze Gang und die ganze Haltung des Körpers zeigten den Herrscher.

Schon als Jüngling hatte er Thaten verrichtet, die den großen Mann verkündigten; dazu gehörte er von väterlicher Seite zu dem weiblingischen, von mütterlicher zu dem welfischen Geschlechte; man hoffte von ihm, er werde den Streit beider Häuser vergessen machen, und wirklich war auch eine seiner ersten Handlungen in Teutschland zu Gunsten des welfischen Hauses. Er gab nemlich das Herzogthum Baiern wieder an Heinrich

den Löwen, den Sohn Heinrichs des Stolzen, so daß derselbe von neuem Sachsen und Baiern zusammen besaß und der mächtigste Fürst in Teutschland war. Den Markgrafen von Oestreich entschädigte Friedrich dadurch, daß er Oestreich zu einem Herzogthum erhob und mit großen Rechten und Freiheiten beschenkte. — Uebrigens übte der neue Kaiser auch in andern Angelegenheiten des Reiches sogleich strenge Gerechtigkeit, bestrafte ungehorsame Große, welche die Ruhe störten, brach die Burgen der Raubritter, und ließ diese selbst hinrichten, und da er so den Schrecken des kaiserlichen Namens und die Achtung vor seiner Person in Teutschland gegründet, wandte er sich nach Italien.

Auch Italien sollte in ihm, dem Kaiser, von Neuem den Herrn des römischen Reiches erkennen, welches auf die Teutschen übergegangen war. Die großen Städte in diesem Lande waren übermüthig geworden, und übten nur mit Widerwillen selbst den billigen Gehorsam gegen den Ober-Lehnsherrn; vor allen war das Haupt der lombardischen Städte, das mächtige Mailand, hochfahrend und trotzig. Als nun der Kaiser 1154 über die Alpen ging, und den ersten großen Reichstag, nach alter Sitte, auf den Roncalischen Feldern, am Po-Flusse, hielt, und die Klagen vieler anderen Orte gegen die Bedrückungen jener stolzen Stadt sich erhoben, da entbrannte er in seinem Zorne, und erklärte sie in die Reichsacht. Sie hatte sich geweigert, auf jene Klagen zu antworten, sie hatte seine Befehle verachtet, ja sogar dem kaiserlichen Schreiben die Siegel abgerissen und es mit Füßen getreten; darum geschah ihr mit Recht also. Gewalt brauchte er diesesmahl noch nicht gegen sie, weil er zu so wichtigem Kriege nicht gerüstet war.

Zu Pavia ließ er sich indeß zum König der Lombardei krönen und rückte dann schnell gegen Rom. Hier war Uneinigkeit zwischen dem Papst und dem Volke, welches in einem Taumel der

Freiheit die alte römische Republik wieder herstellen wollte. Keine von beiden Partheien wußte, wem zu Gunsten der Kaiser komme. Der Papst Hadrian flüchtete nach dem wohlbefestigten Castellana, kam aber bald, als der Kaiser ihm Sicherheit zugeschworen, in's teutsche Lager. Er erwartete, Friedrich werde ihm, wie frühere Kaiser dem Papste gethan, den Steigbügel halten; und als er es nicht that, flohen die den Papst begleitenden Kardinäle eilends nach Castellana zurück, indem sie solche Versäumniß als ein böses Zeichen der kaiserlichen Gesinnung ansahen. Hadrian aber stieg vom Rosse und setzte sich auf den bereit stehenden Sessel; und nun warf sich Friedrich vor ihm nieder und küßte seine Füße. Da faßte der Papst wieder Muth und machte dem Kaiser Vorwürfe, daß er ihm vorhin die schuldige Ehrerbietung nicht erzeigt; und dieser, der seine Ehre in größeren Dingen suchte, gab in der Kleinigkeit gerne nach, als seine Fürsten ihn versicherten, daß auch der Kaiser Lothar dem Papste Innocenz gleiche Ehre erwiesen habe; doch entschuldigte er sich, stolz lächelnd, mit den Worten: „er werde es ungeschickt machen, denn er sey noch nie ein Stallknecht gewesen.“ — Darauf wurde er in Rom zum Kaiser gekrönt, obgleich die Römer einen Aufruhr erregten, der nur mit Gewalt der Waffen, und nachdem Viele von ihnen umgekommen waren, gestillt wurde.

Dann zog Friedrich zurück nach Teutschland. Es entstanden aber bald wieder Streitigkeiten mit dem Papste, welcher dem Kaiser einen hochfahrenden Brief schrieb; und sein Legat sprach sogar in der teutschen Fürsten-Versammlung die Worte: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?“ Da wollte der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, welcher dem Kaiser das bloße Schwerdt vortrug, dem Legaten den Kopf spalten; Friedrich aber hielt ihn zurück und gebot dem Gesandten, auf der Stelle nach Rom zurückzukehren. Auf die Beschwerde des Pabstes antworteten die

teutschen Bischöfe sehr würdig: „Zwei Dinge sind, nach welchen unser Reich muß regiert werden: die Gesetze der Kaiser und der gute Gebrauch unserer Vorfahren; die Gränzen wollen wir weder, noch können wir überschreiten. Unserm Vater, dem Papst, erzeigen wir gern die schuldige Ehrerbietung, unsere freie Krone des Reichs aber schreiben wir blos einer göttlichen Wohlthat zu."

Der Streit zwischen Kaiser und Papst dauerte fort bis zu Hadrians Tode; und von da an wurde die Sache noch verwickelter, weil die kaiserliche Parthei Victor III, die entgegengesetzte aber Alexander III wählte.

## 56. Kaiser Friedrich und die lombardischen Städte.

Im Jahre 1158 machte Kaiser Friedrich einen neuen großen Heereszug nach Italien. Alle teutschen Fürsten, auch der König von Böhmen (diesen Namen hatte ihm Friedrich statt des herzoglichen gegeben), leisteten die Heeresfolge. Das ungehorsame Mailand wurde belagert und ergab sich auf Gnade und Ungnade; denn der zürnende Herrscher wollte von keinen Bedingungen wissen. Demüthig flehend erschienen die Mailänder vor ihm, in einem den Teutschen ganz ungewohnten Aufzuge, und baten um Schonung; Geistliche und Weltliche kamen baarfuß gezogen, die ersteren, indem sie Kreuze in die Höhe streckten, die Consuln und der Adel mit Schwerdtern auf dem Nacken, die übrigen mit Stricken um den Hals; so fielen sie dem Kaiser zu Füßen. Und dieser, welcher nur ihre Unterwerfung wollte, verzieh ihnen, ließ sie Treue schwören und versprechen, daß sie die kleineren Städte nicht an ihrer Freiheit kränken wollten,

nahm dreihundert Geißeln, und setzte ihnen einen kaiserlichen Adler auf ihren Domthurm.

Allein ihre Demuth war nur äußerlich und ein Werk der Noth gewesen, und dauerte so lange, als des Kaisers Macht sie schreckte. Denn als er nun, den kaiserlichen Rechten gemäß, einen Consul und Bürgermeister in Mailand setzen wollte, fielen sie über seinen Kanzler Raynald und die übrigen Gesandten mit solcher Wuth her, daß diese nur mit genauer Noth das Leben retten konnten. Da zog der Kaiser 1160 zum drittenmahle aus, die beleidigte Majestät zu rächen. In seinem Zorne gelobte er, so lange seine Krone nicht wieder auf das Haupt zu setzen, bis er die übermüthige Stadt gebrochen habe; und er hat sie drei Jahre lang nicht aufgesetzt.

Zuerst belagerte und eroberte er die Stadt Crema, welche mit den Mailändern im Bunde war, und machte sie der Erde gleich; die Einwohner mußten in andere Orte Italiens wandern. Die starke Stadt Mailand aber konnte er erst im dritten Jahre bezwingen, nachdem viel Blut von beiden Seiten geflossen war. Seine Langmuth war erschöpft, die Gnade hatte die kühnen Bürger nur noch übermüthiger gemacht; er beschloß, durch ein hartes Strafgericht den Geist der Widerspänstigkeit zu schrecken. Die Mailänder mußten ihr Carrocium, nemlich das auf einem Wagen im Streite vorangeführte Hauptbanner der Stadt, mit allen Stadtschlüsseln ausliefern; dann mußten ihre Vornehmsten nach Lodi kommen, und im Angesichte dieser, von ihnen verachteten und gemißhandelten, Stadt, und am folgenden Tage vor seiner Gemahlin, das Schauspiel ihrer ersten Uebergabe, mit Kreuzen, Schwerdtern, Stricken und in bloßen Füßen wiederholen. Sie thaten es diesmahl mit so kläglicher Geberde, daß alle Zuschauenden bis zu Thränen gerührt wurden; von dem Kaiser aber konnten sie nichts erflehen, als nur ihr Leben. Denn ihre Stadt befahl er in einen Steinhaufen zu verwandeln, und Salz auf die Trümmer zu

streuen, zum Zeichen des Fluches über jeden, welcher an dieser Stätte wieder eine Wohnung gründen würde; und die Einwohner selbst mußten sich an vier Stellen ihres Gebietes niederlassen, wo sie unter der Aufsicht kaiserlicher Beamten leben sollten. Nun hatte die Stadt Mailand in ihrem Uebermuthe viele andere Städte hart gekränkt, Lodi, Cremona, Pavia, Vercelli, Novara und andere, die baten sich's jetzt zu besonderer Gnade aus, daß sie die stolze Stadt niederreißen durften, und zahlten sogar noch große Summen für diese Erlaubniß; und so geschah es, daß durch die Stärke ihres Hasses in wenigen Tagen vollbracht wurde, worauf gedungene Arbeiter wohl Monathe verwendet hätten; denn wie durch ein plötzliches Erdbeben lagen die Mauern und Palläste und Häuser der großen, prachtvollen Stadt in Trümmern. Da setzte Kaiser Friedrich seine Krone wiederum auf.

Aber auch an ihm sollte offenbar werden, daß des Glückes Wechsel selbst den Mächtigsten treffen kann, und daß keine Gewalt es zu fesseln vermag, als die eigene Weisheit und Mäßigung im Gemüthe. Die Strafe war zu hart gewesen; und wenn auch dieses mit der Rauhigkeit und den stärkeren Leidenschaften jener Zeit entschuldigt werden kann, so fehlte doch Friedrich darin, daß er die Mailänder und die anderen Städte in Norditalien von nun an nicht gelinde und nach billigen Gesetzen behandeln ließ. Seine Statthalter drückten das Land schwer, vielleicht ohne seinen Willen; aber er achtete der Klagen, die vor ihn gebracht wurden, nicht; er bedachte nicht, daß ein, zur Begeisterung für die Freiheit erwachtes, Volk durch keine Gewalt zur Knechtschaft zurückgeführt werden kann. — Die lombardischen Städte traten in einen großen Bund gegen ihn zusammen, und selbst solche nahmen Theil daran, die vorher der Mailänder Feinde gewesen waren; denn jetzt, da ihre Feindin zu Boden lag, hatten sie Mitleiden mit ihr. Venedig,

Padua, Verona, Vicenza und andere standen an der Spitze des Bundes, und eine Hauptstütze desselben war der kühne und staatskluge Papst Alexander III. Daher zog Friedrich, als er ein neues Heer zusammengebracht hatte, 1167 zuerst gegen Rom. Der Papst floh heimlich aus der Stadt, in der Kleidung eines Pilgrims; man sah ihn am dritten Tage bei einem Brunnen, unfern Circello; und die Römer, nachdem sie eine Niederlage erlitten hatten, und das Feuer der Zerstörung schon die Peterskirche erreichte, unterwarfen sich für den Augenblick und erkannten des Kaisers Papst Paschal III an. Aber gleich darauf brach eine Seuche in Friedrichs Heere aus, so furchtbar, daß eine Menge der Vornehmsten mit weggerafft wurden. Da schrie das Volk: „Das ist Gottes Strafe für die Flammen der Peterskirche!" — Der Kaiser war genöthigt, Italien wieder zu verlassen, und fast ganz allein, heimlich und verkleidet, über die Alpen zu gehen. Die Städte aber erhoben ihr Haupt; sogleich führten sie die Mailänder wieder in ihre alte Stadt zurück, schnell waren Gräben und Wälle und die alten Mauern hergestellt, und darinnen arbeitete ein jeder, sich seine Wohnung aus dem Schutte aufzurichten. Denn so groß und stark war die alte Stadt gewesen, daß bei der Zerstörung doch noch Theile der Mauer, manche Stücke der Häuser, und die Kirchen fast alle stehen geblieben waren. Nachdem dieses geschehen, baute der lombardische Bund eine neue Stadt, als Festung gegen den Kaiser, in einer fruchtbaren Gegend, von drei Flüssen und von tiefen Sümpfen umgeben, und nannte sie, ihm zum Trotz, und ihrem Papste zu Ehren, Alexandria. In Jahresfrist war die Stadt von 15000 Kriegsmännern bewohnt.

**Schlacht bei Lignano. 1175.** — Friedrich war unterdessen in Teutschland nicht unthätig. Zwar wurden die teutschen Fürsten immer

schwieriger, nach Welschland zu ziehen, aber durch seine siegende Beredsamkeit und unermüdete Thätigkeit brachte er doch wieder ein Heer zusammen, und erschien 1174 zum fünftenmahle in Italien. Er belagerte die Stadt Alexandria, welche ihm den Weg versperren sollte. Sieben Monate lag er vor der Stadt; dann, als eben sein Heer durch einen unterirdischen Gang hineindrang, zog der Gewalthaufe der lombardischen Städte, wohlgerüstet, heran; zugleich drängten die Bürger die hereinbrechenden Teutschen wieder hinaus und fielen das Lager an; da mußte der Kaiser die Belagerung aufgeben und so eilig eine andere Stellung suchen, daß er genöthigt war, das eigene Lager in Brand zu stecken.

Es ward darauf eine Zusammenkunft der Partheien zum Vergleiche nach Pavia verabredet. Der Kardinal von Ostia erschien im Namen des Papstes. Des Bannes wegen grüßte er den Kaiser nicht, aber er bezeugte ihm seinen Schmerz darüber, indem er die Bewunderung seiner großen Eigenschaften aussprach. Friedrich indessen wollte keine Bedingungen eingehen, welche den Gegnern Vortheile brächten, denn er erwartete einen Zuzug seines Heeres über Como; da dieses die Verbündeten merkten, ersahen sie schnell den günstigen Augenblick und lieferten ihm, unter dem Hauptbanner des heiligen Ambrosius von Mailand, die entscheidende Schlacht bei Lignano, 1175. Sie waren die Stärkeren an Zahl. Ueberall glänzte Kaiser Friedrich, wo Heldenmuth oder Rath erfordert wurde; schon hatte er der Feinde erstes Treffen über den Haufen geworfen; aber die Mailänder, unter den Welfen, von der Rache des Vaterlandes entflammt, hielten Stand; endlich wurde Friedrich verwundet, sogar vermißt, und für todt gehalten; sein Heer gerieth in Verwirrung und litt eine gänzliche Niederlage. Fast alle Bürger von Como, seine Bundesgenossen, von alten Kriegen wider Mailand erbittert, blieben auf dem Schlachtfelde.

Hierauf begehrte der Kaiser den Frieden, und Alexander äußerte: „Daß ihm nichts erwünschter sey, als von dem größten Helden der christlichen Welt Frieden zu erhalten; er bitte um das einzige, daß er ihn auch den Lombarden ertheile; er selbst wolle sich in jene Lande begeben.“ — Die beiden großen Gegner hatten sich gegenseitig achten gelernt; Friedrich wünschte eine Unterredung mit dem Papste und dieser begab sich nach Venedig. Seine Reise dahin glich einem Triumphzuge; man sah ihn als den Retter der Freiheit, als den Vater der italienischen Freistaaten an. Auch Friedrich kam dahin, und indem, wie ein alter Geschichtschreiber sagt, Gott sein Herz lenkte, daß er plötzlich den löwenartigen Stolz seines Gemuthes ablegte, und milde und sanft wurde, wie ein Lamm, warf er sich vor den Füßen des Papstes, der seiner am Eingange der St. Marcus Kirche wartete, nieder und küßte sie; und der Papst hob ihn mit Thränen auf und gab ihm den Friedenskuß; und die Teutschen sangen dazu: „Herr Gott dich loben wir.“ Da nahm der Kaiser den Papst bei der Hand, und führte ihn in die Kirche, und dieser ertheilte ihm den Segen. Am folgenden Tage aber hielt der Papst, auf ausdrückliches Verlangen des Kaisers, der aus seinem Munde die heilige Handlung vornehmen wollte, das Hochamt; und Friedrich, nachdem er selbst, gleichsam als Pförtner, dem heiligen Vater den Weg durch die Menge gebahnt hatte, begab sich unter den Chor der teutschen Erzbischöfe und Bischöfe und hörte andächtig die Messe.

So milderten in diesen Tagen religiöse Gefühle den strengen Sinn des Kaisers, ohne daß er seiner Majestät etwas vergab; denn seine Demuth war freiwillig und erwarb ihm deshalb die allgemeine Achtung; und sein Betragen war aufrichtig, und daher die Aussöhnung mit dem Papste vollkommen und dauernd. Mit den Lombarden wurde, weil noch nicht alle Punkte des

Vergleichs berichtigt werden konnten, zunächst ein Stillstand auf sechs Jahre geschlossen.

Darnach kehrte der Kaiser nach Teutschland zurück; hier wartete seiner eine andere Angelegenheit.

## 57. Herzog Heinrich der Löwe.

Wie das hohenstaufische Haus in diesen Zeiten an seinem Kaiser ein mächtiges, hochstrebendes Haupt hatte, so das welfische an Heinrich dem Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen; und während Friedrich im Süden den großen Kampf gegen die italischen Städte führte, erweiterte Heinrich seine Macht im Norden durch glückliche Kriege gegen die Wenden. Sein Name ward furchtbar in diesen Gegenden. Er eroberte Mecklenburg und Pommern und bevölkerte das Land, wie Albrecht der Bär mit den Marken gethan, durch Anbauer aus Brabant, Flandern und Teutschland; er legte Bißthümer und Stifter an, setzte allenthalben in diesen Landen Grafen und Richter; schuf Wälder und Sümpfe in fruchtbares Feld um, und wurde so, indem er seine eigene Macht vergrößerte, Beförderer der Kultur im teutschen Norden. Lübeck 1140 angelegt, der Sitz eines Bischofs, blühte herrlich auf, Hamburg, von den Wenden zerstört, ward wieder aufgerichtet. So erstreckten sich seine großen Besitzungen von den Ufern der Ost- und Nordsee bis über die Donau in die südlichen Gebirge. Auch München in Baiern hat er gestiftet.

Als nun aber der Neid benachbarter teutscher Fürsten gegen ihn rege wurde, ließ er, als Warnungszeichen, einen großen, aus Erz gegossenen, Löwen vor seiner Burg in Braunschweig aufrichten. Sie verstanden das Zeichen, und obwohl sie einzeln zitterten, versuchten sie es doch noch einmahl, durch einen großen Bund seinen Fortschritten

Einhalt zu thun. Er aber, rasch wie das königliche Thier, dessen Bild er sich erwählt hatte, brach los, eroberte Bremen wieder, verheerte mit Feuer und Schwerdt Thüringen und das Erzstift Magdeburg, vertrieb den Bischof Konrad von Lübeck und demüthigte also die Feinde. — Als aber Kaiser Friedrich 1168 aus Italien zurückkam, stellte dieser durch sein Ansehn die Ruhe wieder her, und beide Theile mußten ihre Eroberungen herausgeben.

Der edle Welfe, der nie ruhen konnte, machte darauf einen Kreuzzug; aber als er wiederkehrte, entspannen sich die Unruhen von Neuem, und nun zog er sich an dem Kaiser selbst einen übermächtigen Gegner zu. Dieser, der bis dahin sein Freund gewesen, rechnete vor Allem auf ihn, als er zum fünften nach Italien zog, zur ernsten Entscheidung mit den Lombarden. Da gab Heinrich, unerwartet, nöthige Geschäfte in seinen eigenen Landen vor, und verließ des Kaisers Heer, obgleich dieser dringend bat und mahnte, und sogar, wie erzählt wird, die kaiserliche Hoheit so sehr vergaß, daß er dem Herzog zu Füßen fiel. Der Stolze hob ihn nicht einmahl auf, sondern zog von dannen, und seiner Abwesenheit hatte Friedrich wohl am meisten das Unglück bei Lignano zuzuschreiben. — Das konnte er ihm nicht vergessen; und als er nun nach dem Frieden von Venedig nach Teutschland zurückkehrte, und von allen Seiten neue Klagen gegen den Herzog ertönten, forderte er ihn vor einen Reichstag nach Worms. Heinrich erschien nicht; ein zweiter Tag ward ihm nach Magdeburg angesetzt; auch da erschien er nicht; und als er nun auf dem dritten zu Goslar auch nicht kam, saß der Kaiser über ihn zu Gericht, und die Fürsten erkannten die Entsetzung aller seiner Reichswürden und Lehen als Strafe über ihn. Da sprach Friedrich die Acht aus, und vertheilte seine Lehen unter andere Fürsten. Sachsen sprach er einem Sohne Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt zu, Baiern dem Pfalz-

grafen Otto von Wittelsbach, einen Theil Westfalens gab er dem Erzbischof von Köln, unter dem Titel eines Herzogthums, und andere Stücke den Bischöfen von Magdeburg, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Verden und Minden; die Städte Lübeck und Regensburg wurden freie Reichsstädte, und in Pommern, welches nun mit dem Reiche verbunden wurde, machte Friedrich die Brüder Casimir und Bogislaus zu Herzögen.

Die Feinde griffen auf des Kaisers Richterspruch gern und rasch zu den Waffen, um sich ihr Theil der Beute zu nehmen; allein der alte Löwe wehrte sich tapfer. Sie konnten nichts gegen ihn ausrichten, und wurden sogar wiederholt geschlagen, bis Friedrich selbst mit einem Heere kam. Da ward er so hart bedrängt, daß er sich endlich 1182 dem Kaiser zu Erfurt zu Füßen warf. Die Demüthigung des alten Freundes und Waffenbruders, dessen stolze Seele nun gebrochen war, preßte Friedrichen Thränen aus; er verzieh ihm, aber, damit der Feinde Haß durch die Zeit besänftigt werden möchte, rieth er ihm, auf drei Jahre Teutschland zu meiden und bei seinem Schwiegervater dem Könige von England zu verweilen; seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg blieben ihm. So geschah es, gleichsam durch ein wunderbares Vorspiel des Schicksals, daß der Herzog eine Zeit lang als Verbannter in dem Lande wohnte, wo seine Nachkommen einst einen glänzenden Thron besteigen sollten. Ja, seine Gemahlin Mathilde gebar in England denselben Wilhelm, der nachmahls der Stammvater der englischen Könige aus dem Hause Hannover geworden ist.

## 58. Kaiser Friedrichs letzte Lebensjahre.

Dieses große Beispiel kaiserlicher Obergewalt in Teutschland mogte auch auf das Gemüth der

Italiener wirken; und als im folgenden Jahre, 1183, der sechsjährige Waffenstillstand mit den Lombarden abgelaufen war, und der Kaiser sich überdies als ein gnädiger Herrscher zeigte, kam der Friede zu Kostnitz mit ihnen zu Stande, der von nun an als Grundgesetz zwischen dem Kaiser und Ober-Italien galt. Der Kaiser behielt große Rechte: er setzte die Bürgermeister durch seine Grafen, erneuerte ihre Würde von fünf zu fünf Jahren, behielt die oberrichterliche Gewalt, bezog noch viele Abgaben, und alle Bürger von fünfzehn bis siebenzig Jahren schwuren ihm den Eid der Treue. Dahin erhielten die Städte die volle bürgerliche Freiheit innerhalb ihrer Mauern, daß sie nach ihren Gewohnheiten und Gesetzen leben und neue Einrichtungen machen konnten, wie sie wollten; und ihr Bund unter einander durfte bestehen.

Nun konnte Friedrich zum letztenmahl 1186 in Frieden nach Italien ziehen; und wie in seinem Innern Ruhe und Zufriedenheit war, so bewegte sich auch Alles um ihn herum in Freude und Jubel. Die Lombarden empfingen ihn, als wenn nie Feindschaft zwischen ihnen gewesen wäre. Er ließ seinem Sohne Heinrich die eiserne Krone der Lombarden aufsetzen und vermählte ihn mit der Constantia, der Erbin von Neapel und Sicilien, wodurch dem Hohenstaufischen Hause neue und große Hoffnungen aufgingen. Denn wenn es, im Besitze von Nord-Italien, nun auch das untere Italien besaß, so mußte bald die ganze Halbinsel ihm unterworfen seyn, und ihre Unterwerfung konnte zu der von Teutschland führen, — so schien es. — Das ahndete dem alten, noch jugendlich hoffenden, Kaiser wohl nicht, daß er durch dieses letzte und glänzendste Gelingen seines großartigen Lebens den Grund zu dem Untergange seines Hauses legte!

**Kreuzzug und Tod. 1190.** — Es schien, als wenn das Schicksal, nachdem es alle Stürme dem alten Helden beschwichtigt hatte, ihm nun den Ruhm eines schönen Todes in einem heiligen Unternehmen bereiten wollte. Es kam plötzlich die Nachricht in Europa an, daß Jerusalem durch den Sultan Saladin den Christen wieder entrissen sey. Papst Urban II. starb vor Schrecken bei dieser Nachricht, und sein Nachfolger, Clemens III. forderte durch dringende Briefe die europäischen Fürsten zur Befreiung der heiligen Stadt auf. Also schifften sich vordersamst alle durch Europa zerstreuten Tempelherrn und Johanniter ein; die Italiener sammelten sich unter den Erzbischöfen von Ravenna und Pisa, es waffnete die Macht der Normannen; fünfzig Schiffe von Dänemark und Friesland, 37 von Flandern; Richard Löwenherz, König von England, Philipp August von Frankreich, vor Allen Kaiser Friedrich Barbarossa, welchen sein Jahrhundert Karl dem Großen verglich. An der Spitze von 150,000 wohlgerüsteten Streitern zog der greise Held aus. Die Griechen, die gleiche Treulosigkeit gegen ihn üben wollten, wie gegen Konrad III, züchtigte er und brach ihre Städte; den Sultan von Cogni in Kleinasien, der ihm seine Freundschaft angetragen hatte und ihn darnach doch verrieth, schlug er in die Flucht und eroberte seine Hauptstadt. Und bei allen diesen Kämpfen glänzte er noch, als Greis, in seiner Heldenkraft allen voran. Aber er sollte das Ziel seiner Mühen dennoch nicht sehen; als er sich in den kühlen Wellen des Flusses Seleph in Armenien durch Baden erquicken wollte, nicht weit von dem Orte, wo auch Alexander der Große durch Baden in Lebensgefahr kam, faßte ihn die Hand des Todes; erstarrt zog man ihn aus dem Wasser und er starb. Vielleicht wollte das Schicksal seinem hohen Geiste den Anblick des unglücklichen Ausganges eines so großen Unternehmens ersparen. Das teutsche Heer wurde zum großen Theile vor der Stadt Antiochia durch Krankheiten

aufgerieben, und sein eigener zweiter Sohn Friedrich starb bei der Belagerung der Stadt Accon. Jerusalem ward nicht wieder erobert.

Welche Trauer Kaiser Friedrichs Tod im ganzen Abendlande erregte, bezeugt selbst ein französischer Schriftsteller der damaligen Zeit, welcher nach seiner Weise also darüber redet: „Ein so tödtlicher, Mark und Bein durchdringender Ruf hat mich verwundet, daß mir zum Leben alle Lust und Hoffnung vergangen ist. Denn ich habe vernommen, daß jene unbewegliche Säule des Reichs, Teutschlands Grundfeste, und jener Morgenstern, der alle übrigen Sterne an Glanz übertraf, Friedrich nemlich, im Orient das Leben geendigt. Nun ist jener starke Löwe nicht mehr, dessen majestätisches Angesicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüstungen abgeschreckt, die Rebellen unterjocht und die Räuber zur Ruhe gebracht hat!" —

## 59. Kaiser Heinrich VI. 1190—1197.

Friedrichs ältester Sohn Heinrich war schon bei des Vaters Lebzeiten zum Nachfolger ernannt; aber er war dem Vater nicht ähnlich. Sein Sinn war hart und grausam, und um große Plane des Ehrgeizes durchzuführen, stand sein Begehren nach vielem Gelde. Das zeigte sich bei einer Gelegenheit, die ihm nicht zum Ruhme gereicht. König Richard Löwenherz von England hatte sich bei der Belagerung von Accon oder Ptolemais im gelobten Lande, von der wir schon geredet, mit dem Herzoge Leopold von Oestreich entzweit; denn als, nach der Uebergabe der Stadt, die Kreuzfahrer von allen Seiten hineinströmten, pflanzte Herzog Leopold das teutsche Banner hoch auf einem Thurme auf; der stolze König aber ließ es herunterreißen und es ward in den Koth getreten. Das war eine Beschimpfung des gesammten teut-

schen Volkes und verdiente geahndet zu werden; aber die Rache, die der Herzog und Kaiser Heinrich später an dem Könige nahmen, war unedel. Richard nemlich wurde auf seiner Rückreise aus dem gelobten Lande durch einen Sturm an die italienische Küste bei Aquileja geworfen und wollte seinen Weg durch Teutschland fortsetzen; aber, obgleich er sich als Pilger verkleidet hatte, wurde er in Wien durch seinen Aufwand und die Unvorsichtigkeit seiner Begleiter erkannt, und dem Herzoge, der früher zurückgekehrt war, ausgeliefert; und dieser übergab ihn dem Kaiser Heinrich. Nun wurde der edle ritterliche König in Ketten gelegt und in hartem Gefängnisse gehalten, bis die Engländer ein Lösegeld von einer Million Thaler, für die damahlige Zeit eine unmäßig große Summe, für ihn bezahlten. Dann erst wurde er losgelassen und kehrte nach England zurück.

Mit Heinrich dem Löwen, welcher nach seiner Rückkehr aus England neuer Kriege Ursache geworden war, schloß Heinrich einen dauernden Vergleich, und die Heirath von dessen Sohne, Heinrich dem Schlanken, mit der pfälzischen Prinzessin Agnes, befestigte die Versöhnung der beiden berühmten Häuser.

Nun strebte Kaiser Heinrich vor allen Dingen danach, Neapel und Sicilien, die Erbschaft seiner Gemahlin Constantia, seinem Hause zu versichern; aber die Grausamkeit, mit welcher er Treue erzwingen wollte, wandte der neuen Unterthanen Gemüther nur noch mehr von ihm ab, und vermehrte den Haß gegen die Teutschen. Denn er ließ den Großen, die sich empört, die Augen ausstechen, sie auf Stühle von glühendem Eisen setzen, und mit ähnlichen Kronen martern. Da wurden die übrigen freilich so geschreckt, daß sie Gehorsam gelobten, aber es kam nicht von Herzen; und mitten in diesen Unternehmungen, während er auf noch Größeres dachte, starb Heinrich plötzlich in Sicilien, 1197.

Sein Sohn Friedrich war noch unmündig,

und die beiden Partheien in Teutschland, die hohenstaufische und welfische, trennten sich wieder so sehr, daß die eine Heinrichs Bruder Philipp, die andere den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, erwählte, und Teutschland also zwei Könige hatte,

## 60. Philipp von Schwaben, 1197—1208, und Otto IV, 1197—1215.

Bei dieser unglücklichen Spaltung ist Teutschland zehn Jahre hindurch der Schauplatz von Zerrüttung, Raub und Mord gewesen, und beide Fürsten, die mit guten Eigenschaften begabt waren, konnten nichts für das Reich thun; im Gegentheil, in ihrem Streben, ein jeder für sich den Papst zu gewinnen, vergaben sie dem klugen Innocenz III. viele von ihren Rechten. Dieser begünstigte Otto IV, als einen Welfen, und als Philipp 1208 durch Otto von Wittelsbach zu Bamberg ermordet war, — aus Rache, weil er ihm seine Tochter, die er ihm versprochen hatte, nicht gab, — wurde Otto allgemein anerkannt. Allein die Freundschaft mit dem Papste dauerte nicht lange, weil Otto nicht alle Rechte des Reiches dahin geben wollte, und der Papst setzte ihm daher den jungen Friedrich, Heinrichs Sohn, der unterdeß in Sicilien herangewachsen war, als König entgegen. Er gewann bald Anhang, ward 1215 in Aachen gekrönt, und Otto lebte zuletzt verlassen und unthätig in seinen Erblanden, und st. 1218.

## 61. Kaiser Friedrich II. 1215—1250.

Dieser Enkel Friedrichs I. war seines großen Geschlechtes würdig durch Heldensinn, Festigkeit des Willens und Kühnheit des Geistes, und durch

solche Gnade und Anmuth bei seiner Erhabenheit, daß der Eindruck seiner persönlichen Größe noch lang nach seinem Tode blieb. Dabei liebte er Aufklärung durch Kunst und Wissenschaft; er übte selbst die Dichtkunst und es war Empfindung, Leben und Wohlklang in seinen Werken. Sein kühner Blick traf besonders die Thorheiten seines Zeitalters, und er strafte sie oft mit scharfem Spotte; dagegen sah er in jedem, wer, woher, welches Glaubens er war, nur den Menschen, und ehrte ihn, wenn er tüchtig war.

Und dennoch hat dieser Kaiser wenig Großes verrichten können; denn seine beste Kraft wurde in dem neu aufwachenden Kampfe der kaiserlichen gegen die päpstliche Gewalt verzehrt, welcher nie verderblichere Folgen gehabt hat, als unter seiner Regierung. Die herrlichen Eigenschaften eines großen Fürsten gingen dadurch ohne Segen für seine Völker verloren, und Teutschland wie Italien wurden durch harte Kriege zerrüttet. Dreierlei konnten die Päpste, Gregor IX und Innocenz IV, dem Kaiser nicht verzeihen; zuerst, daß er auch Sicilien und Neapel besaß, und dadurch ihr Reich von zweien Seiten erdrücken konnte; zweitens, daß er die großen Vorrechte, die ihnen der schwache Otto IV. eingeräumt hatte, nicht unbedingt wollte gelten lassen; und drittens, was ihren Zorn am bittersten erregte, daß er oft die Schärfe seines Spottes gegen sie wandte, und sie sowohl lächerlich als verächtlich zu machen suchte.

Zum Vorwande seines Hasses gebrauchte aber Gregor IX. eine andere Sache. Friedrich hatte bei seiner Krönung zu Aachen die Pflicht eines Kreuzzuges zur Befreiung Jerusalems auf sich genommen, und dieses Versprechen bei der Kaiserkrönung zu Rom 1220 erneuert. Nun aber fand er in seinen Erblanden, und an der Widersetzlichkeit der lombardischen Städte, die nach Friedrichs I. Zeit wieder übermüthig geworden waren, und gleichfalls in Teutschland, so viel zu thun, daß er immer von Neuem einen Aufschub vom Papste be-

zehren mußte. Endlich, im Jahre 1227, segelte er wirklich mit einer Flotte ab, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück, weil er krank geworden war; und der ganze Kreuzzug ward zu nichts. Da erzürnte Gregor IX, und that ihn, ohne auf seine Entschuldigung zu achten, in den Bann, indem er behauptete, seine Krankheit sey erdichtet gewesen. — Um alle solche Beschuldigungen durch die That zu widerlegen, ging der Kaiser im folgenden Jahre wirklich nach Palästina; allein darüber schalt ihn der Papst nun noch härter als zuvor, weil ein mit dem Bannfluch Beladener ein unschickliches Werkzeug zum Dienste Gottes sey. Und damit er nichts Großes im gelobten Lande verrichte, schickte der Papst Befehle dahin, daß weder die dortige Geistlichkeit, noch die Ritterorden mit ihm Gemeinschaft haben sollten; ja, er selbst fiel mit seinen Truppen in Friedrichs Erbländer in Italien ein, verheerte und plünderte sie, und eroberte einen Theil von Apulien.

Friedrich aber kam im gelobten Lande schnell zu einem glücklichen Ende; der Sultan schloß mit ihm einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, und gab Jerusalem, Bethlehem und Nazareth wieder heraus. Da zog der Kaiser in die heilige Stadt ein und betrat die Stätte des Grabes; aber der Patriarch von Jerusalem und die Priester, dem Befehle des Papstes gehorsam, wollten keinen Gottesdienst in seiner Gegenwart halten. Er verrichtete dessenungeachtet seine Andacht, und setzte sich selbst, in Gegenwart seiner Großen, die Krone eines Königs von Jerusalem auf; denn er hatte die Jolantha, die Tochter des Königes Johann von Jerusalem, geheirathet und dadurch seine Ansprüche erworben. — Dann wandte er sich schnell nach Italien zurück. Seine Gegenwart stellte bald Alles wieder her, was verloren war, und der Papst sah sich genöthigt, 1230 Frieden zu schließen und den Bann zu lösen.

Es schien ein ruhiger Augenblick in Friedrichs

Leben einzutreten; allein das Schicksal ergriff ihn von einer andern Seite. Sein eigner Sohn Heinrich, den er als Reichsverweser in Teutschland gelassen hatte, empörte sich gegen ihn, wahrscheinlich durch Ehrgeiz und schlechte Rathgeber aufgereizt; mit blutendem Herzen mußte der Vater den eigenen Sohn mit Gewalt überziehen, ihn gefangen nehmen und nach Apulien ins Gefängniß führen, wo er nach sieben Jahren gestorben ist.

Bei dieser Gelegenheit hielt auch Friedrich im J. 1235 einen großen Reichstag zu Mainz, wo 64 Fürsten und überhaupt 12,000 Edle und Ritter erschienen. Es wurden hier schriftliche Gesetze über den Landfrieden gegeben und manche andere Anordnungen gemacht, welche dem Reiche die hohe Klugheit seines Kaisers zeigten. Auch in seiner Pracht und in der Fülle jener schmuck- und genußreichen Zeit sah ihn das Vaterland; denn er feierte in Köln seine Vermählung mit der englischen Königstochter Isabella. Die kaiserliche Braut wurde auf den Gränzen des Reiches von einem glänzenden Geleite von Rittern und Edeln eingeholt; in allen Städten, durch die sie zog, kam ihr unter Gesang und Glockengeläute die Geistlichkeit entgegen, und in Köln, dessen Straßen festlich geschmückt waren, wurde sie empfangen von zehntausend Bürgern zu Pferde, in schönen Kleidern und Waffen. Wagen mit Orgeln, in Gestalt von Schiffen, indem Räder und Pferde mit Purpurdecken verhüllt waren, ließen eine harmonische Musik ertönen, und die ganze Nacht hindurch sangen Chöre von Jungfrauen unter den Fenstern der Kaisersbraut. Bei der Vermählung selbst waren vier Könige, eilf Herzöge, dreißig Grafen und Markgrafen zugegen. Die heimkehrenden englischen Gesandten beschenkte Friedrich auf das reichste; und unter andern kostbaren Geschenken und Seltenheiten aus dem Morgenlande schickte er auch drei Leoparden mit, weil Leoparden zum englischen Wappenschilde gehören. — Wie glücklich,

hätte Teutschland seinen großsinnigen und klugen Kaiser in Ruhe besitzen können!

Aber von diesen friedlichen Geschäften kehrte Friedrich im folgenden Jahre wieder zu sehr ernsthaften nach Italien zurück. Die lombardischen Städte waren es, die seine Gegenwart forderten, denn sie wollten ihm nicht den Gehorsam leisten, den er als Kaiser forderte. Mit Hülfe seines tapfern Feldherrn, des Ritters Ezelin de Romano, eroberte er mehrere der verbündeten Städte, und schlug die Mailänder 1237 bei Cortenuovo so aufs Haupt, daß sie sich gern demüthigen wollten, wenn er nur leidliche Bedingungen bewilligte; er aber, ungewarnt durch das Beispiel seines Großvaters, verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade, und sie, die gleichfalls der früheren Zeiten gedachten, wollten lieber, wie sie sagten, unter ihren Schilden sterben, als durch den Strang, durch Hunger und Brand umkommen. — Von dieser Zeit fängt das Unglück in Friedrichs Leben recht an; er hatte, nach dem Ausdruck eines Schriftstellers, die Gunst vieler Menschen verloren, weil er so unerbittlich sich gezeigt. Auch sein alter Feind, Gregor IX, stand wiederum gegen ihn auf, verband sich mit den Städten, und that den Kaiser von Neuem in den Bann. Ja, die Feindschaft zwischen beiden ging so weit und artete so sehr in persönlichen Eifer aus, daß der Papst den Kaiser in einem Schreiben an die übrigen Fürsten mit: „jenem apokalyptischen, von dem Meere aufsteigenden Ungeheuer verglich, welches voll Namen der Gotteslästerung sey, und buntscheckig wie ein Leopard;“ und Friedrich darauf mit der Stelle der Schrift antwortete: „Und es ging ein anderes rothes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst tödteten.“

Aber eine große Gewalt war in jenem Zeitalter auf des Papstes Seite und kämpfte gegen Friedrich; — das war die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Papst warf die schwere

Beschuldigung auf den Kaiser, daß er ein Verächter der Religion und der heiligen Kirche sey, und Friedrichs kecker und muthwilliger Witz gab vielleicht oft, unbedachter Weise, Veranlassung zu solchem Glauben. Er sank immer mehr in der allgemeinen Achtung, und dieses war es, was ihm die letzte Zeit seines Lebens verbitterte und ihn endlich in Gram verzehrte. Seine Waffen waren noch oft glücklich, aber sein Geist nicht mehr heiter; und zuletzt verließ ihn auch einigemahl das Waffenglück, so daß sogar sein Sohn Entius von den Bolognesern gefangen genommen wurde.

Europa wurde um diese Zeit von einem furchtbaren Feinde von Osten her bedroht, eben so furchtbar als in früheren Zeiten die Hunnen. Es waren die Tartaren, oder Mongolen, die vom Jahre 1206 an unter Dschingis-Chan Asien durchstürmt hatten, und unter seinen Söhnen bis in Mähren und Schlesien vordrangen. Im Jahre 1241 gewannen sie eine große Schlacht bei Liegnitz gegen den Herzog von Schlesien. In dieser Noth fühlte Friedrich wohl seine Pflicht als erster christlicher Fürst, und ermahnte auch die übrigen Könige sehr dringend zu schneller Hülfe gegen den allgemeinen Feind; aber es blieb bei den Worten. Hätten die Tartaren nicht selbst ihre Eroberungen aufgegeben, so wären sicherlich große Umwälzungen geschehen.

Der folgende Papst Innocenz IV. war ein noch heftigerer Feind des Kaisers, als Gregor, und brachte es sogar in Teutschland dahin, daß man 1246 einen Gegenkönig, Heinrich Raspe von Thüringen, wählte. Er konnte aber kein rechtes Ansehn gewinnen, und starb schon im folgenden Jahre; weil Friedrich aber in Italien blieb, in beständigen Kriegen verwickelt, so wählten die geistlichen Fürsten einen andern Gegenkönig, den Grafen Wilhelm von Holland. — Es herrschte die größte Verwirrung in Teutschland, wie in Italien. „Nachdem der Kaiser

Friedrich in dem Banne war," sagt ein alter Geschichtschreiber, „freuten sich die Räuber, und frohlockten über die dargebotene Beute. Die Pflugscharen wurden in Schwerdter und die Sensen in Lanzen umgewandelt. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei sich trug, um sogleich Feuer und Brand stiften zu können."

Friedrich selbst starb im J. 1250, von Gram immer mehr abgezehrt, auf dem Schlosse Fiorentino in Apulien.

Sein Tod stellte die Ordnung nicht wieder her, sondern in Teutschland waren von Neuem zwei Könige, weil die hohenstaufische Parthei Friedrichs Sohn, Konrad, erwählte.

---

## 62. Wilhelm von Holland, 1247—1256, und Konrad IV, 1250—1254.

Konrad war mehr um seine Erbländer als um Teutschland besorgt; er ging schon 1251 nach Italien, und ließ seine Gemahlin zurück, die im folgenden Jahre den unglücklichen Konradin gebar. König Konrad, im Banne des Papstes, wie sein Vater, eroberte zwar Neapel, machte sich aber die Einwohner dadurch zu den unversöhnlichsten Feinden, daß er dem auf dem Markte aufgestellten Pferde, dem Sinnbilde der Stadt, einen Zaum anlegen ließ. — Er starb schon im folgenden Jahre 1254 und sprach noch kurz vor seinem Tode: „Wehe mir Unglücklichen! Warum haben mich meine Eltern geboren, nur um so viel Ungemach auszustehen! die Kirche, die meinem Vater und mir ein Mutterherz hätte zeigen sollen, ist vielmehr eine Stiefmutter gewesen; und das Reich, das schon vor Christi Geburt bis auf diese Zeit geblühet, verwelket nun, und nahet sich dem Untergange!" — Für sein Geschlecht hatte er die

Wahrheit verkündet, er war der letzte König aus den Hohenstaufen.

Auch der König Wilhelm lebte nur einige Jahre länger, in so geringem Ansehen, daß ein gemeiner Bürger zu Utrecht mit einem Stein nach ihm warf, und ein Edelmann seine Gemahlin auf der Landstraße ausplünderte. Und als er im Winter des Jahres 1256 gegen die Friesen zu Felde zog, und bei Medenblick über das Eis setzte, brach es unter ihm, er blieb im Sumpfe stecken, und die Friesen erschlugen ihn.

Nach seinem Tode steigt die Verwirrung aller Dinge in Teutschland noch höher als zuvor. Was man über die eigenthümliche Weise des wilden und doch so herrlichen Mittelalters Gutes und Böses gesagt hat, gilt am treffendsten von dem Zeitraume, in welchem wir mitten inne stehen; es ist also hier der schicklichste Ort, einen Ruhepunkt zu nehmen, und einen Blick auf die Hauptzüge dieses ganzen Zeitalters zu werfen.

# Das Mittelalter.

## 63. Das Ritterwesen.

Man hat das Mittelalter, auch die Ritterzeit genannt, und in der That ist es das Ritterthum, was ihm hauptsächlich seine Gestalt gegeben hat. Durch die Ausbreitung des Lehnswesens über ganz Teutschland war, wie schon gezeigt ist, der Adel der Haupttheil der Nation geworden, bis zu solchem Grade, daß außerhalb der Städte fast keine gemeinen freien Leute mehr gefunden wurden. Die Kriege wurden allein durch den Adel und

seine Diener geführt; er kämpfte nur zu Pferde, war mit schweren, eisernen Waffen bedeckt, und von Jugend auf darin so geübt, daß er sie nicht nur tragen, sondern die Glieder frei und kräftig darin bewegen konnte. Ein so geharnischter Mann zu Pferde war den gemeinen Kriegern, die zu Fuße dienten und schlechter bewaffnet waren, sehr weit überlegen; und bald zählte man ein Heer nur nach der Menge seiner Ritter. Um solche Vorzüge zu behaupten, mußte die Erziehung des Adels ganz kriegerisch seyn. „Die in Teutschland gebornen Knaben lernen eher Reiten als Reden, sagt ein alter Schriftsteller; die Pferde mögen laufen, wie sie wollen, so bleiben sie unbeweglich sitzen; sie führen ihren Herren die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, sind sie durch keine Arbeit zu ermüden. Das Tragen der Waffen kömmt den Teutschen eben so leicht an, als das ihrer eigenen Glieder, und es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, und Lanze, Schild und Schwerdt zu gebrauchen."

Bei dieser ausschließlichen Richtung auf die Ausbildung körperlicher Kraft hätte das Zeitalter in tiefe Barbarei der Sitten versinken müssen, wenn nicht die edle Naturanlage der germanischen Völkerstämme und die großen Stiftungen Heinrichs I. ihre wohlthätige Kraft entwickelt hätten. Von seinen Ritterspielen wurde es immer mehr sichtbar, daß sie in Wahrheit als die Erziehungsanstalten des Adels wirkten. Denn indem keiner, dessen Ehre und guter Name irgend befleckt war, an ihnen Theil nehmen durfte, und doch alles Tichten und Trachten des Knaben und Jünglings von Jugend auf nach ihnen und ihrem hohen Waffenruhme gerichtet war, wurde die Ritterschaft ein Sitz der Ehre und Frömmigkeit, und eine Pflegeschule jeglicher Heldentugend, in welcher die großartigsten und stärksten menschlichen Gefühle oft mit kindlicher Milde des Gemüthes vereint

waren. Und an dem ganzen Zeitalter bewährte sich, daß Sitte und Tugend nicht sowohl durch das Wort und den Begriff gelernt werden, als vielmehr der großen Vorbilder im Leben bedürfen, um ein Geschlecht ganz zu erfüllen. Der innere Adel der Seele, der in den Teutschen lebte und durch das Christenthum gepflegt war, wirkte bald so mächtig nach Außen, daß die erste Eigenschaft eines ehrenwerthen Ritters die war, daß er wahrhaft in Tugend und Ehre lebte, und daß nicht der geringste Flecken die Reinheit seines Namens trübte. Für die Gesammtheit der christlichen Nationen ist das Ritterthum von der höchsten Wichtigkeit dadurch gewesen, daß es, als schon das Kaiserthum seine Kraft verloren hatte, und das Ansehn der Kirche zu wanken anfing, doch noch durch die Grundsätze der Ehre, der Geradheit, der Treue und des männlichen Wortes ein sittliches Verhältniß unter den Völkern möglich machte; ein fester Pfeiler gegen das Einbrechen neuer Barbarei.

In den Zeiten von Heinrich I. bis auf Heinrich IV, unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, war das Ritterthum erst in seiner Ausbildung; die ganze Zeit war einfach und ernst. Durch die Kreuzzüge aber erhielt es einen neuen, hohen Schwung. Die Rittertugend wurde auf das engste mit der Religion zusammengeknüpft und durch sie geweiht; im Dienste Gottes und des Erlösers konnte das tapfere Schwerdt den höchsten irdischen Ruhm erwerben. Das Ziel, welches erkämpft werden sollte, lag weit, in fernen Himmelsstrichen; die Einbildungskraft wurde viel wunderbarer aufgeregt, und die Erzählungen derer, die aus den Morgenlanden zurückkehrten, waren ganz geeignet, dem Bilde noch lebhaftere Farben zu leihen. Dadurch wurden diese Zeiten so kühn und so schwärmerisch begeistert, daß ihnen keine Unternehmung zu schwer dünkte, und Heldenthaten verrichtet sind, die uns wie eine Dichtung erscheinen. Vor allen Dingen fesselten die drei geistlichen

Ritterorden, welche durch die Kreuzzüge ihr Daseyn erhielten, durch ein hohes Gelübde den Ritter an die große Sache der ganzen Christenheit: die Johanniter, welche bis auf unsere Zeiten, treu dem Geiste alter Ritterlichkeit, den Kampf gegen die Ungläubigen zu ihrer Pflicht gemacht haben; die teutschen Ritter, welche im dreizehnten Jahrhundert sich nach Preußen wandten, mit großer Kühnheit dort für die Ausrottung des Heidenthums stritten, und die blühendste teutsche Ansiedelung an diesen Gestaden stifteten, und endlich die Tempelherrn, welche große Macht erlangten, zulezt aber durch die französischen Könige, die nach ihren Gütern lüstern waren, vernichtet wurden.

In so schönem Lichte muß uns der Sinn des Ritterthums erscheinen, in den Zeiten, da es am herrlichsten blühte. Wie aber nichts Menschliches ganz rein und vollkommen ist, und wie auch das Edelste nur seine kurze Zeit der Blüte hat, so gab es sicherlich auch in den besten Zeiten viele Ritter, welche das Uebergewicht ihrer Kraft zur Ungebühr mißbrauchten, und so wird uns auch die Ausartung des ganzen Ritterwesens nur zu bald vor Augen treten.

## 64. Die Städte.

Indem sich der Adel des teutschen Volkes also kräftig ausbildete und das Schwerdt für die Ehre des Glaubens wie des Vaterlandes führte; arbeiteten die Bürger in den Städten in Emsigkeit und Fleiß für seinen Wohlstand. Die teutschen Städte wuchsen in diesem Zeitraume zu immer größerer Volksmenge und Reichthum heran, und die Quelle des Allen war der Handel. Auch für ihn haben die Kreuzzüge die heilsamsten Folgen gehabt. Der Geist großer Unternehmungen wurde

geweckt; die kostbaren Waaren der mittäglichen Länder kamen häufiger nach Europa; besonders führten die italienischen Seestädte, Venedig, Genua und Pisa die Waaren des Morgenlandes herbei, und dann gingen sie, wie die Erzeugnisse Italiens selbst, auf den alten Handelsstraßen über die Pässe der Alpen nach Teutschland, verbreiteten sich dort auf Landstraßen und Flüssen, und was nicht im Lande selbst gebraucht wurde, wanderte immer weiter nach Norden. Alles, was jetzt auf dem Meere in die nördlichen Länder gebracht wird, nahm damahls den Weg durch Teutschland; und bei so ausgebreitetem Handel, wozu auch der mit den Erzeugnissen des eigenen, teutschen Fleißes kam, bluhten die alten Städte des Reiches auf das herrlichste. Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Straßburg, Bamberg, Worms, Speier und Mainz im südlichen Teutschland; im nördlichen Köln, Erfurt, Braunschweig, Lüneburg, Hamburg, Bremen und Lübeck, und viele andere, erhoben stolz ihre Mauren und Thürme, und eine fleißige, treue, muntere Menschenmenge wogte in ihren Straßen. Ihr Reichthum gab ihnen bald die Mittel in die Hände, sich von aller Oberherrschaft einzelner Fürsten frei zu machen; denn da in den alten Zeiten die Rechte eines Herren noch nicht so einträglich waren, als jetzt, da noch wenig oder gar keine regelmäßige Abgaben entrichtet wurden, so bedurfte eine Stadt keiner gar großen Summen, um sich ganz davon frei zu kaufen. Dann erkannte sie nur den Kaiser als ihren Ober-Lehnsherrn, und hieß eine freie Stadt des Reiches.

Wären aber Handel und Gewinn einzig das Ziel des bürgerlichen Treibens in den Städten gewesen, so wurden sicherlich bald alle die Uebel entstanden seyn, welche nicht ausbleiben, wenn sich der Mensch in diesen Dingen mit seinem Gemüthe verliert; die Bürger waren feige und unmännlich geworden und hätten die Freiheit und den Stolz des Herzens in dem Trachten nach irdischem Gute dahin gegeben. Aber nun stand ihnen, in den

Zeiten des Faustrechts, der ganze Adel der Nation gegenüber; Fürsten, Grafen und Ritter sowohl, als die Bischöfe und Aebte, eifersüchtig auf ihren Reichthum, beachteten genau ihr Thun und Treiben, und warteten auf eine Gelegenheit, ihrer Freiheit Abbruch zu thun.

Wollten die Städte so vielen Feinden nicht erliegen, so mußten sie auch die Waffen zur Hand nehmen, und den männlichen Muth in der Brust bewahren, der das Schild der Freiheit ist. Von den Nürnberger Patriciern heißt es in einer alten Schilderung: „Die Geräthe ihrer Häuser bestehen großentheils aus Silber und Gold; doch fällt nichts mehr in's Auge, als Schwerdt, Harnisch, Streitkolbe, und die Pferde, die sie besonders als Merkmahle ihres Adels und alten Geschlechtes aufstellen. Aber auch der gemeine Mann hat seine Waffen in guter Ordnung in seinem Hause, um bei der ersten Bewegung sogleich mit denselben an dem ihm angewiesenen Lärmplatze zu erscheinen.“ — Die ganze städtische Ordnung war auf den Krieg berechnet: die Bürgerschaft war in Zünfte eingetheilt, nach ihrem Gewerbe und ihrem Wohnplatze, und bei einer Gefahr der Vaterstadt versammelte sich jede Zunft an ihrem Platze und zu ihrem Banner, zog zusammen aus, und kämpfte vereint in der Schlacht. Das war eine schöne Einigung, die durch Krieg und friedliche Beschäftigung fest geknüpft wurde, und der Wetteifer der Zünfte in der Tapferkeit hat wohl oft einen Sieg errungen. Die Bürger der Städte in'sgesammt verloren sich nun nicht in der Liebe des Kleinen und Nichtigen, und in der Verweichlichung des sitzenden Lebens im eingeschlossenen Raume des Hauses, sondern sie wurden an Leib und Seele ganze Männer und ein freigesinntes Geschlecht.

**Die Städte-Vereine.** — In dieser Zeit des gehobenen städtischen Lebens entstanden mehrere Bündnisse teutscher Städte unter ein-

ander zum Schutz ihrer Freiheit, ihrer Selbstständigkeit und ihres Handels. So errichteten schon im J. 1254 siebenzig Städte im südlichen Teutschland den Rheinischen Bund zum Schutz und Trutz, und widersetzten sich kräftig den Anmaßungen des Adels. Nachher entstand der Schwäbische Städtebund, der gleichfalls sehr zahlreich war.

Der größte Bund unter allen war aber die Hansa. Der Ursprung derselben war ein Bündniß, welches im J. 1241 die Städte Lübeck und Hamburg mit einander schlossen; beide Städte sollten Schiffe rüsten und Bewaffnete stellen, um die Landstraße zwischen der Trave und Elbe, und die Gewässer, auf denen beide ihre Waaren in's Meer schickten, gegen jede Räuberei zu beschützen. Bald schlossen sich mehrere nördliche Städte an den Bund an; um das Jahr 1300 zählte er schon sechzig Städte, vom Niederrhein bis nach Preussen und Liefland, späterhin bis hundert; und in der Mitte des 14ten Jahrhunderts nahmen sie den Namen Hansa an, welcher so viel wie Bund bedeutet. In Teutschland gehörten Bremen, Braunschweig, Köln, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Salzwedel in der Altmark, und viele andere dazu, und außer Teutschland Thorn, Danzig, Königsberg, Riga, Rewal, Narva u. s. w. Sie zogen bald den Handel in der Ostsee ganz, und auch den in der Nordsee großentheils an sich, und hatten vier große Waarenniederlagen: zu Nowgorod in Rußland, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern und zu London. Der Bund war reicher und mächtiger, als die nordischen Königreiche, er hatte ganze Flotten und Heere, man bewarb sich um seine Freundschaft; er zwang den König Philipp IV, von Frankreich, den Engländern alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten, eroberte Lissabon mit einer Flotte von hundert Schiffen, nöthigte England, den Frieden mit ihm um 10,000

Pfund Sterling zu erkaufen; belagerte Kopenhagen und bot das Königreich Dänemark feil, und gab in allen Kriegen, an welchen er Theil nahm, den Ausschlag. Die Stadt Lübeck konnte wohl stolz seyn, das Haupt eines solchen Bundes zu seyn. Er theilte sich in vier Klassen, 1) die Wendische, wovon Lübeck noch besonders das Haupt war; 2) die Westphälische, mit Köln an der Spitze; (Köln trieb starken Seehandel, und stiftete in London das berühmte teutsche Haus; der Seehandel verfiel aber, als Dortrecht sein drückendes Stapelrecht erhielt); 3) die Sächsische Klasse, Hauptort Braunschweig, und 4) die Preußische und Liefländische mit Danzig.

Schon ehe dieser Bund den Seehandel in's Große trieb, hatten einzelne Städte ihn in ihren Händen. Bremen und Lübeck schifften besonders viel nach den Küsten von Preußen und Liefland, und breiteten auch durch Missionarien das Christenthum in diesen Ländern aus. Im Jahre 1198 war schon Riga von Bremern erbaut worden; und als Preußen von den Rittern des teutschen Ordens bezwungen wurde, ließen sich eine Menge Teutscher dort nieder, bauten Städte, trieben Künste uud Handwerke, und verbreiteten ihre Sprache und Sitten. Es ist sehr zu bewundern, wie Teutschland so viele Menschen entbehren konnte, da zu derselben Zeit durch Heinrich den Löwen die wendischen Länder an der Ostsee mit Teutschen bevölkert wurden, und zugleich im Reiche selbst neue Städte entstanden und die alten an Menschenmenge stiegen. Teutschland muß wohl ein sehr blühendes und schönes Land im Mittelalter gewesen seyn.

Wie groß und volkreich die Städte waren, gerade in den Zeiten, da das Faustrecht am ärgsten tobte, bezeugen viele Urkunden. Im vierzehnten Jahrhundert z. B. hatte Aachen 19,826 wehrhafte Männer; Straßburg 20,000 Bewaffnete; Nürnberg 52,000 Bürger, und jährlich 4000 Geborne. Bei einem Aufstande der Lübecker Bürgerschaft bewaffnete der Rath allein 5000 Kaufleute.

Und neben diesen und andern großen Orten war das teutsche Land mit einer Menge Städte von mittlerer Größe bedeckt, welche gleichfalls in Wohlstand und Volksmenge blüheten, und von denen jetzt zum Theil nur noch die Namen und die öden Gassen und Mauren übrig sind, wie z. B. von den vielen Reichsstädten in Schwaben.

Von dem Reichthum der teutschen Städte redet noch ein Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts, als ihr Glanz doch schon zu sinken anfing, mit großer Bewunderung. „Die Könige von Schottland mögten wünschen, sagt er, so zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg. Wo ist ein Gasthaus bei euch, wo man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht sagen vornehme, sondern auch nur bürgerliche Frau ist nicht mit Gold geziert? Was soll ich von den Halsketten der Männer und von den Pferdezäumen sagen, die aus dem reinsten Golde gemacht, und von den Sporen und Scheiden, die mit edlen Steinen bedeckt sind?“ —

Die Quelle solches Reichthums an edlen Metallen waren, außer dem Handel, auch die, nach und nach entdeckten, Bergwerke. Im Jahre 1477 z. B. speiste Herzog Albrecht von Sachsen in dem Bergwerke zu Schneeberg auf einer gediegenen Silberstufe, aus welcher nachmals vierhundert Zentner Silber gewonnen wurden.

---

## 65. Der Bauernstand.

Die Blüte und Macht der teutschen Städte ist eine Hauptstütze des wieder emporkommenden freien **Bauernstandes** geworden. Auch in den Bewohnern des Landes, welche unter dem Drucke der Leibeigenschaft das Feld fur einen Herrn bauen mußten, erwachte, bei dem Anblicke der blühenden, freien Stadte, die Liebe der Freiheit und Selbst-

ständigkeit, und wenn diese einmahl recht geweckt ist, so ruhet sie nicht, bis sie ihre Bürde von sich geworfen hat. Doch ist bei keiner Veränderung mehr, als bei dieser, unser früher dargelegter Grundsatz der Beurtheilung festzuhalten, daß nemlich eine solche Umbildung der Grund-Verhältnisse eines Volkes durchaus nur langsam geschehen kann; so daß erst nach Jahrhunderten die freien Landbauer anfangen, als ein eigener Stand gelten zu können. Und eben so darf ihr Emporkommen nicht etwa aus Einer Ursache abgeleitet werden, sondern es war eine Folge vielfach zusammenwirkender Dinge. Wir nennen hier nur noch, außer dem Einfluß der Städte, vorzüglich den der Kreuzzüge.

Auf den Befehl des Papstes mußte jedem Knechte, welcher das Kreuz nahm, um mit in das gelobte Land zu ziehen, von seinem Herrn die Freiheit gegeben werden; und Tausende von ihnen zogen aus und wurden frei. In einem andern Falle schenkte der Herr, ehe er selbst den Kreuzzug antrat, aus Frömmigkeit seinen Knechten die Freiheit; oder er kam nicht wieder zurück, hatte auch keine nahen Erben, und in der Verwirrung des Erbschaftsstreites machten sich viele seiner bisher dienstbaren Leute unabhängig. Am leichtesten konnte ihnen, so wie überhaupt den Unterthanen des Adels, dieses gelingen, wenn sie in der Nähe großer Städte wohnten. Sie begaben sich in deren Schutz, und zogen entweder in dieselben, oder blieben auf ihrem Erbe, hießen nun Pfahlbürger oder Ausburger der Stadt, und wenn ihr Herr sie zur Dienstbarkeit zwingen wollte, so hatte er es mit der mächtigen Stadt oder gar mit dem ganzen Bunde zu thun, zu welchem sie gehörte. Nun ist nicht zu leugnen, daß dabei gewiß manche Stadt in ihrem burgerlichen Uebermuthe ihrem adlichen Nachbarn Unrecht that, indem sie ohne einen Rechtsgrund seine Unterthanen gegen ihn in Schutz nahm; allein sie gedachte wohl an das Unrecht, welches ihr der Ritter selbst oder seine Vorfahren zugefugt hatten; denn Unrecht gebiert Unrecht;

oder sie war mit ihm in offenbarer Fehde und glaubte ihm auf alle Weise schaden zu dürfen. Als nun die Herren sich in Gefahr sahen, alle ihre Unterthanen, einen nach dem andern, zu verlieren, wenn sie sie mit Gewalt in der Dienstbarkeit erhalten wollten, gaben sie ihnen lieber selbst, gegen billige Bedingungen, leichtere Dienste, und bestimmte jährliche Abgaben, die Freiheit. Und viele endlich mögen auch wohl von selbst, aus guter Gesinnung, und durch die Aufklärung der Zeiten, eingesehen haben, daß es sowohl edler, als auch selbst vortheilhafter sey, sein Land durch freie Arbeiter, welche im Gefühle, daß sie für sich und ihre Nachkommen fleißig sind, alle Kräfte des Geistes und Körpers gebrauchen, als durch Knechte bauen zu lassen, welche zur Arbeit getrieben werden müssen.

Auf solche Weise wurde, besonders in dem Zeitraume, von welchem wir jetzt reden, durch hundert verschiedene, bald leiser, bald offenbarer wirkende, Ursachen der Grund zu dem wichtigsten Stande gemeiner freier Leute in Teutschland gelegt, welcher nach und nach die Grundkraft der neueren europäischen Staaten geworden ist.

## 66. Kunst und Wissenschaft.

Wenn das menschliche Leben bis zu einer gewissen Stufe des Wohlseyns erhoben ist, so wendet sich die Kraft nicht mehr allein auf die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, sondern sie strebt auch nach der Erzeugung des Schönen, welches dem Lebensgenuß einen höheren Schmuck gewährt; und auch diejenigen Theile der Erkenntniß werden ausgebildet, welche ein freieres Spiel der geistigen Kräfte befördern. So mußten die Städte mit ihrem wachsenden Reichthum bald die Wiege teutscher Kunst und Wissenschaft werden.

Dazu kam die höchste Erregung der Einbildungskraft und der Schwung, den die Kreuzzüge dem ganzen Zeitalter gaben. Neue, weite und warme Ideen erfüllten die Welt, hoben den Geist über das alltägliche Leben hinaus und erfüllten ihn mit Bildern, welche bald in schönen Kunstgebilden wieder nach Außen hervortraten. Wenn wir auch keinen andern Beweis für die Herrlichkeit des Mittelalters hätten, als den Anblick der Kunstwerke aller Art, die noch aus jenen Zeiten zu uns reden; so hätten wir schon an ihnen eine hinreichende Widerlegung der Ansichten, welche das Mittelalter finster, barbarisch und unglücklich nennen. Eine rohe und unglückliche Zeit kann keinen Gedanken fassen, wie den zu dem Münster in Straßburg oder zu dem Dom in Köln; denn die Kunst gedeiht einzig in dem Lichte der Freiheit und in der Wärme des freudigsten Lebensgefühles.

Wir haben hier Beispiele aus der Baukunst genommen, und in der That ist kaum eine andere Kunst, die den ächten teutschen Geist so eigenthümlich ausdrückte, als diese. Was wir die gothische Baukunst nennen, und besser mit dem allgemeinen Namen der teutschen bezeichnen sollten, ist eine Vereinigung der höchsten Kühnheit und Erhabenheit des Gedankens, aus religiöser Begeisterung und tiefem Naturgefühle entsprungen, mit dem bewunderungswürdigsten Fleiße in der Ausführung des Einzelnen. Wenn wir vor einem Gebäude, wie die genannten, stehen, da wird unser Herz groß und die Brust weit, und wir verlieren und vergessen uns selbst ganz in der Erhabenheit des Werkes; es ist, als wenn der Geist an dem kühnen Gebilde mit gen Himmel emporgetragen würde und die irdische Schwäche ablegte. Der Gegensatz gegen eine kleinliche, eigensüchtige Stimmung der Seele ist so groß, daß der Beschauende den Anblick nur alsdann ertragen kann, wenn er sich ihm ganz hingiebt und neben solchem Gegenstande selbst gar nichts bedeuten will. Das

ist aber das rechte Probezeichen von allem, was in der Natur und unter den Werken der Menschen in Wahrheit erhaben ist. Und wenn das Auge, nachdem es sich von dem ersten, überwältigenden Eindrucke des Ganzen gesammelt hat, auch das Einzelne betrachten will, so findet es fast keinen Stein an dem ungeheuren Gebände, welcher in seiner rohen Gestalt eingefügt wäre; sondern ein jeder einzelne trägt irgend eine künstliche Arbeit an sich, welche in die Verzierung des Ganzen hineinpaßt. Wie in Gottes Schöpfung kein Grashalm ist, welcher nicht seine eigene Schönheit und Zierde hat, und wie dieser Halm mit den Tausenden seines Gleichen und mit Bäumen und Felsen und Seen zusammen ein großes, harmonisches Bild darbietet; so diese Werke teutsches Fleißes und teutscher Kunst, die treu in dem Kleinsten und erhaben in dem Gedanken des Ganzen, in solcher Vereinigung der beiden Endpunkte von keinem Volke der Erde übertroffen sind. *)

Zur Ausschmückung der Kirchen und anderer heiliger Oerter wurde auch die Malerkunst fleißig geübt; und auch von ihr sind unsere alten

---

*) Von dem Münster in Straßburg merken wir uns noch, daß er der höchste Thurm in Europa, und 443 Fuß hoch, ist; Bischof Werner hat angefangen, das Fundament zur Kirche im J. 1015 zu legen, sie wurde aber erst 1275 vollendet. Darnach entwarf der treffliche Werkmeister, Erwin von Steinbach den Plan zu dem Thurme; im J. 1277 wurde der Bau desselben begonnen, und 1438 durch den Werkmeister Johann Hütz vollendet; also, daß an dem Werke 424 Jahre gearbeitet ist. Darüber werden wir uns nicht verwundern, wenn wir die Tausende von Bildern sehen, die in diesen Steinen ausgehauen sind.

Es ist ein ewiger Ruhm unseres Volkes und jener Zeiten, daß es zu solchen Werken den Fleiß, die Geduld und die Kosten nicht gescheuet; während die späteren Geschlechter nur allzu häufig alles Dreies an Dinge verschwendet haben, welche keine Spur auf Erden zurücklassen.

Städte noch herrlicher Werke voll. Die teutsche Kunst ist ernst, keusch und sinnvoll, wie des Volkes ganze Art; das Bedeutungsvolle ist das Vorherrschende. In den Gesichtern der heiligen Apostel oder ehrwürdiger Bischöfe, so wie andächtiger Männer und Frauen, die im Gebete und in frommer Betrachtung dargestellt werden, drückt sich der höchste Ernst der Seele und eine Tiefe des Gemüthes aus, welche wohl vergeblich in den Kunstwerken eines anderen Volkes gesucht wird, obwohl andere in Anmuth und Fülle der Farben und in täuschender Darstellung Vorzüge haben mögen. In diesen Gemälden zeigt sich ebenfalls der unermüdete teutsche Fleiß, welcher auch die kleinste Verzierung des Gewandes oder des Geräthes nicht zu gering achtet, die Treue und den Ernst daran zu bewähren.

Eine dritte, herrliche Kunst des Mittelalters, welche in der Zeit der schwäbischen Kaiser vorzüglich blühte, ist die Dichtkunst. Auch sie zog aus der Begeisterung des ganzen Zeitalters der Kreuzzüge ihren Lebenssaft, und war bei Großen und Niedrigen in hohen Ehren. Die berühmten Sänger, welche der Menschen Herzen mit dem Gesange der großen Thaten alter Helden zu erheben wußten, oder durch sanfte Klage rührten und wieder erheiterten durch anmuthigen Scherz, waren bei jedem Feste willkommen, und zogen reichbeschenkt von dem Hofe der Fürsten und Grafen in die bluhenden Städte, und von einem Orte des teutschen Landes zum andern. Und bisweilen wurde ein Weltkampf der Kunst angestellt, wie die Ritter um der Preis der Waffen stritten, und vor einer Versammlung ausgesuchter, kundiger Richter ertönten die Lieder in den sinnreichsten Weisen. Wir kennen noch die Namen vieler sehr geehrter Dichter und Sänger aus dieser Zeit und ihre Werke werden auch wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen, damit wir künftig nicht blos ihre Namen wissen. Einige der berühmtesten sind: Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach,

Hartmann von der Aue, Konrad von Würzburg, Heinrich von Ofterdingen, Klingspor aus Ungerland und Walther von der Vogelweide. — Und eines der größten und herrlichsten teutschen Gedichte ist das Nibelungenlied, welches zwar nicht ursprünglich in dieser Zeit gedichtet, aber doch in ein großes Ganze und in eine neue Gestalt gebracht ist; ein Gedicht, so erhaben und tiefsinnig als lieblich und rührend, so daß es mit Recht den homerischen Gesängen an die Seite gesetzt werden darf.

In den Wissenschaften kann vielleicht jenes Zeitalter den späteren nicht gleich gestellt werden, wie es dagegen in den Künsten über denselben steht; weil die Wissenschaften eine Frucht tiefen und ernsten Nachdenkens und langer Erfahrung sind, und Ein Zeitalter auf dem Grunde fortbauen kann, welchen die früheren gelegt haben; die Kunst dagegen mehr eine freie Blüte und Gabe der Natur, und ein Werk glücklicher Begeisterung ist, und nicht sowohl erlernt, als durch die Eindrücke eines großen, begeisterten Zeitalters erweckt wird. Doch wurden auch die Wissenschaften nicht verachtet, sondern vielmehr von den hohenstaufischen Kaisern eifrig befördert. Als der Bischof Otto von Freisingen, einer der besten Geschichtschreiber der Zeit, Friedrich I. seine Chronik überreicht hatte, sagte ihm der Kaiser: „Die Chronik, so du weislich in guter Ordnung verfaßt, und was du, da es verdunkelt und verborgen war, zu Licht und Einklang erhoben hast, nehme ich mit unbeschreiblicher Freude an und erfreue mich, wenn ich der Kriegsmühen überhoben bin, mit Lesung derselben, indem ich durch der Kaiser glänzende Thaten mich selbst zur Vortrefflichkeit anleite.“ — Dieser Bischof hat auch eine Lebensgeschichte Kaiser Friedrichs I. geschrieben.

So wie die schöne Kunst vorzüglich in den reichen Städten ihr Gedeihen fand, so auch die mechanischen Künste aller Art, und viele von ihnen, vorzüglich aber Nürnberg und Augs-

burg, waren weltberühmt in Verfertigung aller kunstreichen Arbeit in Holz und Erz und anderen Stoffen. Die kostbaren Schreinerarbeiten der Augsburger Meister wurden von Fürsten und reichen Herren sehr theuer bezahlt, und in der That zeigt sich an ihnen der teutsche Fleiß in seiner Art eben so erstaunenswürdig, als an den herrlichen Werken der schönen Kunst. In Nürnberg wurden im fünfzehnten Jahrhundert die Taschenuhren erfunden; und wie viel andere große Erfindungen Bürger teutscher Städte gemacht haben, ist weltbekannt.

## 67. Das Faustrecht.

Nachdem so viel zum Lobe des Mittelalters gesagt ist, wollen wir nun auch von demjenigen reden, was man ihm zum größten Vorwurfe macht. Das ist der Gebrauch oder vielmehr der Mißbrauch der Gewalt, um sich selbst Recht zu verschaffen, oder gar, um andere, auch ohne das mindeste Recht, zu beleidigen. Man nennt diese Zeiten eben deshalb die des Faustrechts, weil die Faust statt des Wortes entschied, und Gewalt statt des Rechtes. Jeder Fürst hatte seinen befestigten Sitz, jeder Ritter seine feste Burg, oft auf unzugänglichem Felsen, jede Stadt ihre schützende Mauer; und im Vertrauen auf diesen Zufluchtsort trotzte ein jeder den Foderungen des anderen, oft auch, wenn er Unrecht hatte, bis er mit Gewalt zum Nachgeben gezwungen oder gar nicht mehr war. Auf den Ausspruch des Richters wurde wenig gehört, selbst das kaiserliche Wort sehr oft nicht geachtet; und so geschah es, daß, während das Reich nach Außen tiefen Frieden hatte, im Innern die heftigsten Kriege, kleine und große, an vielen Flecken zugleich, wütheten; und daß in dem Zustande, den sie einen ganz gewöhnlichen nannten, jährlich Tausende in Teutschland durchs Schwerdt umkamen. Ein solcher Zustand dünkt

uns gräuelvoll, und wir begreifen nicht, wie man darin Jahrhunderte lang hat leben können, und wie es noch Einen heitern und fröhlichen Menschen in solchem Lande gegeben. Denn nur die gewaltsam und räuberisch Gesinnten, so scheint es, hatten die Herrschaft, und die friedlichen, ruhigen Menschen lebten in beständiger Furcht und Todesangst. Ein so scharfes Urtheil jedoch würde wiederum den Geist jenes Zeitalters verfehlen, und die nähere Betrachtung wird die grellen Farben des Bildes um vieles milder machen.

Nicht nur das Mittelalter, sondern die ganze teutsche Geschichte, bis auf die letzten Jahrhunderte, ist im weiteren Sinne des Faustrechtes voll. Von Anfang an haben die Teutschen die schnelle Entscheidung des Armes dem langsamen Gange spitzfindiger Rechtskünste vorgezogen; und wie ihnen schon zu Hermanns Zeit der Richterstuhl des Varus und die spitzige Zunge der Sachwalter von Allem das Verhaßtste war, so haben sie zu allen Zeiten gern und leicht, wenn das gerade, einfache Rechtsgefühl nicht durchdringen konnte, das Schwerdt zum Richter gemacht. Die offene, alle Hinterlist hassende Natur, die Liebe an Krieg und Waffen und der trotzige Mannessinn, sprechen sich auch darin aus.

In den früheren Jahrhunderten wechselt der Zustand noch häufig, so daß bald die Gewalt, bald das Recht die Oberhand hatte, je nachdem die Herrscher in Teutschland kräftiger oder schwacher Art waren und ihr Ansehn viel oder wenig galt. Unter den schwachen Merowingern waren schon deutliche Spuren des Faustrechts; die ersten Karolinger, besonders Karl der Große, dessen Wort sich niemand zu widersetzen wagte, unterdrückten die Selbsthülfe und hielten auf Recht und Ordnung. Unter den späteren Karolingern, nachdem Ludwig der Fromme mit seinen Söhnen sogar im Großen das Beispiel der Gewaltthätigkeit gegeben, hat diese die Oberhand und die Faust entscheidet; die ersten sächsischen Könige, Heinrich I. und Otto I.

stellen die Ruhe im Ganzen wieder her, und sitzen häufig in Teutschland zu Gericht, und ihr Ausspruch gilt; unter Otto II, dem III. und dem schwächeren Heinrich II. giebt es der Fehden wieder mehrere: und nachdem auch Konrad II. und Heinrich III. das kaiserliche Ansehn wieder hergestellt haben, giebt die lange, unglückliche Regierung Heinrichs IV. wieder das Recht aller Gewaltsamkeit preis, da der Kaiser selbst in steter Fehde mit den Sachsen, mit seinen Gegenkönigen und endlich mit seinen eigenen Söhnen lebt. Die ersten Hohenstaufen haben zwar Ansehn und persönliche Kraft genug, aber diese Kraft ist gegen Italien gerichtet; Friedrich I. läßt eine Zeit lang den Fehden zwischen Heinrich dem Löwen und seinen Gegnern freien Lauf, endlich nimmt er selbst Theil daran, und zugleich ist er es, der dem Faustrecht gleichsam gesetzliches Ansehn gegeben, indem er verordnete, daß eine jede Fehde drei Tage im Voraus angekündigt werden müsse. Dadurch war ja der innere Krieg gestattet, wenn nur das Gesetz der Ankündigung beobachtet wurde. — Wie unter Otto IV. und Philipp von Schwaben, und während Friedrichs des II. langer Abwesenheit in Italien ein wildes Getümmel in Teutschland sich erhob, haben wir gesehen; aber dennoch war das noch nicht die schlimmste Zeit des Faustrechts, sondern diese folgte nach Konrad IV, während des Interregnums, da eine Zeitlang gar kein Kaiser in Teutschland war. Auch in den folgenden Jahrhunderten ist der Zustand viel schlimmer, als früher, weil viele schwache Kaiser regierten, und weil der edlere Geist der Ehre und Tugend, der unter den Hohenstaufen noch herrschte, nach und nach aus dem Ritterthum geschwunden war. Da mußte die rohe Gewalt wohl immer drückender und verderblicher werden. Und gleichwohl hat zu keiner Zeit der Handel so geblüht, als zu jener, nie hat Teutschland so viele und volkreiche Städte gehabt; nie sind so viel große und herrliche Werke unternommen, welche noch uns den Ruhm jener Zeiten

predigen. Wohl mögen wir also schließen, daß die Zeit nicht so schlecht und barbarisch und die Menschen nicht so unglücklich gewesen seyn müssen, als es auf den ersten Blick scheint.

Der Adliche lebte in den Waffen, und war jeden Augenblick bereit, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben; daher fühlte er sich nicht aus den Fugen gerückt, wenn er angegriffen wurde; oft war es ihm eine Freude, auf solche Weise aus der Ruhe geweckt zu werden. Es war eine Ehrenprobe, die er bestehen sollte; und wie der Ehre wegen selbst die besten Freunde in den Ritterspielen recht ernsthaft eine Lanze mit einander brachen, so war umgekehrt bei der ernsthaftesten Fehde, in der besseren Zeit, stets die Ehre der leitende Stern. Nicht mit solcher Erbitterung und eigentlichem Hasse, wie in späteren Zeiten, ging man gegen einander in den Kampf, sondern dieser war oft nur ein ernsthaftes Waffenspiel, in welchem die Gegner auf Tod und Leben die Kräfte mit einander maßen. Es war ein Gottesgericht, eine offne und kräftige Weise, den Streit zu entscheiden, den Gründe nicht mehr schlichten konnten; und in der Entscheidung sah man die Stimme des Rechts. Wenn wir von diesem Standpunkte die Fehden des Mittelalters ansehen, so werden sie uns in anderm Lichte erscheinen. Und wir müssen es, denn die Zeit selbst betrachtete sie so. — Als aber in dem Kampfe der Ghibellinen und Welfen, der vorzüglich in Italien geführt wurde, italienische Rachsucht und Tücke sich mit einmischte, nahm der Streit dieser Partheien bald eine gehässigere Gestalt an.

Daß ferner die Städte, ungeachtet alles Schadens, den ihr Handel durch die Gewaltthätigkeit der Raubritter und die Unsicherheit der Landstraßen erlitt, im Ganzen durch die Befehdungen der Fürsten und des Adels doch nicht verloren, sondern vielmehr zu rechter Entwicklung ihrer Kräfte geweckt wurden, und neben dem Erwerbfleiße den Muth, die Mannestugend und das

Gefühl der Bürgerehre entwickelten, haben wir schon gesehen. In der Spannung aller Kräfte lag erhöhtes Lebensgefühl. Wenn der Büger zu Hause war, fand er Sicherheit und Zuversicht in dem Muthe seiner Mitbürger; auf Reisen schützte er sich, so viel möglich, durch Waffen und ein zahlreiches Gefolge.

Der Landbauer endlich litt bei den Fehden freilich am meisten, und sein Stand war überhaupt der Unglücksträger in jenem Zeitalter. Der Kampf wurde auf seinem Grund und Boden geführt, seine Saaten oft zertreten, er selbst war wehrlos und nicht einmahl der Waffen würdig geachtet, wenn er nicht ein ganz freier Mann war. Allein das schützte ihn wieder in vielen Fällen, daß es gegen die Rittere he gehalten wurde, den wehrlosen Mann zu beschädigen; und er selbst hatte gewiß darin einen großen Ersatz, daß er mit seinen Söhnen nicht in den Krieg zu ziehen brauchte. Dazu war das Unglück viel kleiner an Umfang und ging schneller vorüber, als bei unseren Kriegen; denn was sind wohl alle die kleinen Unfälle gegen das unsägliche Elend, welches ein einziger, heutiger, großer Krieg verbreitet!

Dieses Alles sey zum Verständniß jener Zeiten gesagt, damit wir sie nicht über die Gebühr für finster, grausam und unglücklich halten, wenn gleich wir uns selbst glücklich preisen, daß in den letzten Jahrhunderten unserer Geschichte die allgemeinere Bildung und die Liebe zu den Künsten des Friedens immer mehr die Herrschaft des Rechts über die Gewalt befestigt hat, so daß der friedliche Bürger und Landmann am Tage ungestört seiner Arbeit nachgehen, und des Nachts in seinem Hause unter dem Schutze der Gesetze sicher ruhen kann.

## 68. Das Interregnum. 1254—1273.

In solchen Zeiten, wo das kaiserliche Ansehen gar nicht galt, nahmen Unrecht und Gewalt auf eine furchtbare Weise die Oberhand; und solche Zeit ist die, welche man das Interregnum nennt. Nach Konrads IV. und Wilhelms von Holland Tode wollte kein teutscher Fürst die Kaiserkrone annehmen; den meisten war mehr daran gelegen, nur ihre eigenen Erblande zu verwalten, und wo möglich eigennützig zu vergrößern, als die schwere Pflicht auf sich zu nehmen, in den fast verwilderten teutschen Landen Friede und Ordnung herzustellen und mit Selbstentsagung alle seine Kräfte dem gemeinen Besten zu widmen. Da fielen die geistlichen Churfürsten auf den unwürdigen Gedanken, einen Ausländer zum Kaiser zu machen. Und noch dazu waren sie sich nicht einig; die eine Parthei wählte den englischen Grafen Richard von Cornwallis, die andere den König Alfonsus von Castilien in Spanien, den man wegen seiner Kenntnisse in der Himmelskunde den Weisen nannte. Beide hatten den Reichsfürsten viel Geld geboten, und Richard kam sogar, wie einige erzählen, mit 32 Wagen nach Teutschland, jeden mit acht Pferden bespannt, und darauf ein, drei Ohm haltendes, Faß mit Sterlingen, (einer alten englischen Geldmünze), angefüllt. Er hatte reiche Zinngruben in Cornwallis, damahls fast die einzigen in der Welt, und daher so großen Reichthum. Mit solchen Waffen eroberte er bald vieler Herzen, und wurde auch im Jahre 1257 feierlich zu Aachen gekrönt. Dann kehrte er bald nach England zurück, von mehreren angesehenen Teutschen begleitet. In England aber, der Heimath des Nationalstolzes, ward er nicht anders als jeder englische Große behandelt, und das verdroß die Teutschen, die mit ihm waren, so sehr, daß sie unwillig nach Hause zurückkehrten. — Seit der Zeit ist Richard noch dreimahl nach Teutschland

gekommen, aber jedesmahl nur auf kurze Zeit, und Alfonsus ist niemahls in Teutschland gewesen. In solcher Zeit mußte wohl Unordnung und Gewaltthätigkeit von Tage zu Tage größer werden, so daß große und kleine Fürsten, und Grafen und Ritter und Städte in beständigen Fehden mit einander lebten, und daß die friedlichen und ruheliebenden Menschen von ganzer Seele nach einem Kaiser seufzten, der ihr Schutz und Schirm seyn könnte.

Das unglücklichste Schicksal hatte in diesen Zeiten der letzte Sprößling des großen hohenstaufischen Geschlechts:

## 69. Konradin von Schwaben,

der Sohn Kaiser Konrads IV. Dieser war nach seines Vaters Tode in Schwaben, wo sein Geschlecht die Erbgüter hatte, aufgewachsen; und unterdeß machte sich ein französischer Herzog, Carl von Anjou, auf, und nahm die großen Erbländer Konrads, Neapel und Sicilien, weg; eine große Menge französischer Ritter folgten ihm, weil es auf diesem Zuge Beute zu machen gab. Als nun der junge Konrad größer wurde, und der Länder gedachte, welche ihm gebührten, und wovon eine einzige Stadt reicher sey, als alle seine teutschen Besitzungen, erwachte der kühne Sinn seiner Ahnen in ihm, und er beschloß, den Räuber aus seinem Erbe zu vertreiben. Im Jahre 1268 zieht er aus, mit seinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden; es folgen ihm treue Ritter aus Teutschland; in Italien strömen ihm die zahlreichen Anhänger der gibellinischen Parthei zu; die Römer, ihrem Papst Clemens zum Trotz, der den Franzosen herbei gerufen hatte, führen ihn in Triumph in ihre Stadt ein; bald steht er dem Gegner mit einem starken Heere bei Palenza in Unteritalien gegenüber. Auch in der Schlacht war ihm das Glück

Anfangs günstig, die Feinde wurden in die Flucht getrieben; aber bei der Verfolgung wich die Ordnung aus seinem Heere, zu früh fiel es über die Beute des feindlichen Lagers her, und in dem Augenblicke brach der Hinterhalt auf die Plündernden hervor. Sie wurden gänzlich geschlagen, und Konrad mit seinem Freunde Friedrich, nachdem sie lange ritterlich gekämpft hatten, floh nach dem Meere zu. Schon hatten sie zu Astura ein Schiff bestiegen, um nach Pisa zu entfliehen, da wurden sie eingeholt und gefangen vor Carl von Anjou geführt. Und so unverschämt und lügnerisch und grausam war dieser, daß er den Konradin einen Empörer gegen ihn, den rechtmäßigen König, nannte, und beide Fürsten, in einem Alter von 16 Jahren, öffentlich auf dem Markte von Neapel, am 28. October 1268, enthaupten ließ.

Mit dem unglücklichen Konrad endigte das mächtige Haus der Hohenstaufen, und zwar durch eben die Besitzungen, durch welche Friedrich I. ihm den größten Glanz zu geben vermeinte. Die Erbgüter in Schwaben aber zerfielen von nun an in viele Theile, und kein Land in Teutschland war nachher in so viele kleine Herrschaften zerstückelt, als Schwaben.

# Fünfter Zeitraum.

## Von Rudolf von Habsburg bis Karl V. 1273—1519.

## V. Kaiser aus verschiedenen Häusern. 1273—1437.

### 70. Rudolf von Habsburg. 1273—91.

Die Unordnung in Teutschland wurde je länger je größer; und als 1272 Richard in England gestorben war, und Alphons sich gar nicht um das teutsche Reich bekümmerte, hielten endlich die Fürsten im J. 1273 einen Reichstag zu Frankfurth, um einen Kaiser zu wählen, der nach Aller Sinn wäre. Er sollte stark und weise seyn, um das kaiserliche Ansehn herzustellen, aber auch nicht zu mächtig, damit die Fürsten nichts von ihm zu befürchten hätten. Beides war schwer mit einander zu vereinigen; aber das Schicksal lenkte die Wahl glücklich zu des Vaterlandes Besten. In der Schweiz und im Elsaß lebte der Graf Rudolf von Habsburg, der nicht gar mächtig an Land und Leuten war, aber durch Muth, Klugheit und Rechtschaffenheit die Achtung der Großen und des Volkes erworben hatte. Oft hatte er die Städte gegen wilde Raubritter beschützt; lang war er

Schirmvogt und Hauptmann der Städte Zürich und Straßburg, und der im Eingang der Gotthard-Alpen gelegenen Waldstädte. In seinen Sitten war die zwanglose Einfalt und Offenheit eines großen Mannes; und in einem Schreiben an den Papst sagt der Erzbischof von Köln von ihm, daß er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen und Frömmigkeit sey, bei Gott und Menschen beliebt, von einer angenehmen Gesichtsbildung, am Körper abgehärtet, und im Kriege gegen die Treulosen glücklich.

Vor Allen aber hielt ihn der Erzbischof Werner von Mainz in hohen Ehren. Als dieser einstmahls nach Rom reiste, um von dort seinen Erzbischofs-Mantel zu holen, und ihm der Weg durch die Gebirge der Schweiz nicht sicher däuchte, ersuchte er den Grafen Rudolf, ihm von Straßburg bis an die Alpen und rückwärts das Geleit zu geben. Das that Rudolf mit aller ritterlichen Treue, und auf der Reise lernte der Erzbischof seine großen und einfachen Tugenden kennen. Beim Abschiede sprach er zu ihm: Er wünschte nur so lange zu leben, bis er ihm seinen Dienst einigermaßen vergelten könnte. Und dazu kam nun die Gelegenheit. Er war es, der Rudolfen vorzüglich zur Kaiserwürde empfahl, und die teutschen Fürsten erhoben ihn auf den Thron des Reiches.

Graf Rudolf, der an solche Erhebung keinesweges dachte, erhielt die unerwartete Nachricht, als er eben mit der Stadt Basel im Kriege war, um die vertriebene Parthei des Adels, die sich die Sterner nannten, gegen die andere, die Psittiche r, wieder in die Stadt einzusetzen. Er sowohl als die Stadt waren in großer Verwunderung; und alsbald bot Rudolf, weil er nun der Mächtigere war, den Bürgern den Frieden an, und sie waren die Ersten, die ihm zu seiner Erhebung Glück wünschten. Darauf ging er nach Frankfurth und von dort nach Aachen, wo er feierlich gekrönt wurde. Nach der Krönung

ließen sich die anwesenden Reichsfürsten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiser mit ihren Ländern belehnen. Zufällig war aber kein Scepter vorhanden, vielleicht, weil durch die vielen fremden Kaiser und den Wechsel der Herrschaften die Reichskleinodien zerstreut waren; es entstand großes Bedenken, womit der Kaiser die Belehnung vornehmen möge. Da trat Rudolf in's Mittel, und ergriff ein Crucifix und gebrauchte es statt des Scepters. Denn, sagte er, ein Zeichen, durch welches die Welt erlöset ist, mag doch wohl leichtlich die Stelle des Scepters vertreten. Diese Rede gefiel allen Anwesenden sehr wohl. — Dann fing der neue Kaiser die Regierung an mit väterlichem Ernst, und jenem Wohlwollen, welches der Geringste vom Volk bei ihm fand. Aeußerlich prangte er nicht; sein Glanz war in seinem Verdienst. Und wie er in allen Dingen auch als Kaiser blieb, wie er zuvor war, eben so leutselig, eben so redlich, eben so einfach, so verachtete er auch in großen Schlachten eben so den Tod und die Gefahr, als da er noch keine Krone zu verlieren hatte. So wenig hielt er auf äußeren Schein und prächtige Kleidung, daß er, besonders auf langen Feldzügen, sich nicht scheute, mit seinen Kriegsgefahrten einen schlechten Mantel zu tragen; und nur einmahl findet sich, daß er bei der ersten Zusammenkunft mit dem Papste eine bedeutende Summe verwendet habe, um sich und seine Gemahlin und Kinder zu kleiden.

Um die Gebrechen des Reiches sogleich in ihrer Wurzel zu heilen, sandte er folgendes Schreiben an alle Vasallen und Getreuen des Reichs: „Nun gedenke er mit Gottes Hülfe dem schon lange zu Grunde gerichteten gemeinen Wesen den Frieden zu verschaffen, und die bis daher Unterdrückten gegen die Tyrannei in Schutz zu nehmen, wozu er sich der Stände kräftige Mitwirkung verspreche."

Und mit den Worten vereinigte er die That, zog durch Franken und Schwaben und am Rheinstrom

umher, und wo ein Friedensstörer war, der sich nicht in die Ordnung fügen wollte, den strafte er nach der Strenge des Gesetzes. Das geschah gegen die kleineren Räuber und Ruhestörer; aber der Kaiser sah wohl ein, daß, wenn das kaiserliche Ansehn ganz in sein altes Recht eintreten sollte, auch die großen Fürsten zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur schuldigen Ehrfurcht angehalten werden müßten. Nun war aber der König Ottokar von Böhmen, der von solcher Unterwerfung unter den Kaiser nichts hören wollte; er war ein viel mächtigerer Fürst, als der Graf von Habsburg, er hatte außer Böhmen auch die östreichischen Erbländer, nach dem Aussterben des herzoglichen Hauses, theils durch Verwandschaftsrecht, theils durch Geld an sich gebracht, und glaubte keinesweges gehorchen zu müssen. Dazu kam, daß die östreichischen Stände bittere Klage gegen den König Ottokar erhoben, wie er sie bedrücke und viele Ungerechtigkeit übe. Also ließ Rudolf zuerst den König einladen, daß er auf dem Reichstage zu Nürnberg, 1274 erscheinen und von Rechts wegen den Lehenseid leisten solle. Aber der König kam nicht, sondern schickte nur den Bischof Bernhard von Seccau als seinen Gesandten. Und dieser war so dreist, vor den versammelten Fürsten eine lateinische Rede anzuheben, worin er beweisen wollte, daß Kaiser Rudolfs Wahl ungültig sey. Rudolf unterbrach ihn, und sprach: „Herr Bischof, wenn Ihr etwas mit meinen Geistlichen abzumachen habt, so redet aller Dinge lateinisch, wenn's aber mich oder die Reichsrechte angeht, so redet, wie es der Brauch ist.“ Und die Fursten, da sie inne wurden, der Bischof wolle Rudolfs Kaiserwahl antasten, enthielten sich kaum, daß sie ihn nicht zur Thür hinauswarfen; aber der Bischof kam ihnen durch freiwilliges Abtreten zuvor und reisete eilig von Nürnberg ab.

Nun wurde ein Reichskrieg gegen den widerspänstigen Ottokar beschlossen, und im Jahre 1276 drang Rudolf schnell in Oestreich ein und brachte

das Land auch bald in seine Gewalt, bis auf die Stadt Wien, die er belagerte. Ottokar stand an der andern Seite der Donau; aber Rudolf schlug zu Aller Erstaunen so schnell eine Brücke über den Strom, um ihn in seinem Lager anzugreifen, daß der König erschrocken den Frieden anbot. Er mußte Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain abtreten, und zur Befestigung des Friedens ward eine Heirath zwischen dem böhmischen Kronprinzen und einer von Rudolfs sechs Töchtern, und zwischen einem kaiserlichen Sohne und einer böhmischen Prinzessin verabredet. Dann kam Ottokar zu Rudolf in's Lager, und that fußfällig in Gegenwart aller Bischöfe und Fürsten Abbitte; und wurde feierlich von Rudolf mit Böhmen und Mähren belehnt.

Hierauf gingen die Reichsfürsten, wie gewöhnlich nach einem Feldzuge, nach Hause zurück; Rudolf aber, der dem stolzen Könige dennoch nicht trauete, blieb mit seinen getreuen elsassischen und schwäbischen Rittern, die ihm noch von der Zeit anhingen, da sie mit ihm, als Grafen von Habsburg, so manche Fehde ausgefochten hatten, in Oestreich. Und bald fing auch Ottokar den Streit von Neuem an, als er glaubte, Rudolf habe keine hinreichende Macht mehr bei sich. Allein dieser ging ihm mit seinem kleinen Häuflein muthig entgegen, und lieferte ihm auf dem Marchfelde, jenseits der Donau, eine blutige Schlacht. Lange war der Sieg zweifelhaft; Rudolf selbst war in Lebensgefahr; er wurde vom Pferde geworfen und deckte sich nur mit seinem Schilde, daß er nicht zertreten wurde. Zuletzt aber siegte er. Ottokar, da schon die Seinigen flohen, focht doch noch, wie Rudolf selbst ihm Zeugniß giebt, wie ein Verzweifelter. Endlich ward er von einigen von Rudolfs Leuten sammt dem Pferde zu Boden geworfen und getödtet. Nun wurden die Vermählungen zwischen den beiden Königshäusern geschlossen und das böhmische Land für Ottokars Kinder durch den Markgrafen von Brandenburg verwaltet.

Oestreich aber wandte Rudolf, mit der teutschen Fürsten Bewilligung, seinem eigenen Hause zu; es war ja ein, durch ihn für das teutsche Reich wiedereroberteś Land, und einer der Churfürsten sagt in seinem Willebriefe, worin er seine Einwilligung zu dieser Sache giebt: „Daß Rudolf diese Fürstenthümer, die er mit vielem Schweiß und Blut wieder an das Reich gebracht, seinen rechtmäßigen Söhnen solle zu Lehen geben können, wenn es ihm immer gefällig seyn werde." Daher nahm Rudolf 1282, auf einem Reichstage zu Augsburg, vor einer zahlreichen Versammlung von Fürsten und Herren, die feierliche Belehnung vor, und gab seinen Söhnen Albrecht und Rudolf die Länder Oestreich, Steier, Krain und die Windische Mark; Kärnthen aber gab er dem Grafen Mainhard von Tyrol, dessen Tochter sein Sohn Albrecht heirathete. — So ist Kaiser Rudolf der Stifter des mächtigen östreichischen Hauses geworden.

Nach Beendigung dieser Dinge wandte er sich wieder, obgleich er schon hoch bei Jahren war, zu der Sorge für die Ruhe des Reiches. Er ließ die Grafen und Edelleute und Städte in den verschiedenen teutschen Landen einen Landfrieden auf fünf Jahre beschwören; und weil er wohl wußte, daß den, welcher den bösen Willen hat, das Wort nicht genugsam bindet, reiste er selbst in den Ländern umher, zerstörte die Raubburgen und bestrafte die Räuber. So hat er auf einem Zuge nach Thüringen 66 solcher Burgen zerstört und 29 Räuber von Adel hinrichten lassen. Und den Grafen Eberhard von Würtemberg, der einer der unruhigsten Fürsten war, und dessen Wahlspruch hieß: „Gottes Freund und aller Welt Feind!" — belagerte er in seiner Stadt Stutgard und zwang ihn, die Mauren der Stadt zu zerbrechen.

Also fand Kaiser Rudolf so viel in Teutschland zu thun, daß er gar nicht ernstlich daran denken konnte, nach Italien zu gehen, um sich als Kaiser krönen zu lassen. Auch pflegte er zu

sagen: „Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welches zwar viele Fußstapfen der Kaiser einwärts, aber wenige auswärts gingen.“

Zuletzt wollte er noch gern auf dem Reichstage zu Frankfurth 1291 seinen Sohn Albrecht von den Fürsten als teutschen König anerkennen lassen; allein die eifersüchtigen Fürsten, denen schon Rudolfs Regierung fast zu kräftig gewesen war, indem sie ihren Vortheil nicht so verfolgen konnten, und die da meinten, Teutschland werde aufhören ein Wahlreich zu seyn, wenn man den Sohn auf den Vater folgen lasse, schlugen es ihm ab. Mißvergnügt über diese Undankbarkeit, reiste Rudolf ab und starb auf der Reise zu Germersheim, den 15. July 1291, da er 73 Jahr alt war.

So hoch ehrte man sein Andenken noch lange nachher, daß in Teutschland die Redensart blieb: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht.“ — Krieger war er von Jugend auf. Einer seiner Lieblingswünsche war, daß er ein Heer von 40,000 Mann Teutscher zu Fuß und 40,000 zu Pferde hätte, damit getraue er sich gegen die ganze Welt auszuziehen.

---

## 71. Adolf von Nassau. 1291—98.

Viele Fürsten waren dem Albrecht von Oestreich nicht abgeneigt, allein der Erzbischof Gerhard von Maynz wußte die Sachen doch so zu lenken, daß sein Vetter, der Graf Adolf von Nassau, zum Kaiser gewählt wurde. Adolf war zwar ein tapferer Ritter und besaß viele gute Eigenschaften, allein zu solcher Würde hatte er weder genug Klugheit, noch genug Macht und Ansehen. Sein Vermögen war so schwach, daß er nicht einmahl die Kosten des Krönungsfestes bestreiten konnte; und als er sich dadurch aus der Verlegenheit helfen wollte, daß er die Juden in Frankfurth mit einer Steuer belegte, widersetzte

sich der Reichsschultheis in der Stadt; da mußte der Erzbischof Gerhard seine Stiftsgüter für ihn verpfänden.

Als Kaiser suchte er in Rudolfs Fußtapfen zu treten, den Landfrieden aufrecht zu halten, dabei aber auch die Macht seines Hauses zu vergrößern. Mit beidem wollte es jedoch nicht gelingen; denn die Vergrößerung seines Hauses strebte er durch solche Mittel zu bewirken, welche die Gemüther von ihm abwenden mußten. Zuerst nemlich, um Geld zu bekommen, versprach er dem König Eduard von England Hülfe gegen Philipp von Frankreich, für eine beträchtliche Geldsumme. Zu der Hülfe kam es nicht, weil der Streit beigelegt wurde, das Geld aber wandte Adolf an, sich ein Land zu kaufen. Es herrschte damahls ein böser Markgraf in Thüringen, Albrecht der Unartige, der verstieß seine treffliche Gemahlin Margaretha, Tochter Kaiser Friedrich II, und heirathete die Kunigunde von Isenberg. Die arme Mutter, als sie ihre Kinder verlassen mußte, biß im Schmerz des Abschiedes ihren einen Sohn Friedrich in die Wange, so daß er in der Geschichte den Namen: „Friedrich mit der gebissenen Wange" erhalten hat. Der unnatürliche Vater aber verkaufte die Erbländer der beiden Söhne erster Ehe dem Kaiser Adolf, um das Geld dem Sohne der Kunigunde, Albrecht, zuzuwenden. Die beiden Söhne, Friedrich und Diezmann kämpften, als sie herangewachsen waren, ritterlich für ihr Erbe, weil das Land ihnen treu war, und der Kaiser sah sich genöthigt, einen ungerechten Krieg gegen sie zu führen. Sie eroberten einen Theil ihrer Länder wieder.

Solch unwürdiges Verfahren hatte den König Adolf in Teutschland verhaßt gemacht; dazu kam, daß der wankelmüthige Erzbischof Gerhard von Maynz gleichfalls mit ihm unzufrieden war, weil er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, ihn nach Gefallen zu lenken. Auf seinen Antrieb wurde also eine Fürstenversammlung gehalten und Adolf abgesetzt: „Weil er Kirchen verwüstet, von einem

Geringeren, (dem König von England), Sold genommen, das Reich nicht gemehrt, sondern gemindert, und den Landfrieden nicht gehandhabt habe;" — und Albrecht von Oestreich wurde gewählt.

Dies ist das erste Beispiel, daß die Churfürsten, ohne Antrieb des Papstes, allein einen Kaiser abgesetzt haben.

Die beiden Gegner zogen gegen einander; bei Worms kämpften sie die entscheidende Schlacht, 1298. Adolf wurde geschlagen und fiel selbst im Gefechte.

## 72. Albrecht I. von Oestreich.

1298 — 1308.

Dieser Albrecht war nicht milde und freundlich, wie sein Vater, sondern ein strenger und fast harter Herr. Zwar gegen den Maynzer Erzbischof war seine Strenge gerecht, denn da er dessen Willen nicht in Allem thun wollte, sprach derselbe: „Er habe noch mehr Kaiser in seiner Tasche," — und ging damit um, wirklich einen neuen zu wählen; allein Albrecht trieb ihn schnell zu Paaren, daß er um Gnade bitten mußte. Aber in anderen Fällen waren seine Anschläge nicht immer dem Rechte gemäß. Sie gingen darauf hinaus, viele Länder an sich zu bringen; auf Thüringen, Böhmen, Holland, warf er seine Blicke; — da vernichtete plötzlich der Tod alle diese Entwürfe. Im Frühling des Jahres 1308 kam er in seine Erblande an der Gränze der Schweiz, um große Macht zum Kriege wider Böhmen zu rüsten. Mit ihm war sein junger Vetter, Johann von Schwaben, der Sohn seines Bruders Rudolf, dem er, obwohl er nun mündig geworden war, seinen Antheil an den Habsburgischen Erbgütern vorenthielt. Vergeblich bat ihn der ehrgeizige Jüngling wiederholt um sein Erbe, und als der

König es immer verweigerte, faßte er endlich mit vier Rittern, welche gleichfalls gegen Albrecht Groll im Herzen trugen, den Entschluß, ihn zu ermorden. Den ersten May 1308, im zehnten Jahre seines Königreichs, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden im Aargau herunter, um nach Rheinfelden an's Hoflager zuzückzukehren. Sie kamen durch die Thalgründe an die Ueberfahrt der Reuß bei Windisch. Hier drängten sich die Verschworenen zuerst mit dem König in den Kahn, um ihn von seinem Gefolge zu trennen, und fuhren mit ihm über das Wasser. Und als sie nun weiter ritten, durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg ist, rannte plötzlich Herzog Johann den gesenkten Speer in des Königs Hals, laut rufend: „Hier der Lohn des Unrechts!" — Zu gleicher Zeit durchstach ihn auch Rudolf von Balm, und Walther von Eschenbach spaltete ihm mit seinem Schwerdte den Kopf. Der König sank ohnmächtig herab in sein Blut; ein armes Weib, welches die That gesehen, eilte herbei, und in ihrem Schooße starb Albrecht. Die Verschorenen aber sprengten davon, und, von ihrem bösen Gewissen verfolgt, haben sie sich von diesem Tage an nicht mehr gesehen. Der eine von ihnen, Rudolf von Wart, wurde ergriffen und auf dem Platze der That durchs Rad hingerichtet, die andern alle, sammt dem Herzog, sind unbekannt im Elende gestorben.

---

## 73. Die Eidgenossenschaft der Schweizer.

In diesem Todesjahre König Albrechts ist der Grund zu der schweizerischen Eidgenossenschaft gelegt worden. Die Geschichte des kraftigen, fleißigen, freiheitsliebenden Volkes, welches den Fuß der hohen Gebirgsketten zwischen Teutschland, Frankreich und Italien, in vielen großen und kleinen Orten, bewohnt, gehört mit zu der unsrigen; denn

seinem Stamme nach ist es ein ächt teutsches; und nur nach Frankreichs Gränze zu ist die französische Sprache die herrschende geworden. Die größeren Städte, in den ebneren Gegenden nach Schwaben zu, Bern, Zürich, Freiburg, Solothurn und andere, waren von alten Zeiten her Reichsstädte, und auch die eigentlichen Waltstette, Schwyz, Uri und Unterwalden, standen im unmittelbaren Schutze des Reiches. Ihre Verfassung war uralt, und gleichsam aus der ersten Hand der Natur. Wie bei den alten Teutschen übte die ganze Gemeinde der freien Männer, unter ihrem Landamman, die höchste Gewalt, und die Kraft ihrer Verfassung lag einzig in dem Nationalwillen. Der Kaiser der Teutschen aber, weil sie zum Reiche gehörten, hatte Vögte oder Verwalter bei ihnen, welche die Reichsrechte über sie übten: die Zölle, die Münzgerechtigkeit, den Blutbann, und anderes, was aber keineswegees drückend war.

Nun aber ließ ihnen König Albrecht, der gern die Macht seines Hauses vermehren wollte, den Antrag machen, daß sie dem Reiche entsagen, und sich dem erblichen Schutze seines mächtigen Hauses, welches in ihrer Nähe so viele Stammguter besaß, anvertrauen sollten; das heißt, sie sollten statt teutsch, habsburgisch oder östreichisch werden. Sie aber, die diesen König mit Mißtrauen betrachteten, weigerten sich. Deshalb ließ Albrecht zu, und sah es sogar gern, daß die Vögte das Volk drückten, und Unrechtes von ihm forderten. Er verachtete das wenig bekannte Bergvolk. Die Reichsvögte waren Hermann Geßler von Bruneck, ein stolzer Edelmann, der bei der Stadt Altorf in Uri einen Twinghof baute, das Volk von da aus zum Gehorsam zu zwingen; und Beringer von Landenberg, der auf der Burg Sarnen in Unterwalden wohnte; und außerdem waren mehrere Burgvögte des Königs.

Aber drei edle Schweizer, die ihr Vaterland ohne die alte Freiheit für verloren achteten, Werner Stauffacher von Schwyz, Walther

Fürst von Attinghausen, im Lande Uri, und Arnold an der Halden von Melchthal in Unterwalden, machten einen Bund zusammen, die Gewalt der Vögte zu brechen; sie wußten wohl, wie die Landleute, bei ihrem Rechte kühn und unerschrocken, ihnen leicht beifallen würden. Auch hatte Arnold von Melchthal noch besondere Ursache des Zornes. Um einer geringen Sache willen hatte der Vogt Landenberg ihm zur Strafe ein Gespann schöner Ochsen weggenommen, und als sein Vater deshalb jammerte, sagte des Vogtes Knecht: „Wenn die Bauren Brodt essen wollen, so mögen sie den Pflug selber ziehen.“ Arnold, im Zorne, zerschlug dem Knecht mit seinem Stocke die Hand; darauf aber, weil er des Vogtes Grausamkeit kannte, floh er, und verbarg sich, und dieser, als er ihn selbst nicht fand, ließ seinem alten Vater die Augen ausstechen. — Und solcher Gräuel waren in diesen Zeiten mehr geschehen.

Die drei Männer rathschlagten oft bei stiller Nacht in dem Rütli, einer kleinen Wiese in einsamer Gegend, zwischen hohen Felsen, am Ufer des Waldstettensees. Zugleich warben sie eifrig unter ihren Freunden, und in der Nacht, Mittwochs vor Martinitag, im J. 1307, brachten sie, ein jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes, an diesen Ort. Als diese drei und dreißig herzhaften Männer, voll des Gefühls ihrer angestammten Freiheit, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli zusammen waren, hoben die drei Anführer ihre Hände auf gen Himmel und schwuren in dem Namen Gottes, also mannhaftig mit einander die Freiheit zu behaupten. Die dreißig, ihrem Beispiele folgend, hoben ein jeglicher seine Hand auf, und schwuren mit getrostem Muthe denselben Eid. Die Ausführung ihres Vorhabens war auf den Neujahrstag des nächsten Jahres gesetzt; für jetzt ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

Indessen trug sich zu, daß der Reichsvogt

Hermann Geßler durch Wilhelm Tell, einen Urner aus dem Orte Bürglen, des Walther Fürst Schwiegersohn, erschossen wurde. Wie der freie und kühne Mann sich weigerte, sich vor einem aufgesteckten Hute zu demüthigen, wie er dann, auf des unmenschlichen Vogtes Befehl, zur Strafe seinem Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen mußte, und dennoch von dem Vogte in ein grausames Gefängniß geworfen werden sollte; unterweges aber, auf dem Vierwaldstetten See, bei einem schweren Sturme, aus dem Kahne entsprang und nachher den Vogt in der hohlen Gasse bei Küßnacht erschoß, damit er nicht ihn und Weib und Kind schrecklich ermorden ließe; — das Alles braucht hier nicht ausführlich erzählt zu werden. — Obgleich nun diese That noch vor der zu Befreiung des Landes verabredeten Stunde, und ohne Theilnehmung des unterdrückten Volkes, geschehen war, so stärkte sie doch den Muth der Verbündeten und aller Uebrigen.

Früh am ersten Tage des dreizehnhundert und achten Jahres, als zu Sarnen der Vogt Landenberg von der Burg herab in die Messe ging, begegneten ihm zwanzig Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, ihm zum Neujahrsgeschenk, nach der Sitte im Gebirg. Der Vogt, vergnügt ihrer Gabe, hieß den Männern, sie in die Burg zu bringen. Als aber die zwanzig in dem Burgthor waren, stieß einer von ihnen in das Horn; auf dieses Zeichen langte ein jeder ein Eisen aus dem Busen, und steckte es an seinen gespitzten Stock, und aus dem Erlenholz rannten noch dreißig ihrer Gesellen den Berg heran, auf die Burg, und sie nahmen die Burgleute gefangen. Landenberg floh, da er dieses hörte, durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach; er wurde eingeholt; weil die Verschworenen aber verabredet hatten, kein Blut zu vergießen, ließ man ihn nur die Urfehde schwören, daß er nicht wieder in die schweizerischen Waldstette

kommen wolle, und entließ ihn; er zog zu dem König.

Durch ähnliche Listen, wie die Burg Sarnen, wurden auch die andern gewonnen und gebrochen, die Vögte aber mit ihren Leuten über die Gränze gewiesen; und von verschiedenen Seiten begegneten sich die Boten mit froher Nachricht des Gelingens auf dem Waldstettensee. An diesem Tage, da in Melchthal der blinde Vater sich des Lebens wieder freute, als Walther Fürst den Tell, seinen Tochtermann, öffentlich ehrte, im ersten Augenblick des Gefühls der wiedererlangten Freiheit, wurde kein Tropfen Bluts vergossen und keinem Herrn ein Recht genommen. Und am folgenden Sonntag, den siebenden Jänner, kamen die Schweizer zusammen und schwuren von Neuem den uralten, ewigen Bund.

Die nächste Gefahr jedoch drohte ihnen von dem Könige Albrecht, der entschlossen war, für ihre That schwere Strafe zu nehmen; von dieser befreite sie, nach einigen Monden, der Arm Herzogs Johann von Schwaben und seiner Mitverschworenen. Welche Kämpfe aber die Schweizer bald nachher für ihre Freiheit zu bestehen hatten, werden wir weiter unten hören.

## 74. Kaiser Heinrich VII, aus dem Hause Luxenburg. 1308—1313.

Nach Albrecht I. Tode blieben die teutschen Fürsten ihrem Grundsatze getreu, nicht mehrere Kaiser aus demselben Hause hintereinander zu wählen; und weil einmahl ritterliche Tugend über Alles galt, so wählten sie den Grafen Heinrich von Luxenburg, der als ein tapferer, mannhafter Held und Ritter bekannt war. Er hat zu kurz über Teutschland geherrscht, als daß er viel für dessen

Wohl hätte thun können; wie edel aber seine Gesinnung war, zeigt am klarsten sein Ende.

Er machte nemlich einmahl wieder einen Zug nach Italien, wohin seit Konrad IV. kein Kaiser gekommen war; mußte aber sogleich auch die italienische Treulosigkeit erfahren. Denn so gut und willig man ihn zuerst aufgenommen, so entstanden doch sogleich wieder Empörungen, und endlich wurde er selbst das Opfer des Hasses. Zu Buonconvento bei Siena, so wird erzählt, reichte ihm ein Dominikanermönch das heilige Abendmahl; gleich nach dem Genusse desselben fühlte der Kaiser die heftigsten Schmerzen, und die Aerzte, die an Vergiftung dachten, wollten, er sollte schnell ein wirksames Mittel nehmen. Heinrich aber weigerte sich standhaft; er wollte lieber sterben, als auf solche Weise die geweihte Hostie zum Aergerniß machen; und er starb.

## 75. Ludwig von Baiern. 1314—1347 und Friedrich von Oestreich. 1314—1330.

Die neue Kaiserwahl war ganz uneinig; die eine Parthei, mit dem Erzbischof von Maynz an der Spitze, wählte den Herzog Ludwig von Oberbaiern, die andere, mit dem Erzbischof von Köln, den Herzog Friedrich von Oestreich. Da brach ein neuer Krieg in Teutschland aus. Alles theilte sich in heftiger Zwiespalt. Die Städte, besonders die in Schwaben und Elsaß waren für Ludwig, und auch die Schweizer, wie es sich erwarten ließ; der Adel dagegen war meistentheils östreichisch. Auch hatte Friedrich eine große Hülfe an seinem Bruder, dem Herzog Leopold, der ein gar tapferer Ritter und Feldherr war. Dieser beschloß vor allen Dingen die Ehre des Hauses Oestreich an den schweizerischen Hirten zu rächen

und zog mit einer tapferen Schaar von Rittern in ihr Land. Er drohte: „diese Bauern mit seinem Fuß zu zertreten;“ und führte Stricke mit sich, ihre Vorsteher damit zu fesseln; denn er gedachte nicht an die Wunder, die ein bedrängtes Volk für seine Freiheit zu thun vermag, auch wenn es in den Künsten des Krieges nicht regelmäßig geübt ist.

**Die Schlacht bei Morgarten.** 1315. — Der Herzog kam in zween Haufen auf Zug, wo schon die Gebirge ihren Anfang nehmen; die schwere Reuterei, ganz in Eisen gehüllte Ritter, welche der Stolz und der Kern der Heere waren, zog in großer Anzahl voran. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und Kyburg; und unter Vielen auch der Vogt von Landenberg, und das Geschlecht der Geßler, rachedurstig.

Aber die Landleute von Schwyz änderten keinesweges ihre Gesinnung. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten sie sich auf; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri, und wenige Stunden darauf dreihundert Unterwalder; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann, Rudolf Reding von Biberegk, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. Vor allen Dingen, sagte er, müßten sie, die an Zahl viel schwächeren, dahin trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nicht helfe. Und dann zeigte er ihnen, wie sie die Höhe des Morgarten und den Berg Sattel besetzen müßten, um des Herzogs Heer in dem engen Passe zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen, es zu trennen und abzuschneiden. —

Die Eidgenossen, nachdem sie, nach alter Sitte, knieend Gott um Hülfe angerufen, zogen aus, dreizehnhundert an der Zahl, und legten sich

an den Berg Sattel. Zugleich geschah es, daß fünfzig Männer aus dem Lande Schwyz eines Streites wegen vertrieben waren; diese, da ihnen die Gefahr ihres Vaterlandes kund wurde, vergaßen ihren Streit, und kamen und legten sich auf den Morgarten, fest entschlossen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des fünfzehnten Wintermonats im Jahr 1315 ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Harnische der heranziehenden Ritter; so weit man sah, schimmerte Speer und Lanze; der Vortrab zog in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reutern angefüllt und die Reihen waren gedrängt. In diesem Augenblicke wälzten die Fünfzig unter lautem Geschrei viele angehäufte große Steine vom Morgarten herab, und schleuderten andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren. Als die Dreizehnhundert auf dem Berge Sattel die dadurch entstandene Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab, und fielen im vollen Lauf den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen, und versetzten mit langen Hallbarden schwere Wunden. Da fielen viele der Grafen und Ritter und Edeln aus Leopolds Heer; zween Geßler wurden erschlagen und Landenberg nicht mehr verschont. Viele Pferde sprangen aus der ungewohnten Schlacht, vom glattüberfrorenen Wege, in den See; die meisten drängten rückwärts und zertraten zum Theil ihr eigenes Fußvolk. Herzog Leopold wurde kaum durch einen landeskundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, und kam auf abgelegenen Pfaden in tiefer Traurigkeit nach Winterthur; das ganze Heer von Oestreich nahm die unordentlichste Flucht, und die Schweizer hatten binnen anderthalb Stunden durch Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne betrachtlichen Verlust einen vollständigen Sieg erfochten.

Von dieser Zeit an wurde der Bund der

Schweizer immer mehr befestigt und immer mehr Orte darin aufgenommen.

In Teutschland aber dauerte der Streit zwischen Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern noch immer fort. Viele Gegenden wurden mit Feuer und Schwerdt verwüstet, bis im Jahre 1322 bei Mühldorf in Baiern ein entscheidendes Treffen erfolgte. Friedrich ließ sich unvorsichtig in dasselbe ein, ohne seinen Bruder Leopold zu erwarten, der ihm mit Hülfe zuzog; die Schlacht dauerte von Sonnenaufgang zehn Stunden lang. Friedrich selbst focht ritterlich in vergoldeter Rüstung vor seiner Leibwache, und trug den blinkenden Reichsadler auf seinem Helme. Um Mittagszeit aber machte Ludwigs erfahrner Feldhauptmann, Seyfried Schweppermann aus Nürnberg, eine Schwenkung, wodurch die Oestreicher Sonne, Staub und Wind in's Gesicht bekamen; und zu gleicher Ziel fiel ihnen der Burggraf von Nürnberg mit fünfhundert Reutern in den Rücken. Dieser Haufen führte östreichische Fähnlein und Kriegszeichen, so daß Friedrich und die Seinen glaubten, Herzog Leopold komme im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe. Als sie aber ihres Irrthums inne wurden, da kam Flucht und Unordnung unter die Oestreicher; Friedrich selbst und sein Bruder Heinrich wurden gefangen. Er wurde nach dem festen Schlosse Traußnitz in der Oberpfalz gebracht.

Seltene Treue. — Ludwig war nun alleiniger Herr in Teutschland; allein Friedrichs Bruder Leopold und andere Fürsten wollten ihn nicht anerkennen, sondern setzten den Krieg gegen ihn fort; dazu kam, daß der Papst Johann XXII. ihn in den Bann that, weil er dem Herzog von Mayland gegen denselben beigestanden hatte. Daher beschloß Ludwig, sich mit dem Hause Oestreich auszusöhnen; er ging zu dem gefangenen Friedrich nach dem Schlosse Traußnitz und schloß einen Vertrag mit ihm, in welchem Friedrich allen

Ansprüchen auf die Königswürde entsagte und noch andere harte Bedingungen einging; dann entließ er ihn der Gefangenschaft. Friedrich wandte nun seinerseits alle Mittel an, den Vertrag in Erfüllung zu bringen, that durch öffentliche Schreiben im Reich seine Abdankung kund, und ermahnte jedermann zur Unterwerfung gegen Ludwig. Aber weder der Papst noch Leopold glaubten sich durch den Vergleich gebunden, sondern führten die Feindschaft gegen Ludwig auf alle Weise fort. Da faßte Friedrich einen Entschluß, der seinen Namen in die ehrenvolle Reihe derer stellt, denen die Treue und das Manneswort über Alles gilt; statt sich vom Papste seines Eides entbinden zu lassen, wie es ihm angeboten wurde, ging er selbst nach München und stellte sich freiwillig in die Gefangenschaft zurück.

Dieser Edelmuth und diese Treue rührten seinen bisherigen Gegner so sehr, daß er ihn mit offnen Armen aufnahm, ihn als seinen besten Freund hielt, mit ihm an Einem Tische aß und in Einem Bette schlief. Und dann theilten sie die Oberherrschaft in Teutschland so mit einander, daß sie sich unverbrüchliche Treue schworen, einer den andern Bruder nannte, beide den Namen eines teutschen Königs führten, beide gleichen Theil an der Regierung des Reichs hatten, und in der Vorsetzung des einen oder des andern Namens bei Urkunden von Tage zu Tage wechselten.

Der Papst Johann, der die teutsche Weise nicht kannte, und dem solche Treue unerhört vorkam, schrieb an den König Karl von Frankreich, dem dieselbe nicht weniger neu seyn mogte: „Diese unglaubliche Freundschaft und Vertraulichkeit sey ihm aus Teutschland selbst durch ein sicheres Schreiben gemeldet worden.“

Und die beiden Könige hielten die Treue auch bis an Friedrichs Tod 1330.

Der erste Chur-Verein zu Rense. — Aber das Haus Oestreich so wie der Papst waren dennoch dem Ludwig aus Baiern feind, und thaten ihm alles mögliche zuwider; so daß seine ganze Regierung unruhig und voller Zwistigkeiten war. Und Ludwig hatte nicht Geisteskräfte genug, um sich dabei würdig und standhaft zu benehmen; bald wandte er Bitten an und bald wieder Trotz, verband sich bald mit dem Könige von Böhmen, bald mit dem von England, und zuletzt gar mit dem von Frankreich; und an den Papst hat er mehr als sieben Gesandschaften geschickt, um von dem Banne loszukommen; aber alles vergeblich. Denn die Päpste wohnten nicht mehr in Rom, sondern hatten für eine geraume Zeit ihren Sitz zu Avignon in Frankreich genommen; dadurch waren sie in der Gewalt der Könige von Frankreich, und mußten deren Willen thun, und diese, die es schon damahls nicht gut mit uns meinten, freuten sich über die Uneinigkeit in Teutschland, und verhinderten die Aussöhnung zwischen Papst und Kaiser, wie der Papst Benedict XII. selbst beinahe weinend den teutschen Gesandten in's Ohr sagte.

Da die teutschen Churfürsten so feindliche Absichten endlich merkten, versammelten sie sich zu Rense, am Rheinstrom, im J. 1338 und schlossen hier das berühmte Bündniß, welches unter dem Namen des ersten Churvereins bekannt ist. Sie versprachen darin einander auf das feierlichste, daß, weil das heilige römische Reich an seinen Ehren, Rechten und Gütern vielfach angegriffen, beschränkt und beschwert sey und werde, sie dasselbe einmüthiglich handhaben und beschützen wollten, nach all ihrer Macht und Kraft, wider jedermänniglich. — Und darauf ward mit Einwilligung aller übrigen Stände durch einen Reichsbeschluß feierlich erklärt: „daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß, von Rechts und alter Gewohnheit wegen, sobald einer zum

Kaiser oder König gewählt sey, er sogleich, vermöge der Wahl, für einen wahren König und römischen Kaiser zu halten sey, ohne daß er erst die Bestätigung des Papstes nöthig habe." Dieser Reichsschluß ward auch dem Papste durch ein besonderes Schreiben kund gethan.

Hätte nun Ludwig Standhaftigkeit und Muth genug gehabt, diese Stimmung der Teutschen recht zu benutzen, und auf sie seine Macht zu bauen, so hätte er mögen geruhig und glücklich regieren; allein er schwankte, wie schon erzählt ist, immer hin und her, versäumte darüber das Beste des Reiches, obschon er für sein Haus durch manche Ländererwerbung gesorgt hat, und brachte es auf diese Weise dahin, daß die Fürsten auf einem neuen Churtage zu Rense, im J. 1344, ihm beim Weggehen die Worte nachriefen: „Unter dir, Baier, ist das Reich so geschwächt worden, daß man sich künftig wohl hüten muß, daß es nicht wieder an einen Baier kommen möge."

Zuletzt kam es sogar so weit, daß der größte Theil der Fürsten den Sohn des Königs Johann von Böhmen, Karl, im J. 1346 zum teutschen König erwählte; das war ein Fürst, am französischen Hofe zu Paris erzogen, weil sein Vater eine große Vorliebe für Frankreich hatte; der hat auch keinen Segen über Teutschland gebracht. Als er nach seiner Wahl auf den bei Rense befindlichen sogenannten Königsstuhl gehoben, und dem Volke zum erstenmahl gezeigt wurde, und nun das Vivat Rex ertönte, da fiel das am Rheine aufgesteckte Reichspanier in's Wasser, und ging, aller Bemühung ungeachtet, zu Grunde. Das sah man als eine üble Vorbedeutung an.

Ludwig überlebte die Wahl des Gegenkaisers nur Ein Jahr, und st. 1347. Er ist der letzte Kaiser, welcher in den Bann gethan ist, aber auch derjenige, der sich am kleinlichsten dabei benahm.

## 76. Karl IV. 1347—78.

Drei übermächtige Häuser waren jetzt in Teutschland, welche, wenn sie sich vereinigt hätten, die übrigen leicht hätten unterdrücken mögen; allein sie waren zum Glück nicht einig unter sich, und feindeten sich sogar an. Das war das Luxenburgische Haus, welches außer Böhmen und Mähren auch einen Theil von Schlesien und der Lausitz besaß; das Bairische, welches durch den Kaiser Ludwig Brandenburg, Holland und Tyrol erworben hatte, und das Oestreichische, welches außer den östreichischen Ländern auch Vieles in Schwaben besaß.

Das Haus Baiern konnte es nicht vergessen, daß Karl IV. Ludwigens Feind gewesen war; es stellte ihm noch ein paar Gegenkönige entgegen, den Markgrafen Friedrich von Meißen, den er aber mit zehntausend Mark Silbers abkaufte, und darauf Günther von Schwarzburg, einen tapfern Ritter, der ein gewichtigerer Gegner gewesen seyn würde, wenn er nicht kränklich geworden und bald gestorben wäre.

Nun regierte Karl allein, und hat lange regiert. Man hoffte viel von ihm. Er war am französischen Hofe erzogen, war fein und geschickt im Unterhandeln, und wohl erfahren in mehreren Sprachen. Und dennoch hat kaum ein Kaiser, in so langer Regierung, so wenig Tüchtiges für Teutschland gethan, als er. Für seine Erbländer hat er in vielen Stücken besser zu sorgen gewußt, hat Brandenburg, die Lausitz, ganz Schlesien und einen Theil der oberen Pfalz dazu erworben, hat aus allen Gelegenheiten, aus Heirathen, aus dem Geldmangel teutscher Fürsten, Vortheil für sich selbst gezogen; und überhaupt ist Eigennutz die Seele seiner Handlungen.

Das wichtigste Werk, welches man von ihm für Teutschland rühmt, ist die sogenannte gol-

dene Bulle, ein Reichsgrundgesetz, wodurch die Rechte der sieben Churfürsten, die Ordnung der Kaiserwahl in Frankfurth, der Krönung in Aachen, der Reichserzämter, und einiges andere bestimmt wird. Durch solche Anordnungen aber über äußere und weniger wesentliche Dinge konnte die Würde des Reichs und des Kaiserthums nicht hergestellt werden; vielmehr würde Spaltung, Eifersucht und Eigensucht durch die Vorzüge, die er den churfürstlichen Häusern vor allen andern gab, nur vermehrt, so daß von der goldenen Bulle an eher die Auflösung als die Gründung des Reiches zu rechnen ist. — Die sieben Churfürsten waren erstlich die drei Geistlichen, die Erzbischöfe von Maynz, Trier und Köln, dann der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen Wittenberg, der Markgraf von Brandenburg, und der Pfalzgraf am Rhein.

Unter seiner Regierung ist Tyrol an das Haus Oestreich gekommen, und Brandenburg gab er seinem Sohne Sigismund; beide Länder wurden dem Hause Baiern entzogen, welches freilich auch erst durch seinen Kaiser Ludwig in ihren Besitz gekommen war.

Auch in Italien ist Karl gewesen, aber nicht, wie es sich dem Nachfolger der großen Kaiser geziemte, welche die Oberherrschaft dieses Landes durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Er hatte, als ihn der Papst zuerst als teutschen König bestätigte, in einer Wahlcapitulation schimpflicher Weise versprechen mussen, daß er, wenn er zur Krönung nach Rom komme, nur an dem Einen Tage in der Stadt erscheinen, und sie vor Abend schon wieder verlassen, und gerades Weges aus dem Kirchenstaat abziehen wolle. Nun hielt er am Ostertage 1355 seinen Einzug in Rom, ward gekrönt, und schlich sich noch an demselben Tage, unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, zur Stadt hinaus, und wieder aus dem Lande. Die Römer, die die Ursache nicht wußten, waren sehr erstaunt daruber, und Petrarca schrieb

ihm sogar: was wohl seine Vorfahren sagen würden, wenn sie ihm so auf dem Alpengebirge begegneten? —

Gegen das Ende seines Lebens trieb ihn seine Vorliebe für Frankreich noch einmahl zu einer Reise dorthin; und gleich nach seiner Rückkunft, im J. 1378, starb er.

## 77. Kaiser Wenzel. 1378—1400.

Karl IV. hatte schon die Fürsten dahin vermogt, daß sie seinen Sohn Wenzel zum König annahmen. Dieser folgte nun; allein er war zur Regierung noch untauglicher als sein Vater. Jener war eigennützig, und gebrauchte seinen Verstand nur für den Vortheil seines Hauses, Wenzel aber war träge und höchst gleichgültig, und hat weder für Teutschland, noch für seine Erbländer etwas gethan.

Es war eine furchtbar unordentliche Zeit. Die Sitten verwilderten allenthalben; das Kaiserthum hatte sein Ansehen, das Papstthum seine Heiligkeit verloren; die Christenheit war in Partheiungen gespalten; es waren statt Eines zwei Päpste, der eine zu Rom, der andere zu Avignon, und beide schleuderten ihre Bannstrahlen gegeneinander, und verfluchten in ihrem Zorne die Länder, welche dem Gegner anhingen. Lang und vergeblich erhoben die rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer ihre Stimme wider die Verderbniß der Zeit und forderten ein allgemeines christliches Concilium; allein Wenzel, der als Kaiser es hätte zur Ausführung bringen müssen, hatte nicht Geist und nicht Kraft dazu.

In Teutschland entstanden unter ihm immer mehr Bündnisse einzelner Reichsglieder unter einander, zum gegenseitigen Schutze, welche ein Zeichen der daniederliegenden höchsten Gewalt waren, und

dazu dienen, sie noch mehr zu schwächen. Der schwäbische Bund, der aus 34, nachher 41 Städten und mehreren Fürsten bestand; dagegen blühten mehrere Gesellschaften des Adels, der Löwenbund, die Gesellschaft mit den Hörnern, der Falknerbund und andere. Da konnte es an größeren und kleineren Kriegen nicht fehlen. Die teutschen Städte nahmen sich den Schweizerbund zum Muster, welcher sich immer mehr ausbreitete, ja, sie nahmen sogar schweizerische Orte, Bern, Zürich, Solothurn und Zug in ihren Bund, und nannten sich schon die Eidgenossen. Und wie in Zeiten der Partheiung und des Hasses meistens kein Theil Maaß hält und streng bei dem Rechte bleibt, so war die Klage der Fürsten und des Adels gewiß in vielen Fällen gegründet, daß die Städte ihnen widerrechtlich ihre dienstbaren Leute entzögen, indem sie ihnen Schutz und Bürgerrecht gewährten. Um ähnliche Klagen entstand auch ein neuer Krieg der östreichischen Herren gegen die Schweizer.

---

## 78. Die Schlacht bei Sempach.

1386.

Der Herzog Leopold von Oestreich, an Heldenmuth und Stolz dem Leopold gleich, der bei Morgarten stritt, führte bittere Klage gegen die Schweizer, weil sie solche Orte in ihren Bund aufgenommen, welche ihm unterthan waren, z. B. Entlibuch, Sempach, Meyenberg und Reichensee. Die Klage war gegründet, aber diese Orte waren durch harte und geizige östreichische Amtsleute gedrückt, und ferner hatte der Herzog, gegen die Verträge, Zölle an den Gränzen der Schweizer angelegt, die ihren freien Verkehr hinderten. Der Herzog schwur, „die Schweizer, Urheber ungerechter Waffen, und ihren trutzigen Bund zu bestrafen.“ Der Haß der Herren gegen die freien Land=

leute und Bürger brach an so viel Orten mit vollem Feuer aus, daß innerhalb wenig Wochen die Schweizer von 167 sowohl geistlichen als weltlichen Herren befehdet wurden. Die Briefe der Fehden wurden der Versammlung der Eidgenossen in zwanzig Botschaften überbracht, auf daß ihr Entsetzen immer erneuert werde. An St. Johannes des Täufers Abend kam ein Bote der Würtembergischen Dienerschaft mit fünfzehn Fehden; sie hatten die Briefe noch nicht ganz gelesen, so kam der Bote der Feindschaft Herrn Johann Ulrichs von Pfirt mit acht andern Herren; er hatte kaum ausgeredet, so kamen die Briefe der Herren Im Thurm und aller Edlen von Schafhausen; acht Boten brachten am folgenden Tage drei und vierzig Fehden.

Die Eidgenossen hatten keinen andern Beistand als ihren Bund und ihren Muth; aber sie erwarteten den Anfang des Krieges mit unbeschreiblicher Ungeduld; vier Tage vor dem Ende des Stillstands war alle Mannschaft unter den Waffen. Der Stillstand ging aus, da brach der Krieg los, der Krieg der freien Männer gegen die Freiherrn; da sank in wenig Wochen manche feste Burg, welche die Eidgenossen an ihren Gränzen bezwangen.

Der Herzog aber zog mit dem Gewalthaufen heran aus derselben Gegend, bei Baden im Aargau, wo vor 71 Jahren das Heer Herzog Leopolds des Aelteren sich gesammelt; aber er zog eines andern Weges gegen Sempach im Aargau. Hier warteten seiner die Eidgenossen, in einem Walde über den Wiesen und Kornfeldern, die sich bis an das Ufer des Sees erstreckten. Sie sahen die zahlreiche und schön gerüstete Reuterei des Feindes, die Schaaren der Edlen und Herren, welche den Entschluß gefaßt, die Schweizerbauren, persönlich und ohne das Fußvolk, allein zu schlagen. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oestreich, seines Alters im 35sten Jahr, männlich schön, hochgemuth, voll Heldenfeuer und siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, und

racheburstig gegen die Schweizer. Als der Herzog den Feind in der oberen Gegend sah, hielt er für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung der Ritter sie zu den Bewegungen des Fußvolks unbehülflich machte. Er mochte glauben, es gezieme sich tapfern Rittern nicht, im ungleichen Kampfe den Sieg zu erringen; denn die Schweizer hatten keine Reuter. Er befahl also, daß die Edlen absitzen und eng zusammentreten sollten, so daß sie gleichsam eine undurchdringliche, erzene Mauer dem Feinde entgegenstellten, aus welcher die langen Spieße wie Stacheln hervorragten. Als Johannes von Hasenburg, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffart sey zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, das Fußvolk unter Hans von Bonstetten zu erwarten,“ — spotteten sie seiner und riefen: „Der Hasenburg habe ein Hasenherz.“ Und als einige dem Herzog selbst Vorstellung machten, und ihn ermahnten, sich selbst zu schonen und außer den Schlachtreihen zu halten, sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zusehen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier, in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen.“

So lange die Ritter zu Pferde saßen, däuchte den Eidgenossen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen; als sie aber abstiegen, zogen sie aus dem Wald in das Feld hinab. Sie standen in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen; 400 Luzerner, 900 Mann aus den drei Waldstetten, und ungefähr 100 Glarner, Zuger, Entlibucher und Rotenburger; einige trugen Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt des Schildes nur ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. — Sie fielen auf die Knie und beteten zu Gott, nach ihrem alten Brauch. Die Herren banden die Helme

auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebet, rannten mitten durch das Feld auf den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Schlachtordnung als zu einem halben Mond, womit er den kleinen Haufen der Schweizer zu umzingeln gedachte. Der Kampf wurde schwer und heiß; viele Schweizer waren schon gefallen; das Banner der Stadt Luzern schien lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, schwer verwundet gesunken und viele andere tapfere Männer umgekommen waren. Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen," sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!" war an dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seiner Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen mit äußerster Gewalt festgeschlossen hinter einander an, und brachen von beiden Seiten in die Flanken des Feindes. Dieser hinwiederum preßte seine Reihen überrascht zusammen, die Lücke zu füllen, wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten.

Zuerst fiel Herr Friedrich von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener und Troßbuben der Herren vom Adel, da sie dieses merkten, setzten sich auf die Pferde der Ritter, ihr Leben durch schnelle Flucht zu retten. Indessen sank das Hauptbanner von Oestreich; Ritter Ulrich von Aarburg rettete es, schwang es hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „Retta Oestreich, retta!" Da drang der Herzog Leopold herbei und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermahls erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Herzog und lagen ihm an um sein Leben. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben;" — verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, stürzte sich in die feindlichen Haufen, und suchte seinen Tod. Im Gedräng der Schaaren fiel er zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung, um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oestreich." Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder meinte, die Schlacht hebe alle Würde auf; er erschlug ihn. Da fand seinen Leichnam Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; dann warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Freunden und Feinden zertreten werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten; vergeblich; da wandte sich auf einmahl die ganze Macht von Oestreich grauensvoll auf die Flucht;

alle Edlen schrieen: „Die Hengste da her, die Hengste da her!" Da zeigte ihnen kaum von fern der Staub die fliehenden Troßbuben. So blieb ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, nur übrig, ihren Herrn zu rächen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Es fanden in Allen 656 Grafen, Herren und Ritter ihren Tod; dem Johannes von Hasenburg half es nicht, das Unglück vorhergesehen zu haben; mit ihm fiel Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete. Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Hitze und Anstrengung des Tages; die Oestreicher, die noch lebten, folgten der Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht. Durch diesen Sieg und durch einen andern bei Näfels schwächten die Eidgenossen Oestreichs Macht so sehr, daß im J. 1389, unter Vermittlung der Reichsstädte am Bodensee, ein siebenjähriger Friede zu Stande kam, durch welchen die Schweizer alles das behielten, was sie erobert, oder was sich freiwillig an sie angeschlossen hatte; Oestreich aber seine Hauptbesitzungen im Aargau und Thurgau.

Auch in den teutschen Städten weckte das Glück der Schweizer von Neuem die Kampflust; der alte Groll zwischen Adel und Bürgern kam wieder zum Ausbruch, besonders in Schwaben, am Rheinstrom und in der Wetterau; aber es waren hier nicht die günstigen Bergpässe, und die Städter waren auch nicht den Hirten der Schweiz gleich. Sie wurden bei mehreren Gelegenheiten geschlagen, durch den Grafen Eberhard von Würtemberg bei Weil, und den Pfalzgrafen Ruprecht bei Worms. Da wurde 1390 durch den Landfrieden zu Eger die Ruhe einigermaßen hergestellt.

Der Kaiser Wenzel kümmerte sich um alle

diese Dinge sehr wenig, kam selten, und vom Jahre 1391 sechs Jahre lang gar nicht nach Teutschland. Die Böhmen, die auch unzufrieden über ihn waren, setzten ihn sogar auf dem Prager Schlosse gefangen, bis ihn sein jüngerer Bruder Johann wieder befreite. In Teutschland aber schritten die Fürsten endlich zu seiner Absetzung, im J. 1400. Seine Anklage lautete also: „Das heilige römische Reich, die heilige Kirche, und die ganze Christenheit ist von dem, von welchem sie Trost, Schutz und Hülfe haben sollte, vielmehr zerrissen, verringert und nachlässig regiert worden. Dieses Alles ist ihm schon oft und ohne alle Furcht vorgestellt; aber er hat weder der Kirche zum Frieden verholfen, noch kümmert er sich wegen der vielen Fehden und Unruhen im Reich, so daß keiner weiß, wo er Recht suchen und Schutz und Sicherheit hernehmen soll. Weil demnach alle Ermahnung nichts gefruchtet, so haben die Fürsten nichts anderes schließen können, als daß er gar keine Sorge mehr für das Reich hegen wolle, und entsetzen deshalb diesen Wenzel als einen Nachlässigen und Unwürdigen hiemit des Reiches."

Am Tage darauf ward zum Könige erwählt:

## 79. Ruprecht von der Pfalz.

1400—1410.

Wenzel härmte sich auch hierum wenig. Im folgenden Jahre wurde er von seinem Bruder Sigmund von Neuem gefangen genommen und hat 19 Monate zu Wien gefangen gesessen.

Ruprecht, ein thätiger und ritterlicher Mann, suchte der Kaiserwürde wieder Ansehn zu verschaffen; aber die Zeiten waren schon zu sehr verworren, und seine Regierung zu kurz. Ein Zug, den er nach Italien unternahm, mißlang gleichfalls. Er starb, ohne etwas Erhebliches gethan zu haben, 1410.

## 80. Kaiser Sigismund. 1410—1437.

Es war nahe daran, daß es mit dem Kaiserthum war, wie mit dem Papstthum, daß nemlich drei Kaiser zugleich aufstanden; der abgesetzte Wenzel, Markgraf Jobst von Mähren und Wenzels Bruder König Sigmund von Ungarn, der auch Churfürst von Brandenburg war. Beide wurden von einem Theile der teutschen Fürsten zu Königen gewählt. Jobst starb jedoch schon im folgenden Jahre, und in einer neuen Wahl wurde Sigmund allgemein angenommen.

Er ist unstreitig der beste Kaiser aus dem luxenburgischen Hause, und einer der rechtschaffensten, redlichsten und treuherzigsten Manner seiner Zeit. Sein nächstes Augenmerk richtete er auf die verderbliche Spaltung in der Kirche, da ein Papst in Italien, ein anderer in Frankreich, und ein dritter in Spanien seinen Sitz hatte, und von da aus den Fluch über seine Gegner und die Länder aussprach, die ihnen anhingen. Es kam endlich im J. 1414 die merkwürdige Kirchenversammlung zu Kostnitz zu Stande, und nie ist wohl eine Versammlung größer und glänzender gewesen. 346 Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, 504 Prälaten, Lehrer und Meister der Wissenschaften und freien Künste, und 1600 Fürsten, Herren, Grafen und Ritter kamen daselbst zusammen, und bisweilen stieg die Zahl aller Fremden bis auf 100,000.

Von den 3 Päpsten erschien nur Johann XXIII. aus Rom, der das Concilium ausgeschrieben hatte, in der Hoffnung, dasselbe werde die beiden Gegner absetzen und ihn bestätigen. Das Concilium aber hatte gleich, ungeachtet des Widerspruchs der Italiener, die Absicht gefaßt, daß alle drei Päpste ihr Amt niederlegen sollten, damit das Uebel mit der Wurzel ausgerissen würde. Man war nemlich überein gekommen, daß nicht einzeln, sondern nach Nationen gestimmt werden sollte, so

daß jede der vier Hauptnationen, die Teutschen, Engländer, Franzosen und Italiener, jede eine Stimme hätten; — (die Spanier warenn och nicht angekommen). Denn hätte man die einzelnen Stimmen gesammelt, so würden die Italiener, welche an Zahl die stärksten waren, alle andern überstimmt haben. Bei den Teutschen zeigte sich, wie ein Zeitgenosse sagt, Standhaftigkeit, und ein ungestüm dringendes Beharren auf ihren Forderungen; bei den Engländern Kühnheit und Scharfsinn; bei den Franzosen Großthun und die Gabe sich geltend zu machen; bei den Italienern Feinheit, List und Partheilichkeit.

Die Engländer und Teutschen waren wegen der Absetzung der Päpste einig, und bald gesellten sich auch die Franzosen dazu. Johann XXIII, da er gegenwärtig war, sollte zuerst die Abdankungsurkunde unterschreiben; er suchte Ausflüchte, endlich aber gab er nach und las seine Abdankung öffentlich vor. Kaiser Sigmund und alle Anwesende waren voller Freude; der Kaiser erhob sich sogar, küßte dem Papst die Füße, und dankte ihm im Namen der christlichen Welt, daß er ein so herrliches Beispiel der Selbstüberwindung gegeben. Allein Johann hatte nur zum Schein nachgegeben, schon hatte er seine Abrede mit seinem Freunde, dem Herzog Friedrich von Oestreich, genommen; dieser veranstaltete gleich darauf am 20. März 1415, ein großes Turnier, und als die Aufmerksamkeit Aller auf das Fest gerichtet war, entfloh der Papst verkleidet nach Schafhausen, welches damahls noch eine östreichische Stadt war. Der Herzog folgte ihm, und in der Nacht entwichen gleichfalls alle italienische und östreichische Prälaten. Der Papst gedachte, auch wider den Willen des Conciliums, seine Gewalt fortzusetzen. Allein die versammelten Kirchenväter aus Teutschland, England und Frankreich, sammt dem Kaiser Sigismund, nahmen die Sache zu ernsthaft. Sie folgten der immer allgemeiner anerkannten Meinung, daß ein großes christliches Concilium, wenn

es auf die Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern ankomme, über dem Papste sey. Daher wurde mit dem größten Nachdruck gegen die Entwichenen verfahren. Herzog Friedrich ward von dem Concilium in den Bann und von dem Kaiser in die Acht gethan, und auf des Letzteren Befehl griffen die schwäbischen Reichsstädte und die Schweizer des Herzogs Erbländer an, und nahmen sie größtentheils weg. (Erst zehn Jahre nach dieser Zeit nahm der Kaiser den Herzog wieder zu Gnaden an, und gab ihm die Länder, die im Reiche gelegen waren, zurück; die Schweizer aber wollten ihre Eroberungen nicht wieder herausgeben, und behielten das Aargau und andere Stücke).

Der Papst, da er des herzoglichen Schutzes beraubt war, mußte sich wohl den Beschlüssen des Conciliums fügen; er wurde gefangen in die Nähe von Kostnitz zurückgeführt, um hier sein Endurtheil zu vernehmen: „Daß er nemlich, als ein offenbarer Verschwender der Rechte und Güter der römischen Kirche, der noch dazu die Christenheit durch seine bösen Sitten geärgert, des Papstthums entsetzt seyn solle.“ — Johann unterwarf sich seinem Urtheil, wurde bis zum Jahr 1418 auf dem Schlosse zu Heidelberg in Verwahrung gehalten, dann wieder losgelassen, und starb bald nachher als Kardinal Bischof von Frascati.

Der zweite Papst, Gregor XII, der in Frankreich seinen Sitz hatte, erklärte sich gleich Anfangs bereit, seine Würde niederzulegen, wenn der Friede der Kirche es fordere; er dankte demnach in diesem Jahre 1415 freiwillig ab, und wurde Kardinal Bischof von Porto.

Benedict XIII. aber, der sich in Spanien aufhielt, war nicht zum Nachgeben zu bewegen. Kaiser Sigismund selbst übernahm, auf Ersuchen des Conciliums, die Reise nach Spanien, um den alten Mann zu bereden: dennoch richtete er bei ihm selbst nichts aus. Aber der König von Arragonien, der ihm bis dahin angehangen hatte, ent-

zog ihm seinen Schutz, und nun setzte ihn das Concilium ohne Weiteres ab.

So war eine Hauptabsicht der Versammlung erfüllt, und die verderbliche Spaltung der Kirche geendigt; sie konnte nun zu der Wahl eines neuen Papstes schreiten. Aber, es lag den versammelten Vätern noch eine andere große Sorge im Sinne, das war die Verbesserung der Kirche selbst. Man klagte über viele Mißbräuche, die sich eingeschlichen hatten, über Sittenverderbniß der Geistlichkeit, über das Kaufen geistlicher Stellen durch Geld, dann in'sbesondere über die immer größer gewordenen Ansprüche des römischen Stuhles. Der Papst wollte hohe und niedere geistliche Stellen in den europäischen Ländern besetzen, und schränkte dadurch die Wahlfreiheit der Kapitel, so wie die Rechte der Landesherren ein; es sollten alle Klagen in Religionssachen vor seinen Richterstuhl nach Rom gebracht werden; er forderte viele Abgaben aus allen christlichen Ländern, und so vieles Andere, wodurch die hohe Würde des Papstes, als eines geistigen Vaters, Rathgebers und Vorstehers der ganzen Christenheit, nach und nach in eine einträgliche Pfründe verwandelt war, wobei die innere Reinheit und Würde der Kirchenverfassung nothwendig leiden mußte. Solche Mißbräuche wollten die versammelten hohen Geistlichen, im Namen ihrer Nationen, abgestellt wissen, indem sie übrigens dem Papste alle schuldige Ehrfurcht und allen Gehorsam, und auch sehr viele rechtmäßige Einkünfte aus den Ländern zusicherten.

Besonders eifrig verlangten die Teutschen, und an ihrer Spitze der Kaiser, eine gründliche Kirchenverbesserung am Haupt und an den Gliedern. Allein die Italiener, welche den meisten Vortheil dabei hatten, wenn recht viel Geld aus den andern Ländern nach Rom floß, suchten diese Absichten zu hintertreiben, und sie hielten nichts wirksamer dazu, als wenn das Concilium zuerst einen Papst wählte, welcher dann die Verhandlungen über die Kirchenverbesserung nach seinem Gefallen

lenken könnte. Die Teutschen dagegen, die diese Absicht wohl merkten, forderten mit guten Gründen, daß erst nachher der neue Papst gewählt werde, von dem man als die erste Bedingung seiner Wahl die Bestätigung der neuen Kirchenverfassung fordern könne. Ihre Gründe waren triftig und gut; aber dennoch gelang es den Italienern, die Franzosen und die indeß angekommenen Spanier auf ihre Seite zu bringen, und als auch die Engländer von ihrem Könige den Befehl erhielten, den Kardinälen beizutreten, standen die Teutschen allein, und mußten endlich wohl nachgeben.

Der neue Papst wurde gewählt, — es war ein Italiener, Otto von Colonna, der den Namen Martin V. annahm. Er war ein äußerst kluger Mann, und wußte sehr fein meist Allem auszuweichen, was die versammelte Kirche zur Einschränkung der päpstlichen Gewalt im Sinne hatte. Da erwachten die Anderen aus ihrem Schlummer, besonders wandten sich die Franzosen an den Kaiser Sigmund, damit er sich ernstlich der Sache annähme. Er antwortete ihnen aber: „Da wir Teutschen die Reformation verlangten, ehe ein Papst gewählt würde, waret ihr Franzosen nicht damit zufrieden, sondern wolltet zuvor einen Papst haben. Nun habt ihr einen, wie wir, geht zu ihm und verlangt eure Kirchenverbesserung."

Der Papst, der wohl wußte, daß man Feinde trennen muß, wenn man sie besiegen will, fing an, mit den verschiedenen Nationen einzeln zu unterhandeln, weil eine jede ihre Reformations-Vorschläge gemacht hatte, und daraus sind die besonderen Concordate entstanden.

So war dieser große Zweck der Kirchenversammlung, die gesammten kirchlichen Einrichtungen und die Verfassung der Geistlichkeit zu verbessern, größtentheils vereitelt. Wie heilsam, wenn man mehr gethan hätte, und wie viel Zwiespalt hatte dadurch für die Zukunft verhütet werden können! — Man tröstete sich damit, daß von nun an regelmäßig allgemeine Concilien sollten gehalten

werden; allein, was nicht in dem rechten Augenblicke vollbracht wird, ist für alle Zeiten verloren. Die verabredeten fünfjährigen Concilien kamen nicht zu Stande.

Nachdem der Papst Martin seine Absichten erreicht hatte, ritt er in einem goldnen Meßgewand, mit weißer Inful, auf einem weißen Pferde, das mit Scharlach bedeckt war, unter einem prächtigen Traghimmel zur Stadt hinaus. Sigmund ging voran und führte das Pferd beim Zügel, drei Fürsten, die zu den beiden Seiten und hinter dem Pferde gingen, trugen dessen Decke. So war der Abzug und das Ende der großen Kostnitzer Kirchenversammlung.

---

## 81. Johann Huß und die Hussiten-Kriege.

Diese Versammlung hat auch noch in einer anderen Sache gerichtet, welche die wichtigsten Folgen gehabt hat.

Kaiser Karl IV. hatte die Universität Prag gestiftet, und sie wurde bald von Studirenden aus allen benachbarten Ländern stark besucht. Aber Karl räumte den Teutschen viele und große Vorrechte bei derselben ein, worüber die Böhmen unzufrieden waren; und diese brachten es im J. 1409 dahin, daß der König Wenzel (in Böhmen war er noch König) den Teutschen diese Rechte wiederum nahm. Aufgebracht darüber, zogen Tausende von fremden Studenten mit ihren Lehrern aus Prag fort und stifteten oder vermehrten andere hohe Schulen, unter andern Leipzig, Ingolstadt und Krakau. Johann Huß, der eifrigste und gelehrteste unter den böhmischen Lehrern, wurde nun Rector der Universität. Er verbreitete bald Grundsätze, die von den gewöhnlichen ganz abwichen; größtentheils waren es die Lehren eines englischen Gottesgelehrten und Pfarrers, Johann Wicklef, welcher ungefähr dreißig Jahre vor Huß lebte. Dieser eiferte gegen die verdorbenen Sitten

der Geistlichen, und behauptete, es sey der heiligen Schrift zuwider, daß sie zeitliche Güter besäßen; auch verwarf er alle Mönchsorden und redete in seinem Eifer sehr bitter über sie. Und solche und ähnliche Lehren brachte auch Huß vor und bewirkte bald dadurch, daß er als Ketzer angeklagt und vor den Richterstuhl des Papstes nach Rom gefordert wurde. Er gehorchte nicht. Darauf rief ihn das Kostnitzer Concilium zur Verantwortung vor, und er folgte, nachdem der Kaiser Sigmund ihm sicheres Geleit versprochen hatte. Aber der Kaiser dachte hierin nicht, wie Karl V. gegen Luther zu Worms; er ließ es sich ausreden, daß er sein Wort zu halten brauche, da man ihm vorstellte: „Sein Wort dürfe dem katholischen Glauben nicht zum Nachtheil gereichen, und den geistlichen Richter nicht hindern, sein Amt zu verrichten; auch mache sich einer, der den Glauben anfechte, alles Geleites selbst verlustig.“ — Sigmund erlaubte, daß man Huß gefangen nahm, und beschloß, sich ferner gar nicht in die Sache zu mischen.

Viele der Prälaten, obgleich sie auch von einer Kirchenverbesserung redeten, haßten den strengen Sittenrichter, und seine Grundsätze schienen ihnen höchst verderblich; man forderte von ihm den bestimmten Widerruf aller seiner Lehren, wo nicht, so müsse er als Ketzer auf dem Scheiterhaufen sterben. Er wählte das Letztere und wurde eben so wie sein Freund Hieronymus öffentlich in Kostnitz verbrannt. Sie starben mit einer Standhaftigkeit, die selbst von ihren Feinden bewundert wurde.

Diese Nachricht brachte ganz Prag in Bewegung und Aufruhr; die Böhmen schrieben die Sache dem Hasse der Teutschen zu, und hingen nun um so mehr an Hussens Grundsätzen. Ja sie gingen noch weiter; andere Lehrer setzten neue Lehren hinzu und besonders fand Jakob von Mieß großen Anhang mit seiner Behauptung, daß das Abendmahl unter beiderlei Gestalten ausgetheilt werden müsse. Die Anhänger der neuen Lehre versammelten sich auf einem Berge, wel-

cher nachher der Berg Tabor genannt wurde, und von welchem sie selbst den Namen der Taboriten annahmen. Der König Wenzel wagte es nicht, diese Versammlungen zu stören, denn es kamen oft gegen 40,000 Menschen zusammen; und, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, sie gingen immer weiter in ihrem Eifer, je mehr ihrer wurden, und je eifriger sie von dem Papste und der Kirche als Ketzer verdammt wurden. Bald zogen sie auch durch Prag im feierlichen Umgange, unter Vortragung des Kelches, und Wenzel, der sich nicht mehr sicher hielt, verließ die Stadt; er starb bald nachher aus Verdruß über diese Dinge.

Denn es war nun schon zu blutigen Auftritten gekommen. Als der Zug der Hussiten eines Tages vor dem Prager Rathhause vorbei zog, und jemand einen Stein herabwarf, der einen ihrer Priester traf, stürmten sie in äußerster Wuth das Rathhaus, und stürzten 13 von den Rathsherren zum Fenster hinaus, welche von dem rasenden Pöbel mit Spießen aufgefangen und ermordet wurden. Somit war das blutige Zeichen des Aufruhrs gegeben; unter der Anführung des Ziska, welcher auch zum Sturme des Rathhauses geführt hatte, zogen die Haufen im Lande umher, zerstörten die Klöster, peinigten die Priester und verwüsteten die Güter katholischer Herren.

Sigismund, der nach Wenzels Tode rechtmäßiger Herr von Böhmen war, forderte die Hülfe des teutschen Reiches gegen die Hussiten auf, und brachte wirklich ein ansehnliches Heer zusammen; er rückte 1420 in Böhmen ein und belagerte Prag. Allein Ziska schlug den Sturm tapfer ab, der König mußte einen Stillstand schließen und zog wieder zurück. — Im Jahre 1427 machten die teutschen Fürsten mit vier Heereshaufen einen neuen Einfall, allein der Schrecken vor den, von Religionseifer fast unüberwindlich gemachten, Hussiten war schon so groß, daß die eingerückten Heere bei ihrem bloßen Anblicke in Unordnung geriethen und zurückwichen. Und eben so ging es einem

neuen Heere, welches auf 100,000 Mann geschätzt wird, und im Jahre 1431 einrückte. Die Hussiten aber thaten nun ihrerseits wiederholte Einfälle in Meißen, Sachsen, Brandenburg, Franken, Baiern und Oestreich, und ihre verwüstenden Züge waren schrecklich.

Nun rieth Alles zur Güte, selbst der päpstliche Legat, der bei dem letzten Einfalle in Böhmen seine Kreuzbulle, worin ein Kreuzzug gegen die Hussiten gepredigt wurde, seinen Hut, sein Meßgewand und sein Kreuz verloren hatte. Man gab sich Mühe, einen kirchlichen Vergleich mit ihnen zu Stande zu bringen, und dieses gelang auch wirklich durch das zu Basel indeß versammelte Concilium. Es wurde den Hussiten der Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten erlaubt, jedoch so, daß die Priester das Volk fleißig belehren sollten, daß unter jeder Gestalt Christus ganz enthalten sey.

Der größte Theil des böhmischen Volkes nahm diesen Vergleich willig an, aber zwei Partheien waren noch da, die in ihrer Wuth von keiner Mäßigung und von keinem Vergleiche etwas hören wollten, die Taboriten und die Waisen, unter der Anführung von Procopius dem Großen und Procopius dem Kleinen. Es kam zum offenbaren Kriege zwischen ihnen und den Gemäßigten, diese aber gewannen eine große Schlacht, in welcher die beiden Procope umkamen, und nun erlangte endlich der Kaiser Sigismund, daß er auch als König von Böhmen anerkannt wurde; aber es war nur ein Jahr vor seinem Tode, denn in dem darauf folgenden Jahre 1437 starb er.

Aus seiner Regierung, welche guter Absichten und Bestrebungen voll ist, ist noch dieses merkwürdig, daß er aus Geldverlegenheit, indem er besonders zu seinen vielen Reisen große Summen gebrauchte, die Mark Brandenburg, welche unter Karl IV. an das Luxenburgische Haus gekommen war, sammt der dazu gehörigen Churstimme

und dem Erzkämmereramte, an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg gegen 400,000 Dukaten verpfändete; dadurch ist das Haus Hohenzollern in den Besitz dieses Landes gekommen.

---

## 82. Kaiser Albrecht II. 1437—39.

Nach Sigmunds Tode wählten die Fürsten wiederum einen Kaiser aus dem östreichischen Hause, und dasselbe ist von nun an ununterbrochen auf dem alten Throne der Teutschen geblieben. Albrecht von Oestreich, der zugleich König von Ungarn war, war ein sehr wohldenkender und rechtschaffener Fürst, und würde sicher recht viel Gutes für das Reich gestiftet haben, wenn er länger gelebt hätte. Aber schon im dritten Jahre seiner Regierung, da er eben einen Zug gegen die Türken gemacht hatte, starb er auf dem Rückwege. Fast kein König ist von Edeln und Unedeln, von Reichen und Armen, so bedauert worden, als Albrecht.

---

## 83. Kaiser Friedrich III. 1440—1493.

Sein Vetter, Herzog Friedrich von Oestreich, wurde nach ihm gewählt; ein gutgesinnter, nur allzu friedlicher und ruhiger Herr, dessen lange Regierung wenig Merkwürdiges und Rühmliches für Teutschland enthält. Es fehlte Friedrich an Kraft des Willens und an der äußeren Macht, um das kaiserliche Ansehen würdig zu behaupten. Von Osten her rückte eine große Gefahr dem Reiche immer näher, ohne daß dagegen ernsthafte Vorkehrungen gemacht wären; das war die Gefahr von den Türken. Diese eroberten im J. 1453 Konstantinopel und machten dem griechischen Kaiserthume ein Ende, nachdem es fast 1000 Jahre

länger bestanden hatte, als das Reich der Römer im Abendlande. Darauf drangen sie immer weiter gegen die Donau vor, und es war nahe daran, daß sie auch Ungarn eroberten. Friedrich, so wie der Papst, redeten viel von einem Kreuzzuge gegen sie; aber die Zeiten der Begeisterung waren vorüber, und niemand ließ sich das Kreuz anheften.

In Teutschland waren Händel und Fehden, und die Stimme des Kaisers wurde nicht gehört; ja man hörte nicht einmahl mehr auf die Stimme des Vaterlandes, wie ehemahls. Der Gemeinsinn und die Liebe des teutschen Namens waren erstorben, die Eigenliebe und der Eigennutz waren an die Stelle getreten; und wo ein jeder nur an sich selbst denkt, da muß das Ganze den Geist und das Leben verlieren. Auf den Reichstagen wurde wenig Ersprießliches ausgemacht; die Fürsten kamen nicht mehr selbst, sondern schickten ihre Gesandten, und diese waren nur darauf bedacht, dem Vortheile ihres Herrn nichts zu vergeben. Sehr häufig wurden solche geschickt, die in dem römischen Rechte, welches jetzt fleißig studirt wurde, wohl erfahren waren; diese kamen mit fein ausgesponnener Rede, und hatten hundert Gründe, mit denen sie bewiesen, daß ihrem Fürsten oder ihrer Reichsstadt zu viel von der Last des Ganzen aufgebürdet sey. Man stritt darum, wer am wenigsten für das Wohl des Vaterlandes beizutragen brauche; und darüber konnte wohl nie das Rechte und Große zu Stande kommen. Auch fing das Uebel schon an, daß man nicht von Mund zu Mund mit einander redete, einfach, kurz und kräftig, sondern in weitlauftigen Schriften und Gegenschriften die Dinge verhandelte; an die Stelle der lebendigen Rede trat der todte Buchstabe. Und wenn man endlich glaubte, daß eine Sache zur Entscheidung gedrangt sey, so trat vielleicht ein Gesandter mit der Entschuldigung auf, daß er keine Verhaltungsbefehle mehr habe; und mit der Einholung neuer gingen wiederum Monate verloren. So kam es, daß von nun an fast auf keinem

Reichstage ein fester und bündiger Schluß gefaßt wurde; sondern immer verschob man den Ernst der Entscheidung auf eine neue Versammlung, und diese machte wiederum eine neue nöthig. — Wie anders war es und besser, als noch die Fürsten selber freien Angesichts einander gegenüber standen, und in einer Stunde herzlicher Unterredung mehr entschieden wurde, als später in Wochen und Monaten!

Der Kaiser konnte den Ernst in die öffentlichen Dinge nicht bringen; kaum konnte er sein Ansehn bei seinen eigenen Unterthanen behaupten. Der östreichische Adel erkühnte sich, seinem Landesherrn Fehdebriefe zuzuschicken; selbst die Stadt Wien empörte sich gegen ihn, und sein Bruder Albrecht hatte seine Freude an diesem Unfug, und schürte das Feuer immer stärker an. Es kam so weit, daß Kaiser Friedrich 1462 von seinen Unterthanen in der Burg zu Wien belagert wurde. Ein gemeiner Bürger, Holzer mit Namen, hatte sich an die Spitze der Aufrührer gestellt, und Herzog Albrecht kam selbst nach Wien, die Belagerung zu leiten; es ward ein Graben um die Burg gezogen und man beschoß sie.

Der Kaiser zeigte sich diesesmahl standhaft und entschlossen; er munterte seine kleine Besatzung von 400 Mann zur tapfersten Gegenwehr auf, und rief laut von der Mauer: „Diesen Ort wolle er vertheidigen, bis er sein Gottesacker werde!“

Solche Schmach ihres Kaisers konnten die teutschen Fürsten doch nicht gleichgültig ansehen; sie sammelten sich, ihn zu befreien; am schnellsten war der König Georg Podiebrad von Böhmen mit seiner Hülfe zur Stelle, machte den Kaiser frei und vermittelte den Frieden zwischen ihm und seinem Bruder.

Das Wichtigste in Friedrichs ganzer Regierung ist die Verbindung, die er mit dem burgundischen Hause knüpfte, und die den Grund zu der Größe Oestreichs gelegt hat.

**Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne**, war einer der reichsten und angesehensten Fürsten seiner Zeit. Er herrschte über die schönen Länder, welche an den Ausflüssen des Rheines und der Schelde liegen und mit dem gemeinschaftlichen Namen der Niederlande benannt werden, und ferner über die Grafschaft und das Herzogthum Burgund. Sein stolzer, hochstrebender Sinn stand jedoch nach noch größeren Dingen, vielleicht gar nach der Kaiserkrone, und deshalb sah er es gern, als Kaiser Friedrich III. seinen Sohn Maximilian mit seiner einzigen Tochter Maria, welche einst die Erbin der schönen burgundischen Länder wurde, zu vermählen wünschte. Als er aber merkte, daß der Kaiser die Nachfolge im Reich nicht zum Opfer bringen werde, verlangte er von ihm wenigstens den Königsnamen, und zu der Verhandlung dieser Dinge verabredeten beide eine Zusammenkunft nach Trier, im Jahre 1473. Der reiche Herzog erschien mit mehr als kaiserlicher Pracht, und Friedrich, welcher bei der Unordnung in seinen Erbländern fast immer Mangel litt, erschien neben ihm in gar ärmlicher Gestalt. Das mogte ihn verdrießen; vielleicht mißfiel ihm uberhaupt der stolze Sinn und das anmaßende Betragen des Herzogs; denn so sicher hielt dieser sich der Königswürde, daß er die Kleinodien zu seiner Krönung mit sich gebracht hatte, und schon Anstalten zu dem großen Feste machen ließ. Wie mußte er erschrocken seyn, als der Kaiser plötzlich, ohne ihn gekrönt zu haben, ja ohne Abschied zu nehmen, von Trier wieder abzog, mit d r kalten Entschuldigung, daß seine Gegenwart in Köln, wegen der Uneinigkeit des Erzbischofs und seines Kapitels, dringend nöthig sey. Voll Zornes und keinesweges zu der Heirath mit dem östreichischen Hause geneigt, verließ der Herzog gleichfalls Trier.

Dennoch war diese Zusammenkunft nicht ohne Folgen. Karl hatte bei dieser Gelegenheit den

jungen, ritterlichen Kaisersſohn, der in allen Leibesübungen ein Meiſter war, lieb gewonnen, und entwarf bei ſeiner Rückkunft das Bild deſſelben ſeiner Tochter mit den ſchönſten Farben; und ihr prägte es ſich ſo tief in's Herz, daß ſie, ohne Maximilian geſehen zu haben, von dieſer Zeit an eine ſtille Neigung für ihn hegte, und ſich ihm nachher, blos auf des Vaters Schilderung, in einem Briefe heimlich verlobte.

Der Streit des Erzbiſchofs Ruprecht von Köln mit ſeinem Domkapitel war zu ſolcher Höhe gediehen, daß dieſes ſeinen Sitz in der Stadt Neuß genommen hatte und ihm offenbar widerſtand; der Erzbiſchof ſuchte Hülfe bei Karl dem Kühnen, und dieſer, der ſolche Gelegenheit gern ergriff und ſich vielleicht ſchon im Geiſte als Fürſten des Rheinſtromes betrachtete, rückte mit einem Heere von 60,000 Mann vor Neuß. Die Stadt aber vertheidigte ſich mit äußerſter Tapferkeit und großem Ruhme; eilf Monate lag der Herzog davor, machte 56 vergebliche Stürme, und verlor über 15,000 Menſchen, und endlich mußte er noch zufrieden ſeyn, durch Vermittlung des päpſtlichen Legaten einen Vergleich zu ſchließen, welcher ihm, wenn auch keinen Vortheil, doch wenigſtens keine Unehre brachte. Neuß wurde ihm übergeben, aber nur zum Scheine: denn noch an demſelbigen Tage zog er wieder aus und gab die Stadt in die Hände des päpſtlichen Legaten, der ſie bis zur ausgemachten Sache zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Kapitel bewahren ſollte.

Der unruhige Herzog wandte ſich bald darauf gegen den Herzog Renatus von Lothringen, deſſen Land er gern mit dem ſeinigen vereinigt hätte. Er eroberte die Hauptſtadt Nancy und wollte nun ſeine Waffen gegen die Schweizer kehren, damit ſein Reich von den Quellen des Rheines bis an ſeine Mündung mächtig hinabliefe. Vergebens ſtellten ihm die Schweizer vor, daß ihr ganzes Land nicht ſo viel werth ſey, als das Geſchirr ſeiner Pferde; er fiel in die Schweiz ein

und hielt sich des Sieges schon so gewiß, daß er die schweizerische Besatzung von Granson, das er eingenommen, an den Bäumen aufknüpfen ließ. Da rückten ihm die Schweizer entgegen und nahmen schwere Rache für diese That; sie schlugen sein Heer in blutiger Schlacht und erbeuteten sein ganzes, mit Schätzen angefülltes, Lager. Voll Zornes rüstete er ein neues Heer und zog in demselben Jahre 1476 noch einmahl gegen sie. Bei Murten trafen die Heere auf einander. Hans von Hallwyl, der die Eidgenossen führte, ließ sie vor der Schlacht knieend ihr Gebet verrichten, wie ihre Väter zu thun gewohnt waren; und während sie beteten, öffnete sich das Gewölk, was bis dahin den Himmel mit grauer Decke überzogen hatte, und ein heller Sonnenstrahl fiel auf die Betenden. Er erschien ihnen als ein Bote des Himmels und ein sicheres Unterpfand des Sieges, und mit solcher Zuversicht griffen sie den Feind an, daß er nicht zu widerstehen vermogte. Bald bedeckten 20,000 erschlagene Burgunder das Schlachtfeld. Ihre Gebeine wurden gesammelt und in dem Beinhause bei Murten aufbewahrt, mit der Ueberschrift: „Dieses hat das Kriegsheer des mächtigen Herzogs von Burgund hinterlassen."

Im folgenden Jahre 1477 kam es zu einer neuen Schlacht bei Nancy, in welcher der kriegerische Herzog endlich seines Lebens Ziel fand. Das vereinigte Heer der Franzosen, Lothringer und Schweizer schlug das seinige gänzlich in die Flucht; und er selbst, der sich im Getümmel der Schlacht verloren hatte, wurde erst spät am anderen Tage, fast unkenntlich, unter den Erschlagenen gefunden.

Sein Tod gab dem schlauen französischen Könige Ludwig XI. Hoffnung, neue, herrliche Länder zu erwerben; er wandte alle Mittel an, die burgundische Erbtochter Maria für seinen ältesten Sohn zu gewinnen: allein die Niederländer hatten einen heftigen Widerwillen gegen alles Französische; und als nun Kaiser Friedrichs Gesandte

kamen, und zu Aller Erstaunen einen eigenhändigen Brief und einen Ring vorzeigten, welche Maria dem Erzherzog Maximilian geschickt hatte, freute sich das Volk, und Maria erklärte offen und frei: „Ihn habe sie sich in ihrem Gemüthe auserkohren, ihn wolle sie auch zum Gemahle haben und keinen andern." — Darauf machte sich Maximilian selbst auf den Weg nach den Niederlanden und vermählte sich mit der Maria von Burgund. Er fand bald Gelegenheit, seine Tapferkeit und seine Einsicht den neuen Unterthanen in den Kämpfen gegen den französischen König zu bewahren; denn dieser, der den jungen Fürsten für einen unbedeutenden Gegner hielt, und auf seine Uebermacht vertraute, hatte verschiedene Theile des burgundischen Landes mit Gewalt der Waffen an sich gerissen. Maximilian aber bot ihm tapfer die Spitze, schlug den habsüchtigen Feind bei Guinegast 1479, und würde ihm sicher alle Theile der burgundischen Erbschaft wieder abgewonnen haben, wenn nicht im Jahre 1482 seine geliebte Gattin Maria gestorben wäre. Da erkaltete der Eifer der Niederländer zu dem langwierigen Kriege, und Maximilian mußte das eigentliche Herzogthum Burgund in den Händen der Franzosen lassen.

In diesen Kämpfen konnte der Kaiser Friedrich dem Sohne keine Unterstützung gewähren; er war in seinen eigenen Erbländern hart bedrängt, theils durch die Türken, welche bis in Kärnthen und Krain, ja bis in's Salzburgische streiften, theils durch den König Matthias von Ungarn. Dieser eroberte sogar Wien, und das teutsche Reich, in der Erschlaffung alles Gefühles für die gemeinsame Ehre, konnte erst nach vielen vergeblichen Bemühungen zu einiger Anstrengung für seinen Kaiser gebracht werden. Nur wenige Jahre vor Friedrichs Tode wurde König Matthias durch einen Vergleich zur Herausgabe der östreichischen Länder verpflichtet. Diese letzten Jahre waren die besten in des Kaisers ganzem Leben, und gewährten ihm für viele Mühseligkeiten eine Ruhe, welche er

durch seinen treuen, guten Willen vollkommen verdient hatte. Er starb den 19. August 1493, nach einer 54jährigen Regierung.

---

## 84. Maximilian I. 1493—1519.

Europa war in dem abgelaufenen Jahrhunderte zu großen Veränderungen reif geworden, welche, wenn sie einmahl ihre Folgen ganz entfalteten, den Zustand der Völker völlig umgestalten mußten. Die Erfindung des Schießpulvers hatte schon angefangen, die Kriegskunst so zu verwandeln, daß das Ritterthum, welches Jahrhunderte lang das Mittelalter beherrscht hatte, sich zu seinem Ende neigte; die Buchdruckerkunst hatte ein neues Mittel der Gedankenmittheilung erschaffen, durch welches die Geister, von Einem Ende Europa's bis zum andern mit Blitzesschnelligkeit bewegt werden konnten; die Entdeckung eines neuen Welttheiles und des Seeweges nach Ostindien veränderte den bisherigen Gang des Welthandels, und gab die große Kraft, die dadurch gewonnen ward, Völkern, welche bis dahin in der Reihe der übrigen noch wenig genannt waren; die Politik oder Staatskunst endlich, die jetzt aufkam, und vorzüglich von Frankreich und Italien ausging, war ganz neuer Art. Sie gab die Treue des Wortes gegen den Vortheil hin, und dieser wurde von nun an das Grundgesetz in den Verbindungen, wie in den Feindschaften der Staaten, so daß in den Verhältnissen der Völker unter einander ein anderes Sittengesetz zu herrschen schien, als das, welches zwischen den einzelnen Menschen gilt, oder vielmehr, daß gar keines galt.

In solcher Zeit der Gährungen und neuen Geburten kann man von dem Kaiser Maximilian sagen, daß er wie ein ehrwürdiges Bild der alten Zeit zwischen den neuen Gestalten dastand,

indem sich in ihm noch einmahl, und zuletzt, das Ritterthum in seiner ganzen Herrlichkeit darstellte. Wie dieses in seinen großen Zügen eben so erhaben als liebenswürdig war, so vereinigte auch Maximilian Kühnheit, Ernst und Hoheit der Seele mit kindlicher Milde: und wie die warme Einbildungskraft des Mittelalters zu den wunderbarsten, außer aller gewohnten Bahn liegenden Wagnissen trieb; so ist auch in Maximilians Unternehmungen das ritterlich Kühne, Schwärmerische, oft Abenteuerliche vorherrschend. Es zeigt sich in dem Großen, wie in dem Kleinen. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war die Gemsenjagd, weil sie die kühnste war, und dabei wagte er sich oft an so gefährliche Stellen, daß seine Freunde für sein Leben zitterten; und eben so scherzte er mit der Gefahr sowohl in den Kampfspielen, in welchen er mit eigener Hand Löwen bezwang, als in dem Ernste der Schlacht, wo mancher Gegner vor ihm erliegen mußte.

Gleich das erste Auftreten des großen Kaisers gleicht dem Beginn einer Ritterdichtung. Liebe und Ehre rufen ihn noch als Jüngling auf den Kampfplatz, und er besteht den Streit gegen den schlauen, in allen Listen geübten König Ludwig XI. auf die ehrenvollste Weise. Allein im Verlaufe des Lebens gelingt ihm nicht Alles, wie dieses Erste. Die Zeit war vorüber, wo ein kühnes, ritterliches Wagen den glücklichen Erfolg an sich riß. Statt, wie in alter Zeit, mit den rasch aufgebotenen Vasallen einen Ritt in Feindes Land zu thun, Gefangene niederzuwerfen und nach ehrenvoller Beendigung der Fehde bald heimzukehren, mußte man jetzt besoldete Heereshaufen halten; es war nicht mehr allein das Uebergewicht des Geistes und der persönlichen Kraft, welches große Unternehmungen gelingen machte, sondern der Reichthum an äußeren Hülfsmitteln entschied das meiste; und der tapfere, hochherzige Kaiser, der in einer früheren Zeit gleich den herrlichsten seiner Vorgänger in Europa gewaltet haben würde, stand nun aus

Mangel äußerer Hülfsquellen in Absicht des Gelingens hinter den schlauen, kalt berechnenden Königen von Frankreich und Spanien zurück. Er wußte die Bedeutung der äußeren Mittel nicht, wie sie, zu berechnen; er verschwendete große Summen, und im entscheidenden Augenblicke fehlten sie alsdann, und seine Heere gingen auseinander.

Diese Bemerkungen geben den Aufschluß über Maximilians Leben, und erklären den Widerspruch, in welchem er gegen sein Zeitalter stand. Uebrigens verfolgte er, eingedenk der alten, ehrwürdigen Bedeutung der Kaiserwürde, das große Ziel, Recht, Frieden und Ordnung in Europa möglichst aufrecht zu halten; und zwar weniger durch die Gewalt der Waffen, als auf dem Wege der Einsicht und der Vernunft; ferner, das Ansehn der Kirche zu schützen; und endlich, die gesammte Kraft der christlichen Völker gegen den allgemeinen Feind, die Türken, zu richten. Und in der That gelang es ihm auch, der Kaiserwürde wiederum mehr Ansehn zu verschaffen, als sie seit Jahrhunderten besessen hatte, obwohl die übrigen Bestrebungen mit geringem Erfolge gekrönt waren.

Seine Hauptkraft mußte er gegen Italien wenden. Hier verfolgten die französischen Könige immer eifriger den Gedanken, das in sich uneinige Land der kaiserlichen Oberlehnsherrlichkeit zu entziehen, und wo möglich sich zu unterwerfen. Daher suchte Karl VIII. alte Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel hervor, wo eine Nebenlinie des spanisch-arragonischen Stammes regierte, rückte schnell mit einem geworbenen Heere in Italien ein, und eroberte 1495 in kurzer Zeit Neapel. Große Wirkung thaten dabei die metallenen Kanonen, welche durch Pferde gezogen dem Heere folgten, da man bis dahin fast nur schwere, eiserne gekannt hatte, welche bei Belagerungen gebraucht wurden.

Sobald sich indeß die Italiener von dem ersten Schrecken erholt hatten, vereinigten sich Freunde und Feinde gegen die Franzosen; auch der Kaiser,

der Papst und König Ferdinand der Katholische von Arragonien versprachen ihre Hülfe und der französische König sah sich gezwungen, seine Eroberung eben so schnell wieder aufzugeben, als er sie gemacht hatte. Bei dieser Gelegenheit verabredete auch Kaiser Maximilian die höchst wichtige Heirath seines Sohnes Philipp, des Besitzers der Niederlande, mit der spanischen Königstochter Johanna. Diesen Philipp hatte ihm seine geliebte Maria von Burgund geboren, und aus dessen Ehe mit der spanischen Johanna stammte der nachherige Kaiser Karl V. her, welcher halb Europa unter seiner Herrschaft vereinigte.

Die Franzosen ließen sich indeß durch den ersten mißlungenen Versuch auf Italien nicht abschrecken, neue zu machen. Der Nachfolger Karls VIII, König Ludwig XII, wollte Mayland unter seine Herrschaft bringen, da es mit Neapel nicht geglückt war. Er gründete seine Ansprüche auf Familienverträge mit dem Hause Visconti, und griff den damaligen Herzog, Ludwig Moro, feindlich an. Mit Hülfe der Venetianer, denen er einen Theil der Beute versprach, eroberte er das Herzogthum bald im Jahre 1500, und der unglückliche Herzog mußte, nach zehnjähriger Gefangenschaft, sein Leben in einem Kerker in Frankreich beschließen. Jetzt richtete der König seine Blicke von Neuem auf Neapel, verband sich mit Ferdinand von Arragonien, und beide theilten das Land, welches keinem gebührte. Bei dieser Gelegenheit mußte Ludwig aber erfahren, wie der Schlaue durch den noch Schlauern betrogen wird; der spanische König wußte durch seinen Heerführer Gonsalo von Corduba die Franzosen bald wieder aus dem Neapolitanischen zu vertreiben und behielt das Königreich für sich.

Der Kaiser hätte ein solches Schalten anderer Völker in Italien nicht dulden müssen; das unglückliche Land, welches sich nicht selbstständig zu erhalten wußte, sollte wenigstens durch kaiserlichen Schutz vor solcher Willkühr der Fremden bewahrt

werden; und Maximilian hätte gern die alten Rechte der Lehnshoheit behauptet; allein das teutsche Reich unterstützte ihn nicht, seine Macht war zu gering, er mußte es geschehen lassen, daß der König Ludwig im Besitze Maylands blieb und zufrieden seyn, als er doch in sofern die kaiserliche Würde ehrte, daß er das Herzogthum als Lehn des Reiches annahm.

In Italien war um diese Zeit kein Staat blühender, als der der Venetianer. Durch ihren ausgebreiteten Handel hatten sie unermeßliche Reichthümer erworben, ein großer Theil von Oberitalien war ihnen nach und nach unterthan geworden, und sie strebten nach immer größeren Dingen. Allein ihr Uebermuth erregte den Haß ihrer mächtigen Nachbaren, welche noch dazu auf verschiedene Theile ihres Gebietes Ansprüche machten; das meiste, was sie in Oberitalien außer ihrem alten Lande besaßen, hatte ehemals zum Reiche, andere Stücke hatten zum Kirchenstaate gehört; in Unteritalien hatten sie Orte an sich gerissen, auf welche Ferdinand der Katholische, als König von Neapel, gerechte Ansprüche hatte; Frankreich endlich hätte gern ihre zunächst an Mayland gränzenden Orte an sich genommen. Daher entstand 1508 die berühmte Verbindung zwischen Spanien, Frankreich, dem Papst Julius II. und dem Kaiser gegen die Republik Venedig, welche man die Ligue von Cambray nennt, und die den, wenn auch reichen, doch gegen solche Macht unbedeutenden, Freistaat augenblicklich erdrücken zu müssen schien. Allein, wie diese Verbindung die erste große dieser Art ist, welche in der Geschichte der neuern europäischen Staaten vorkömmt, so ist sie auch in sofern das Vorbild der meisten folgenden, und ein Spiegel der Bodenlosigkeit der gewöhnlichen neueren Staatskunst, daß sie, auf Eigennutz und Selbstsucht gegründet, ohne einen festen Anker in der sittlichen Würde der Völker zu haben, sich wie ein leerer Hauch wiederum auflösete, als die Karten des Vortheils sich anders

mischten, und daß sie zum Gespött vor ganz Europa wurde. Denn die schlauen Republikaner wußten die Verbündeten durch Vorspiegelungen des Eigennutzes bald so zu trennen, daß diejenigen unter einander feind wurden, die vorher Freunde waren, und daß sie selbst am Ende unverletzt aus dem Kampfe gegen die mächtigsten Fürsten hervorgingen.

Von dem Kaiser Maximilian rühmt die Geschichte, daß er es am treuesten mit seinen Bundesgenossen meinte und auf die Ehre seines Wortes hielt. — Zuerst nemlich war Ludwig XII. am schnellsten auf dem Kampfplatze, im J. 1509, und eroberte in wenigen Wochen alles, was ihm die Ligue als Theil der Beute zugesprochen hatte; und als auch Maximilian mit seinem Heere anrückte und einen Ort nach dem andern einnahm, flehten die Venetianer um Friede bei ihm und boten die Herausgabe alles dessen an, was sie je dem östreichischen Hause oder dem Reiche entzogen hätten, so daß er Gelegenheit hatte, einen sehr vortheihaften Vertrag mit ihnen zu schließen. Er that es aber nicht, weil sich die Verbündeten feierlich verpflichtet hatten, nur gemeinschaftlich den Frieden zu bewilligen. So gewissenhaft dachten die übrigen nicht. Ferdinand der Katholische, da er seine Orte in Unteritalien inne hatte, nahm nicht weiter Theil an dem Kampfe, und der Papst Julius II. verließ sogar die Ligue, aus Haß gegen die Franzosen, und verband sich mit den Venetianern; dasselbe that nach einiger Zeit Ferdinand, und die dreie nannten ihren Bund den heiligen Bund. Die Franzosen wurden aus Mayland vertrieben. Da wandten sie schnell ihre Politik um, weil sich die erste Berechnung als falsch gezeigt hatte, und schlossen mit ihren bisherigen Feinden, den Venetianern, einen Bund; und Spanien verband sich dagegen mit dem Kaiser und dem König Heinrich VIII. von England gegen die beiden. In dem Raume weniger Jahre hatte also Freundschaft der Feindschaft und diese wiederum jener Platz

gemacht; Spanien war zum Beispiel erst feindlich, dann verbündet, und nun wieder feindlich gegen Venedig; und in dem ganzen gehaltlosen Spiele zeigte sich, daß die List als Weisheit galt, und die Stimme des Gemüthes für nichts geachtet wurde.

Den Franzosen half auch die neue Berechnung diesesmahl nicht; sie wurden mit Hülfe der Schweizer ganz aus Italien herausgeschlagen, und da sie auch in ihrem eigenen Lande durch den Kaiser und die Engländer hart gedrängt wurden, mußten sie ihre Ansprüche auf Mayland auf eine gelegenere Zeit verschieben. Maximilian gab es als Reichslehen dem Franz Sforza, dem Sohne des Ludwig Moro.

Aber auch dieser besaß es nicht lange. Als Ludwig XII. im J. 1515 starb, folgte ihm der jugendlich kühne und ehrgeizige Franz I. auf dem französischen Throne; und um seine Regierung mit einer glänzenden That zu beginnen, brach er schnell mit einem Heere nach Italien auf und eroberte Mayland wieder. Die Schweizer, welche der Stadt zu Hülfe kamen und sich unvorsichtig in ein Treffen einließen, wurden bei Marignano nach zwei heißen Tagen besiegt. Es war die erste Schlacht, die sie gänzlich verloren. Das französische Geschütz und die teutschen Lanzknechte, die im französischen Solde dienten, und von nun an als das beste Fußvolk galten, gewannen den Sieg. Der Kaiser Maximilian zog zwar im folgenden Jahre nach Italien und belagerte Mayland, allein sein Alter und so viele mißlungene Bestrebungen machten ihn zum Frieden geneigt; überdies schmolz sein Heer aus Mangel des Soldes schnell zusammen; er überließ in dem Vergleiche zu Brüssel 1516 das Herzogthum Mayland dem französischen Könige.

So endigte sich nach vielfachem Wechsel der Streit in Italien, auf welchen Maximilian seine beste Kraft hatte verwenden müssen. Er hatte ihn auch abgehalten, der Richtung zu folgen, nach welcher ihn sein ritterliches Gemüth vorzüglich trieb, nemlich die Türken zu bekriegen und wo möglich,

aus Europa zu vertreiben. Dieser Lieblingswunsch schwebte ihm stets vor der Seele, allein die kleinlich und eigensüchtig bewegte Zeit war solchen Gedanken nicht günstig.

Von den übrigen äußeren Veranstaltungen des Kaisers ist am merkwürdigsten die Erneuerung der schon bestehenden Verbindung mit Ungarn und Böhmen. Er hatte von seinem Sohne Philipp, der früher gestorben war, und der spanischen Johanna zwei Großsöhne, die nachherigen Kaiser Karl V. und Ferdinand I; diesen letzteren vermählte er 1515 mit der Tochter des ungarischen Königs Wladislaw und legte dadurch den Grund zu der unmittelbaren Vereinigung Ungarns und Böhmens mit den östreichischen Ländern.

## Der ewige Landfriede. 1495.

Für das teutsche Reich ist Maximilian durch viele Einrichtungen ein Wohlthäter gewesen, und wir berühren damit zuletzt noch seine Wirksamkeit im Innern und als Gesetzgeber. Sein großer Sinn erkannte das dringende Bedürfniß einer gesetzlichen Ordnung in Teutschland. Schon sein Vater Friedrich hatte an ihrer Einführung gearbeitet, allein die Verwilderung der Zeit und seine eigene Schwäche hatten ihm nicht vergönnt, das Werk zu Stande zu bringen. Maximilian nun nahm sich desselben so ernstlich an, daß er auf dem Reichstage zu Worms 1495 zwei Tage ununterbrochen selbst daran arbeitete, und so wurde der schon oft angeordnete Landfriede auf ewige Zeiten gesetzlich gemacht, und zu seiner Behauptung ein beständiges Reichskammergericht eingesetzt, welches die Streitigkeiten zwischen den Reichsständen schlichten sollte, die sonst gewöhnlich durch die Gewalt der Waffen entschieden wurden. Wenn der Mißbrauch der Gewalt gründlich aufgehoben werden sollte, so mußte das Gesetz in seine volle Geltung und Kraft zurücktreten, und ein höchstes Gericht da seyn, welchem sich auch die Fürsten des Reichs

unterwarfen. Das Kammergericht sollte aus einem Kammerrichter, der die Stelle des Kaisers vertrat, vier Vorsitzern nnd fünfzig Beisitzern bestehen, und der Kaiser selbst setzte es, nach Vollendung des Wormser Reichstages, in Frankfurth ein, und übergab dem Grafen Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab. (Von Frankfurth wurde das Gericht später nach Speier und von da 1693 nach Wetzlar verlegt.)

Von diesem Jahre 1495 kann also die Zeit des Faustrechts als beendigt angesehen werden; denn obgleich auch nachher noch einzelne Fehden vorkommen, so sind sie doch nur als seltene Ausnahmen zu betrachten, statt daß früher die Selbsthülfe das gewöhnliche war; die Herrschaft des Rechtes hatte die Oberhand gewonnen. Wenn wir die unübersehbar wichtigen Folgen dieser Wendung der Dinge für die mittleren und niederen Stände des Volkes bedenken, von denen die Geschichte zu allen Zeiten so wenig kennt, weil ihr Leben von einem Tage zum andern fast unbemerkt abläuft, so müssen wir dieses Jahr als eines der wichtigsten unserer Geschichte, und den Kaiser Maximilian als einen der größten Wohlthäter unseres Volkes anerkennen.

Zur besseren Handhabung der Ordnung, und damit besonders die Sprüche des Kammergerichts durch eine bestimmte Macht in jedem Theile des Reiches ausgeführt würden, wurde ganz Teutschland im J. 1512 in zehn Kreise getheilt, deren jeder als ein geschlossenes Ganze angesehen wurde und seine bestimmte Anordnung der friedlichen und kriegerischen Geschäfte hatte.

Außer diesen Einrichtungen verdankt das Vaterland dem Kaiser Marimilian eine neue, vollkommnere Kriegsordnung, durch Eintheilung der Heereshaufen, und endlich die Einführung des Postwesens.

Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 bemühte

er sich noch angelegentlich, seinen Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, zum römischen König wählen zu lassen; sein Wunsch wurde aber damahls nicht erfüllt, weil der Papst und ein Theil der Churfürsten Bedenklichkeiten wegen der zu großen Macht des vorgeschlagenen Königs hatten. Mißmuthig und kränkelnd reiste Maximilian ab und starb noch auf der Reise zu Wels in Oberöstreich, den 12. Januar 1519. — Es wird erzählt, daß er schon seit einigen Jahren seinen Sarg mit sich geführt habe. Gleichwie er dem Tode in früherer Zeit, in dem kräftigen Muthe des Lebens und der Jugend, oft getrotzt hatte, so lebte er in den letzten Jahren aus religiösem Ernste mit ihm vertraut.

## 85. Das Ende des Mittelalters.

Es ist schon im vorigen Kapitel der wichtigen Veränderungen gedacht worden, welchen unser Volk in den letzten Jahrhunderten entgegengereift war. Mit Maximilian, als seinem letzten Vertreter, war das Mittelalter abgelaufen; eine neue Zeit, die schon lange im Keimen war, trat immer bestimmter in's Daseyn ein. Wir wollen noch einen Blick auf die Zeichen zurückwerfen, welche das Neue verkündigten, und auf die großen Erfindungen, welche am meisten dazu mitgewirkt haben.

**Erfindung des Schießpulvers. Adel. Kriegswesen.** — Wo und wann das Schießpulver zuerst erfunden ist, kann nicht genau bestimmt werden; es ist wahrscheinlich, daß die Chinesen es schon sehr früh gekannt haben, daß es von ihnen zu den Arabern und durch diese nach Europa gebracht ist. Allein es wurde noch nicht zum Kriege gebraucht, und kann also vorher auch eigentlich noch nicht Schießpulver genannt

werden. Als solches findet es sich erst nach dem Jahre 1350 im Gebrauch, und man schreibt diese Erfindung einem teutschen Mönche Berthold Schwarz zu. Er hatte, so erzählt man, eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörser zerrieben, es kam zufällig ein Funken hinein, die Masse entzündete sich und warf den Stein, mit welchem er gerieben hatte, mit großer Gewalt in die Höhe. Dieser Zufall leitete auf den Gedanken, große metallene Mörser für den Gebrauch im Kriege zu verfertigen, aus denen man schwere Kugeln gegen eine feindliche Stadt schleudern könnte, und so wurde das schwere Geschütz erfunden, dessen Gebrauch schon um das Jahr 1400 ziemlich allgemein war. Das kleine Geschütz oder die Handbüchsen, die ein einzelner Mensch mit sich fortträgt, erfand man etwas später; doch wird derselben schon in einer Urkunde vom Jahre 1381 Erwähnung gethan, indem nemlich die Stadt Augsburg zu dem Kriege der Städte gegen den Adel dreißig Büchsenschützen zu stellen sich verpflichtete. *)

Durch diese neuerfundenen Waffen mußte die ganze Gestalt und Weise des Krieges umgewandelt werden. In der alten Zeit wurde der Kampf fast nur in der Nähe geführt, Mann gegen Mann, mit Lanze und Schwerdt; die persönliche Kraft, Uebung, Gewandheit und der Muth der Brust gaben die Entscheidung. Falls nicht eines der Heere aus Feigheit früh floh, so war die

---

*) Diese Büchsen waren einfache Röhren, welche eben so wie die Kanonen durch eine Lunte angezündet wurden. Weil das aber langsam und mühselig war, und besonders das genaue Zielen verhinderte, so erfand der teutsche Scharfsinn im J. 1551 zu Nürnberg das teutsche Feuerschloß, an welchem der zündende Funke durch ein umlaufendes stählernes Rad, welches gegen den Kiesel im Hahne anschlug, hervorgebracht wurde; und später wurde diese Erfindung in Frankreich zu dem jetzigen Flintenschloß vervollkommnet.

Schlacht nur entschieden, wenn der Kampfplatz mit einem großen Theile der fechtenden Krieger bedeckt lag; die Schlachten waren blutiger, aber entscheidender. Nachdem nun aber der Kampf aus der Ferne die Hauptsache wurde, und der Einzelne seinem Gegner nicht mehr in's Auge sah, sondern dem Zufall überlassen mußte, ob seine Kugel das Schicksal des Tages entscheiden helfe, oder ohne Wirkung im leeren Raume sich verliere; da er sich immer mehr als ein Werkzeug der Berechnung des Heerführers hingeben mußte, und des Letzteren Kunst und Verstand als die Quelle der Entscheidung zu gelten anfing; — da mußte der Geist des Ritterthums durch die neue Kriegsweise vernichtet werden. Jenes stützte sich auf die höchstmögliche Ausbildung der persönlichen Kraft, und sie gab dem Einzelnen solches Uebergewicht, daß ein ganzer Haufe gemeiner Fußknechte gegen den überall geharnischten Mann auf seinem gepanzerten Streitrosse nicht zu bestehen vermogte; nun aber konnte der feigste Mann den tapfersten Ritter mit seiner Büchse aus der Ferne erlegen. — Mit äußerster Erbitterung des Gemüthes eiferte lange Zeit der Adel gegen die neue, heimtückische, unehrliche Waffe; endlich, da sie die Oberhand gewonnen hatte, zog er sich immer mehr vom Kriegswesen zurück.

Doch ging auch diese Veränderung nicht schnell vor sich. Noch lange nach Erfindung des Schießgewehrs, da die Schützen nur noch einen kleinen Theil des Heeres ausmachten, und das grobe Geschütz nur bei Belagerungen gebraucht wurde, blieb der geharnischte Reuterhaufen der Kern der Heere und erhielt sich der Adel in seiner kriegerischen Erziehung. Die Turniere blieben seine Hauptfeste, wo der Jungling schon früh mit der Gefahr spielen lernte. Noch in dem fünfzehnten Jahrhundert findet sich fast kein teutsches fürstliches Geschlecht, welches nicht eins seiner Glieder bei solchen Kampfspielen verloren hätte; denn die Scharfrennen, da man mit scharfer Lanze gegen einander

rannte, waren höchst gefährlich. Dennoch wird von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den man wegen seiner herrlichen Heldenkraft den teutschen Achilles nannte, erzählt, er habe bis siebenzehnmahl scharf gerennt; und selbst der Kaiser Maximilian hat es mehreremahle gewagt. — Die Waffenspiele waren noch so hoch in Ehren, daß vorzüglich starke und geübte Ritter wohl zu den Festen anderer Völker zogen, um für den Waffenruhm ihrer Nation zu streiten. So erzählt man, wie auf dem Reichstage zu Worms 1495 ein französischer Ritter, Claudius Barre, erschienen sey und die ganze teutsche Nation zur Probe der Waffen herausgefordert habe. Kaiser Maximilian ließ sich das Recht, für die Ehre seines Volkes zu streiten, nicht nehmen, und setzte den fremden Ritter selbst in den Sand.

So wie dieser Kaiser der letzte der eigentlich ritterlichen Kaiser ist, und wie sein Zeitalter überhaupt das Mittelalter beschließt, so erscheint in einigen seiner Zeitgenossen, wie z. B. in Göz von Berlichingen und Franz von Sickingen, noch einmahl der Kampf der alten Herrlichkeit ihres Standes gegen den gewaltigen Wechsel der Zeiten, — bis sie erliegen.

Die Umwandlung des ganzen Kriegswesens war indeß immer entschiedener geworden. An die Stelle der alten Lehnsheere waren die Soldtruppen gekommen, und damit das ganze, volle Uebel der Absonderung des kriegerischen Standes von dem Bürger eingetreten. In älterer Zeit war der Vogt, der die Rechtspflege und die bürgerliche Ordnung in einem Bezirke verwaltete, zugleich der Befehlshaber der Stadt und Burg und der Anführer im Felde; eben so die Räthe und Hofbeamten der Fürsten; die Geschäfte des Lebens standen im Einklange und wurden mit den gleichen Geisteskräften geführt. Jezt trennte man sie, und der Kriegsdienst wurde ein Gewerbe.

Das schlimmste dabei war, daß die Fürsten

die im Kriege gehaltenen Söldner im Frieden nicht beibehalten konnten; da wurden sie dann, weil sie weder Lust noch Fähigkeit hatten, zu bürgerlichen Geschäften zurückzukehren, eine Plage der Länder. Bitter klagt darüber die Chronik des Sebastian Frank. „Die verderblichen Lanzknechte, sagt sie, sind niemand nütz Volk, das ungefordert, ungesucht umlauft, Krieg und Unglück sucht und nachläuft. Ein unchristlich und verloren Volk, dessen Handwerk ist, Morden, Rauben, Brennen, Spielen, Gotteslästern, freiwillig Wittwen und Waisen machen, ja das sich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit jedermanns Schaden nähret und innerhalb und außerhalb des Krieges die Landleute plaget. Die Sach ist leider dahin gekommen, daß ein jeder Lanzknecht sich stellt, als habe er einen Eid geschworen, sobald er einmahl den Spieß auf die Achsel nehme, so wolle er sein Tag keine Arbeit weiter thun. — Ehemahls kriegte ein jeder Fürst mit seinem eigen Volk, so er Anstöße hatt; jetzt, da man dieß unnütz Volk also feil findet, geht es nun mit viel Tausend zu, will ein jeder über den andern mit der Viele und Stärke der Rüstung seyn, und kost ein Krieg jetzt wohl mehr, bis man anfahet, und mit diesem Gesind hinausrüstet, als dort bis man vollendet. Wenn dies Volk nicht wäre, so wären viel geringer Krieg, und müßte oft ein Fürst mit so viel Hundert kriegen, als jetzt mit Tausend, und sollt dennoch mehr ausrichten. Denn dieses Volk und Schadenfroh hängt immer eins an's ander, daß sich der Krieg verlängere, und wäre ihm leid, wenn es recht zuginge und Fried würde. Damit wird dann das Land erschöpft, daß schier kein Fürst noch Bauer Geld mehr hat." — Ganz bestimmt und ehrenvoll unterscheidet dieselbe Chronik von diesen Miethstruppen, welche einem jeden dienten, der ihnen Sold gab, die Krieger, welche nur für ihr Vaterland fochten. „Die Unterthanen, sagt sie, die aus Noth des Gehorsams von ihrem Herrn zum Kriege aufgefordert werden, und so sie vollenden,

wieder niedersetzen an ihre Arbeit, nenne ich nicht Lanzknecht, sondern gehorsame Kriegsknecht."—

Von dem wichtigen Einflusse jener gemietheten Haufen auf die Geschichte der europäischen Staaten, werden die nächsten Jahrhunderte zeugen.

Erfindung der Buchdruckerkunst. — Eben so wichtig, als die Erfindung des Schießpulvers für den Krieg, war die Buchdruckerkunst für alle Geschäfte des Friedens. Auch sie ist ein Werk des teutschen Scharfsinns, und nicht etwa durch Gunst des Zufalls, sondern durch die bewußte Richtung des Nachdenkens gefunden und von Stufe zu Stufe weiter ausgebildet.

Man hatte schon früher, nach dem Muster kleiner Bilder, die man in Holz ausschnitt und abdruckte, auch die Buchstaben nachgeschnitten, dann eine ganze Seite eines Buches und endlich ganze Bücher, indem man eine jede Seite derselben auf einer besonderen Holztafel nachbildete. Obgleich dieses viel mühsamer war, als das Abschreiben, so konnte man dafür auch mit diesen Tafeln ein Buch viele hundert Mahle abdrucken und so den Lohn der mühseligen Arbeit gewinnen. Dennoch mußte sie noch um Vieles erleichtert werden können; so dachte Johann Guttenberg, aus einem alten adlichen Geschlechte, 1401 zu Mainz geboren, und wandte die ganze Kraft seines Geistes auf die Verfolgung des Gedankens, die Buchstaben einzeln, von gleicher Größe, auf der Spitze hölzerner Stäbchen auszuschneiden, diese zu Wörtern zusammenzusetzen, abzudrucken, wieder auseinander zu nehmen, und dann zu der Bildung der folgenden Seite von Neuem zu benutzen. Nach vielfachen Versuchen gelang ihm das Werk. Er verband sich mit einigen andern Männern seiner Vaterstadt, dem Goldschmidt Johann Faust und dem Geistlichen Peter Schöffer aus Gernsheim; und diese Gesellschaft bildete die Erfindung durch das Hinzufugen der noch fehlenden Dinge, der eigenthümlichen Mischung von Metallen zu den Lettern, der Presse, der Druckerschwärze, zu der nöthigen Vollkommenheit aus, um den Druck ei-

nes Buches zu beginnen. Man machte den Anfang mit der Bibel. Aber der wahre Erfinder genoß die Frucht seiner Arbeit nicht, die er so wohl verdient hatte; der Goldschmidt Faust, welcher ihm Geld vorgeschossen, nachdem er sein ganzes Vermögen auf die Versuche seiner Kunst verwendet hatte, ließ ihm all seine Geräthschaften durch einen gerichtlichen Spruch abnehmen und schloß ihn von der Unternehmung aus. Der Erfinder der wichtigsten Kunst der neueren Zeiten mußte durch die Wohlthaten des Churfürsten von Mainz sein Leben fristen und starb 1486.

Im J. 1457 wurde durch Faust und seine Gehülfen das erste Buch, die lateinischen Psalmen, vollendet, und bald darauf eine ganze Bibel. So großer Unterschied war schon damahls in dem Preise eines solchen Werkes gegen die Kosten des Abschreibens, daß eine Bibel, die man abgeschrieben um 4—500 Goldgulden kaufte, gedruckt für 30 gegeben wurde; und dennoch war dieser Preis noch ohne Vergleich höher, als wir ihn nach der allgemeinen Ausbreitung der Buchdruckerkunst kennen. Und dieses ist eben der große Vortheil dieser Erfindung, daß jedes Licht der Erkenntniß, welches das menschliche Geschlecht auf eine höhere Stufe geistiger Klarheit erhebt, nicht mehr ein Eigenthum weniger bleibt, sondern ein Gut ganzer Völker werden kann. Insofern ist die Buchdruckerkunst schon oben die wichtigste Erfindung der neueren Zeiten genannt worden, und greift auf wunderwürdige Weise in die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts ein. Denn das ist eben das Gesetz in dieser Entwicklung, welches sich vom Anfang aller Geschichte bis auf den heutigen Tag am klarsten erkennen läßt, daß die Bildung und Aufhellung des Geistes immer weitere Kreise einnimmt und eine immer größere Zahl der Menschen ergreift. Und wenn auch darüber gestritten werden mag, ob wir im Ganzen genommen in den Wissenschaften und Künsten auf höherer Stufe stehen, als manche Völker der alten und mittleren Zeit, so ist doch der Fortschritt in der allgemeineren Ausbreitung der Erkenntniß auf keine Weise abzu-

leugnen, und die Buchdruckerkunst ist der große Hebel hierin gewesen.

Wir schließen diese allgemeine Betrachtung des jetzt geendigten Zeitraumes mit einigen Worten über die Folgen **der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien.** Sie gingen zwar nicht von unserm Vaterlande aus, aber sie hatten doch vielfachen Einfluß auf dasselbe; nicht nur durch die Erweiterung des Gedankenkreises im Allgemeinen, welche für den menschlichen Geist daraus folgen mußte, sondern auch insbesondere durch die Veränderung des **Welthandels.** Bis dahin waren die ostindischen Erzeugnisse, deren Europa jedes Jahr einen beträchtlichen Vorrath bedurfte, auf verschiedenen Wegen durch Asien an das mittelländische Meer gekommen, und vorzüglich durch die italienischen Seestaaten abgeholt und weiter verfahren. Der Landweg zu den nördlichen Gegenden ging dann, wie schon früher entwickelt ist, durch Teutschland. — Nun aber, nachdem die Portugiesen 1498 den Seeweg um Afrika herum gefunden hatten, konnten sie, bei den großen Vortheilen der Seefracht, bald alle andere Völker aus dem ostindischen Handel verdrängen; Venedig und die andern italienischen Seestaaten sanken, und auch Teutschland fühlte die Folgen mittelbar sehr bald. Sein Handel sank gleichfalls, so wie der der Portugiesen und Spanier stieg; und durch den großen Umschwung zerfiel auch der große Bund der **Hansa,** obgleich sein Handel viele andere Waaren umfaßte. Die teutschen Städte konnten sich auf der alten Höhe des Reichthums und der Macht nicht erhalten, und so wurde der aufstrebenden fürstlichen Gewalt immer mehr der Weg gebahnt.

Der folgende Zeitraum wird uns die Folgen aller dieser wichtigen Entwicklungen näher zeigen.

leugnen, und die Buchd
Hebel hierin gewesen.

Wir schließen diese a
jetzt geendigten Zeitraumes
die Folgen der Entd
und des Seewege
Sie gingen zwar nicht vo
aber sie hatten doch vielfa
nicht nur durch die Erwe
ses im Allgemeinen, we
Geist daraus folgen mu
sondere durch die Verände
Bis dahin waren die os
ren Europa jedes Jahr ei
bedurfte, auf verschieden
das mittelländische Meer
durch die italienischen Se
ter verfahren. Der Land
genden ging dann, wie
durch Teutschland. — N
tugiesen 1498 den Seew
den hatten, konnten sie,
der Seefracht, bald all
ostindischen Handel verd
andern italienischen Se
Teutschland fühlte die F
Sein Handel sank gleich
tugiesen und Spanier st
Umschwung zerfiel auch de
obgleich sein Handel viel
Die teutschen Städte k
Höhe des Reichthums u
ten, und so wurde de
Gewalt immer mehr der

Der folgende Zeitr
aller dieser wichtigen En

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohlrausch, Friedrich, 1780-1867

Die deutsche Geschichte

Bd.: [1]

Elberfeld (1816)

Germ.g. 232 h-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016303-6